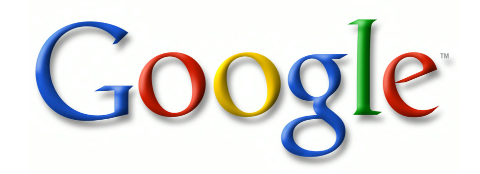




# Erläuterungen

zu

# den deutschen Klassikern.

Erste Abtheilung:

## Erläuterungen zu Goethes Werken.

---

## XV. Erzählungen 1.

Leipzig,
Verlag von Ed. Wartig.
1873.

# Goethes
# Reise der Söhne Megaprazons
und
# Unterhaltnngen deutscher Ausgewanderten.

Erläutert
von
**Heinrich Düntzer.**

Leipzig,
Verlag von Ed. Wartig.
1873.

# Erläuterungen

zu

# den deutschen Klassikern.

Erste Abtheilung:

**Erläuterungen zu Goethes Werken.**

---

**XV. Erzählungen 1.**

Leipzig,
Verlag von Ed. Wartig.
1873.

# Goethes
# Reise der Söhne Megaprazons
und
# Unterhaltungen deutscher Ausgewanderten.

Erläutert

von

**Heinrich Düntzer.**

Leipzig,
Verlag von Ed. Wartig.
1873.

Ihre Geschichte sei unterhaltend, so lange wir sie hören, befriedigend, wenn sie zu Ende ist, und hinterlasse uns einen stillen Reiz, weiter nachzudenken.

# Reise der Söhne Megaprazons. *)

Die französische Staatsumwälzung hatte auch die weimarer Gesellschaft in zwei sich leidenschaftlich bekämpfende Parteien getheilt. Herder und besonders Knebel zeigten sich als begeisterte Freunde des neuen Völkermorgens, und sprachen ihre lebhafte Theilnahme an der durch die großartige Erhebung errungenen Freiheit und ihren demokratischen Haß der gestürzten Mißregierung auch am Hofe oft auf schroffste, fürstenfeindlichste Weise aus. Goethe, der gerade damals auf das innigste dem Herzoge und der Herzogin sich verbunden fühlte, ward durch den gewaltigen Umsturz aller Verhältnisse eines so mächtigen Reiches, der auch auf Deutschland seine Wirkung üben mußte und manche mit dem Gedanken an einen gleichen Umsturz und die rascheste Durchsetzung vollster Volksfreiheit erfüllte, um so lebhafter beunruhigt, als er von politischen, oft in erbitterte Kämpfe ausbrechenden Gesprächen sich überall bedrängt sah; lebte er selbst ja der Ueberzeugung, daß das wahre Glück des Staates nur durch ruhige Entwicklung ge-

*) Meine in Herrigs Archiv III, 261 ff. (1847), dann in den „Studien zu Goethes Werken" (1849) gegebene Auslegung hat in dieser ganz neuen Bearbeitung manche Ergänzungen und Berichtigungen im einzelnen gefunden. Von anderer Seite ist keine selbständige Behandlung bis heute erschienen.

fördert werden könne, und die sonderbar verworrenen Verhältnisse des deutschen Reiches schienen ihm am wenigsten durch eine gewaltsame Erschütterung und Umwälzung aller Zustände irgend zu einer glücklichen Gestaltung gelangen zu können. Dazu kam der Widerstreit Preußens und Oesterreichs, der einen baldigen Ausbruch fürchten ließ. Mit der Herzogin, deren Abneigung gegen die französischen Zustände zu höchster Erbitterung gestiegen war, wünschte er für alle und sich selbst nichts dringender als Ruhe und Frieden; sein häusliches Glück friedlich genießen und nach Vollendung der Ausgabe seiner Werke sich ganz den Naturwissenschaften, der Kunst und den in seinem Kreise liegenden Geschäften widmen zu können war der innigste Wunsch seines Herzens. Doch noch einmal trieb es ihn auf kurze Zeit nach Oberitalien, von wo er die Herzogin Mutter abholen wollte, und kurz darauf folgte er dem Rufe des Herzogs nach dem preußischen Lager in Schlesien, da Preußen und Oesterreich sich gewaffnet gegenüberstanden. Am Ende des Jahres 1790 gewann er eine optische Entdeckung, die ihn zu leidenschaftlichster Verfolgung ihrer, wie ihm schien, die ganze Farbenlehre umgestaltenden Ergebnisse trieb, und zugleich nahm die Gründung und Leitung eines herzoglichen Theaters in Weimar seine Thätigkeit lebhaft in Anspruch. Für letzteres schrieb er seinen auf der Halsbandgeschichte, welche die sittliche Zerrüttung Frankreichs so schrecklich bloß gelegt hatte, beruhenden Großcophta, der am 17. Dezember 1791 die Bühne nicht ohne Beifall betrat und zweimal wiederholt wurde. Von seinen Beiträgen zur Optik erschienen zwei Stücke, das zweite Ostern 1792. Jede Hoffnung auf Frieden war unterdessen geschwunden, da die französische Nationalversammlung Oesterreich den Krieg erklärt hatte, und Preußen für seinen in Belgien angegriffenen Verbündeten mit eintreten mußte. Gerade in dieser Zeit

scheint die unheilvolle Wirkung der französischen, die Welt bedrohenden Staatsumwälzung Goethes dichterische Thätigkeit angeregt zu haben. Am 29. Juli, eben ehe er an den Rhein ging, von wo er seinem Herzoge auf dem Zuge nach Frankreich folgen sollte, meldete er dem Komponisten Reichardt, er schreibe jetzt wieder ein paar Stücke, die sie (wie seinen kalt, zum Theil mit Verwunderung aufgenommenen Großcophta) nicht aufführen würden; das schade aber nicht, da er gewiß sei, mit dem denkenden Theile seiner Nation sich auf diesem Wege zu unterhalten. Die damals beabsichtigten Stücke scheinen politischer Natur gewesen zu sein. Der Plan zu der Reise der Söhne Megaprazons dürfte bereits früher fallen. Nach Riemer gehören die Bruchstücke, die er im August 1792 mit an den Rhein nahm, und wohl auch der Plan, in dasselbe Jahr; jede genauere Zeitbestimmung fehlt uns, da Goethes Tagebücher noch immer ungedruckt in seinem Hausarchiv liegen.

Goethe lehnte sich hier an die Beschreibung der Reise Pantagruels nach dem Orakel der heiligen Flasche der Priesterin Bacbuc an, welche der Arzt François Rabelais im vierten und fünften Buche seines satirischen, die Mängel aller Stände, insonderheit der Fürsten und der Geistlichen geißelnden Pantagruel (1535) gegeben. Wenn dieser als Ziel der Reise das Orakel der heiligen Flasche setzt, die aber die Priesterin, nachdem die Reisenden endlich zu ihrer Insel gelangt sind und ihren Tempel betreten haben, zerspringen läßt, und im Gegensatze zu dem eiteln Verlangen, das Glück durch eine höhere Macht zu gewinnen, den Menschen auf seine eigene Kraft hinweist, so wollte Goethe, der seine Reisenden nach keinem bestimmten Ziele reisen, sondern bloß auf Entdeckung unbekannter Länder ausgehn läßt, durch die märchenhafte Erzählung seiner von politischen Gegensätzen erregten Zeit den Gedanken veranschaulichen, daß es nicht auf die

Staatsform ankomme, sondern darauf, daß jeder im Staate an seinem Theile durch rege Thätigkeit und redliche Benutzung der ihm verliehenen Kräfte zum allgemeinen Besten beitrage, eine Lehre, die immerfort sein politisches Glaubensbekenntniß blieb. Dabei aber wollte er auf die religiöse Unduldsamkeit und die das Volk zu ihrem Zwecke mißbrauchende Priesterherrschaft ein scharfes Licht fallen lassen. Hierzu bediente er sich der von Rabelais glücklich ersonnenen Inseln der Papimanen und Papefiguen, der Papstschwärmer und der von ihnen unterjochten und mit diesem Spottnamen belegten Papsthöhner. Bei Rabelais sendet der auf alter Volkssage beruhende Riese Gargantua seinen Sohn Pantagruel aus. Ihn begleiten Panurge (nach dem Griechischen *πανοῦργος*, der Listige, Schlaue, Betrügerische), dessen Bekanntschaft er in Paris gemacht hat, Bruder Jean des Entommeurs, Johann von den Einschnitten (entommèr gleich entamer, nach dem griechischen *ἐντομή*), der seinen Namen von den fürchterlichen Schlägen seines oben mit einem Kreuze versehenen Stockes hat, Epistemon (*ἐπιστήμων*, der Verständige), Ponocrates (der Mühestarke, nach einem von Rabelais gebildeten *πονοκρατής*), der letzte Lehrer des Gargantua, Gymnaste (*γυμναστής*, der Lehrer der Gymnastik), der Stallmeister des Gargantua, Eusthenes (*εὐσθενής*, der Starke), Rhizotame (*ῥιζοτόμος*, Wurzelschneider), der Botaniker Gargantuas, Carpalim (nach dem griechischen *καρπάλιμος*, der Rasche) und andere Diener; auch der große Reisende Xenomanes (*ξενομανής*), der von seiner übermäßigen Liebe der Fremde den Namen führt, schließt sich der Reise an. Bei Goethe machen die Ururenkel des Pantagruel die Reise. Der Name ihres von Goethe erfundenen Vaters und Urenkels von Pantagruel, Megaprazon, d. i. der Großes thuende (es ist eine falsche Bildung statt Megapragmon, oder Megalopragmon, oder wenigstens Me=

gaprasson aus einem zusammengeschobenen, nicht zusammengesetzten μέγα πράσσων), deutet auf den zu Grunde liegenden Gedanken, daß das Große nur durch gemeinsame Thätigkeit erwirkt wird. Diesem Megaprazon gab er sechs Söhne, von welchen jeder sich durch eine besondere Gabe auszeichnen sollte. In der Beschreibung der Campagne in Frankreich spricht Goethe zweimal bei der Erwähnung unserer Reise von sieben Brüdern. „Ich hatte seit der Revolution, mich von dem wilden Wesen einigermaßen zu zerstreuen, ein wunderbares Werk begonnen", schreibt er, „eine Reise von sieben Brüdern verschiedener Art, jeder nach seiner Weise dem Bunde dienend, durchaus abenteuerlich und märchenhaft, verworren, Aussicht und Absicht verbergend, ein Gleichniß unseres eigenen Zustandes. Man verlangte (bei seinem Freunde Jacobi zu Pempelfort im November 1792) eine Vorlesung, ich ließ mich nicht viel bitten und rückte mit meinen Heften hervor; aber ich bedurfte auch nur wenig Zeit, um zu bemerken, daß niemand davon erbaut sei. Ich ließ daher meine wandernde Familie in irgend einem Hafen und mein weiteres Manuscript auf sich selbst beruhen." Goethe irrt sich hierbei in mehrern Punkten, was nicht zu verwundern, da er diese Stelle mehr als ein Vierteljahrhundert später aus abgeblaßter Erinnerung schrieb. Freilich scheinen im Plane sieben Brüder angenommen, sechs neben Panurg, der allein mit Namen genannt ist, während zwei andere mit X und Y bezeichnet waren, aber in der Ausführung, von welcher hier die Rede ist, finden wir nur sechs, die erst mit dem Vater, der nach dem Plane sie auf der Reise begleiten sollte, die Siebenzahl ausmachen. Goethe ward zu der Erwähnung von sieben Brüdern wohl dadurch gebracht, daß diese in ähnlichen Dichtungen die gewöhnliche ist. Wir erinnern hierbei an seinen eigenen in frühester Zeit zur Uebung im schriftlichen Ge-

brauche verschiedener Sprachen ersonnenen Roman „von sechs bis sieben Geschwistern, die, von einander entfernt und in der Welt zerstreut, sich wechselseitig Nachricht von ihren Zuständen und Empfindungen geben". Aus der weitern Ausführung daselbst ergibt sich, daß dort sechs Brüder und eine Schwester eingeführt werden sollten. Wenn Goethe bemerkt, er habe seine wandernde Familie in irgend einem Hafen und sein weiteres Manuscript auf sich selbst beruhen lassen, so bedenke man, daß das Vorhandene (und kaum dürfte etwas verloren gegangen sein) so wenig umfangreich ist, daß es kaum zu einer kurzen Vorlesung genügte. Unter dem Hafen könnte der der Insel der Papimanen verstanden werden, oder der bei der Residenz der Monarchomanen, aber das Einlaufen wird eben in den ausgeführten Bruchstücken gar nicht beschrieben und das Stück bis zur Ankunft daselbst ist gar zu kurz. Ohne Zweifel erinnerte sich der Dichter des einzelnen gar nicht mehr genau; sonst würde er auch wenigstens einiges näher angegeben haben, was die Richtung und Reise des Ganzen wenigstens angedeutet hätte. Auch die Bezeichnung der Brüder als eines Bundes trifft ebensowenig zu als die kurze Angabe des Charakters der ganzen Erzählung, die er sogar als „verworren" bezeichnet. Uebrigens dürfte Goethe bei seiner Vorlesung die einzelnen Bruchstücke durch kurze Angabe der dazwischen liegenden Handlung verbunden haben.

Zwei der Brüder, Panurg und Epistemon, von denen nur der erstere schon im Plane vorkommt, führen denselben Namen, den Rabelais zweien Begleitern seines Pantagruel gibt. Panurg soll den Schlauen, Listigen bezeichnen; als solcher sucht er den arglosen Fischen nachzustellen, wozu er Netze strickt. Der kluge Palamedes der alten griechischen Sage wird von Odysseus beim Fischfange getödtet. Wenn Panurg des Meeres Brut „mit Witz

und List" hinauflockt, so zeichnet sich dagegen der älteste Bruder Epistemon durch besonnene Weisheit aus, auf die auch sein Name, der Verständige, hindeutet; er führt das Steuer und leitet das ganze Unternehmen. Er erscheint als der würdige Sohn seines Vaters; denn nur durch Besonnenheit läßt sich etwas Großes zu Stande bringen, auf welches der Name Megaprazons geht. Den geraden Gegensatz zum ältesten Bruder bildet der jüngste, Eutyches (Εὐτυχής), der Glückliche, der Sohn des Glücks, dem dieses ohne alles Zuthun in den Schoß fällt. Während die übrigen Brüder, jeder auf seine Weise, thätig sind, schläft er am lichten Tage ganz unbesorgt auf seiner Matte, so daß Epistemon ihn erst wecken lassen muß, als er allen Brüdern eine Mittheilung des Vaters zu machen hat. Zu dem Glücke, das er macht, soll seine Schönheit dem blauäugigen, blondgelockten, mit scharfen Sinnen begabten Jüngling verhelfen. Wenn der Dichter auch im zweiten Theil des „Faust" hervorhebt, Verstand und Glück müßten sich verketten, was den Thoren nie einfalle, so wußte er doch sehr wohl, daß es so manche reine Söhne des Glücks gibt, daß, wie das Sprichwort sagt, Glück über Witz geht, das Glück der Dummen Vormund ist, und insbesondere die Schönheit manchem zum Glücke verholfen hat. Ein vierter Bruder, Alkides, dessen Name ihn als einen zweiten Hercules bezeichnet, wie bei Rabelais Eusthenes, beweist seinen Vorzug der Stärke dadurch, daß er auf dem Schiffe den Delphinen mit dem Wurfspieß auflauert, was freilich auffällig ist, da unser Dichter selbst auf der Meerfahrt nach Sizilien erfahren hatte, welche freundliche Begleiter des Schiffes diese geselligen Thiere sind; aber der muthbelebte Krieger sucht auch auf der See einen Gegner, an dem er seine Kraft übe. Die Gabe der Beredtsamkeit ist dem Euphemon, dem Wohlredner, verliehen, der auch auf dem Meere nicht unterlassen

kann, etwas auf seiner Schreibtafel aufzuzeichnen, wie der Dichter hinzufügt, wohl eine Rede, die er bei der ersten Landung halten wollte. Bei der Namensform ließ sich Goethe wohl durch Epistemon verleiten; denn ist auch die Bildung auf —*μων* bei *ἐπιστήμων* ganz an der Stelle, in der Zusammensetzung von *εὖ* mit *φήμη* widerspricht die Endung *ων* dem griechischen Gebrauch; der Name müßte *Εὔφημος* heißen, wie *Πολύφημος*, *Περίφημος*, *Ἀγλαόφημος*, *Νικόφημος*, wenn auch freilich von *γνώμη εὐγνώμων* gebildet wird. Bei der Doppelbedeutung von *φήμη*, das häufig das Gerücht bezeichnet, würde man noch lieber ein *Εὐφῶν*, wie *Καλλιφῶν*, wenn nicht gar dies selbst, oder *Εὔφωνος*, *Καλλίφωνος* gewählt sehn, um anderer Wörter ähnlicher Bedeutung nicht zu gedenken. Der sechste der Brüder, der Meerpflanzen trocknet, heißt Alciphon (nach Alkides erwartet man Alkiphron). Der Name erweist sich als ungehörig, da *ἀλκίφρων* starkmuthig heißt; passender wäre ein *Ἐπίφρων* oder *Πολύφρων* oder ein anderes den scharfsinnigen Forscher bezeichnendes Wort. Die sechs Brüder zeichnen sich also ihren Namen nach durch Verstand, List, Stärke, Beredtsamkeit, Forschungssinn und Schönheit aus.

Bei der Ausführung, zu welcher Goethe noch vor Vollendung des ganzen im einzelnen entworfenen Planes überging, ist mehrfach von diesem abgewichen. Nach dem Plane begleitete Megaprazon seine Söhne selbst auf der Reise. Am frühesten Morgen sollte er seinen ältesten Sohn Epistemon zu sich berufen und ihm die Absicht ihrer großen Reise mittheilen. Dieser sollte dann wohl seine Brüder davon benachrichtigen; wobei der Dichter die Gelegenheit ergreifen wollte, Namen und Charaktere derselben auszuführen, die sich in der verschiedenen Art verriethen, wie sie sich zur Reise ausrüsteten. Als sie mit ihren Kasten und Päcken herankommen, belobt Megaprazon diejenigen, welche an alles

gedacht, was man auf der Reise brauche; denn der Ausdruck „Lobrede auf die Häuslichen“ dürfte hierauf deuten, nicht etwa darauf, daß Megaprazon die, welche zu Hause sich zufrieden fühlen, gelobt habe, im Gegensatze zu ihnen, die jetzt in die weite Welt auf Entdeckungen ausfahren. Auf der nach sofortiger Einschiffung unternommenen Fahrt kommen sie zunächst nach Neapel, dessen herrlichen Golf der Dichter nach eigener Anschauung zu beschreiben gedachte, um dabei hervorzuheben, daß selbst die Schönheit dieses einzigen Ortes die auf Entdeckungen ausgehenden Reisenden nicht zurückzuhalten vermag. „Ach, das Schöne liegt so nah!“ Als sie von Neapel abgefahren sind, bemerkt Mepagrazon, das Gold, mit welchem sie reichlich versehen seien, werde ihnen überall Eingang verschaffen. Jeder der Brüder denkt schon, was er mit dem Golde sich verschaffen wolle, als Mepagrazon plötzlich zu allgemeinem Entsetzen die Fäßchen ins Meer wirft, damit jeder bloß durch seine natürlichen Gaben und das, womit er sich diesem gemäß versehen habe, auf der großen Entdeckungsreise sich durchhelfe.

Als der Dichter zur Ausführung schritt, ließ er den Vater zu Hause und nur die sechs Brüder die Reise unternehmen, deren verschiedenen Charakter er gleich am Anfang in Szene setzte. Sehr glücklich führt er uns gleich in die Mitte der Reise, die ohne Unfall von Statten ging und zuletzt mehrere Tage beim besten Winde schon so lange Zeit gedauert hatte, daß sie bald Land zu sehn hofften. Diese Hoffnung gründete sich (dies wird, um zu große Ausführlichkeit zu vermeiden, übergangen) auf die Aussage Epistemons, der das Steuer führte und die Seekarte verglich. Die Brüder selbst werden hier zuerst einfach als „trefflich“ bezeichnet, insofern sie alle in ihrer Art ausgezeichnet sind, und hervorgehoben, daß alle nach ihrer Weise beschäftigt waren, wozu

auch das arglose Schlafen des Eutyches am hellen Tage gehört. Jetzt erst geht der Dichter zur genauen Bezeichnung der Zeit über, in welcher die Erzählung beginnt. Es war Nachmittag, und Epistemon überzeugte sich eben durch Vergleichung der Winde und der Karte*), daß sie auf der Höhe angelangt waren, die der Vater ihm als den Punkt angegeben hatte, auf welchem er ein ihm anvertrautes seidenes Tuch eröffnen lassen solle; denn für jeden der Brüder war daran ein Knoten, den nur er nach der von seinem Vater ihm gegebenen Anweisung lösen konnte. Man erinnert sich dabei des Knotens, den nach der Odyssee (VIII, 477 f.) Circe den Odysseus gelehrt hatte. Es war wie ein Testament des Vaters, das nur gemeinschaftlich geöffnet werden sollte, wenn auch die Rückkehr zur Heimat, da mehrere von ihnen Frau und Kinder haben, allgemein gehofft wird. Epistemon ruft die Brüder auf; sie sollen einen Augenblick ihre Geschäfte unterbrechen, zu denen auch des Eutyches Schlaf gehört, und sich um ihn im Kreise setzen. Hierbei tritt des Eutyches schöne Jünglingsgestalt in anschaulicher Bewegung hervor. Das Tuch, welches feierlich mit rührender Erinnerung an den Vater geöffnet wird, enthält einen Brief Megaprazons, der uns zunächst von der Ausrüstung der Brüder zu ihrer Reise unterrichtet, dann aber den Brüdern eine überraschende Mittheilung macht, die auf die Absicht des Vaters ein aufklärendes Licht wirft. Die für den Leser wichtige Bemerkung über die Ausrüstung der Söhne ist der Art gehalten, daß sie eben jetzt, wo diesen eine überraschende Mittheilung gemacht werden soll, sich ganz an der Stelle findet; denn dadurch,

*) Statt „die Karten" erwartete man, wie unten, die Einzahl „die Karte", doch steht auch im zweiten Capitel „seine Karten". Der Wechsel ist wohl ohne Anstoß, insofern man an eine Hauptkarte neben einigen andern denken kann.

daß der Vater hervorhebt, wie er immer ihr Bestes im Auge gehabt, will er in ihnen die Ueberzeugung erwecken, daß dieses auch bei der auffallenden Täuschung, die er sich gegen sie erlaubt hat, der Fall sei. Schon der Gruß: „Glück und Wohlfahrt, guten Muth und Gebrauch eurer Kräfte!" bezeichnet das, was sie selbst für sich thun müssen, um ihren Zweck glücklich zu erreichen; denn auf ihrer abenteuerlichen Reise bedürfen sie vor allem guten Muthes und frohen Gebrauches der einem jeden verliehenen Kräfte, wozu sie durch die ihnen gegebene Erziehung herangebildet sind. Der Gruß erinnert an Epikur, der statt des gewöhnlichen Grußes *Χαίρειν* („Heil!") am Anfange des Briefes zu setzen pflegte: *Εὖ πράττειν* („Befinde dich wohl!") und *Σπουδαίως ζῆν ἄριστον* („Tüchtig zu sein ist das Beste!"). Bei allen seinen Reichthümern, erklärt Megaprazon, seien seine Kinder sein größter Schatz; auch habe er alle Sorgfalt auf die zweckmäßige Ausbildung der „eigenen Gaben" verwandt, welche jedem von ihnen die Gunst der Natur verliehen habe. Die Ansicht, in jedem gerade die Fähigkeiten auszubilden, welche ihm die Natur besonders gegeben habe, tritt in den Wanderjahren hervor, während die Lehrjahre auf eine allseitige Bildung gerichtet sind, aber doch auch den andern Grundsatz, daß jede Anlage die Kraft, sie zu vollenden, in sich trage, und als solche ausgebildet werden müsse, hervortreten lassen (VIII, 5). Zu dieser glücklichen Ausbildung rechnet er auch, daß er allen, für die es an der Zeit gewesen, eine Frau gegeben. Man erinnert sich hierbei der Aeußerung Goethes an Jacobi (im Juli 1793): „Georgen wünsche ich Glück zur Liebschaft. Laß ihn bald heiraten! so ist für seine Erziehung gesorgt, wenn er einige Anlage hat vernünftig zu werden." Anderswo sagt er, was die Frauen an uns noch unausgebildet ließen, werde durch den Umgang mit den Kindern ausgebildet. Auch

die Reise, wozu er sie ausgerüstet, fährt Megaprazon fort, habe er mit Rücksicht auf ihr Bestes für sie bestimmt. Hierbei knüpft er an das an, was ihrem Urgroßvater Pantagruel gelungen sei, den Besuch und die Entdeckung merkwürdiger und schöner Inseln und Länder, von denen er die Inseln der Papimanen (Papimanes) und Papefiguen (Papefigues), zu denen Pantagruel bei Rabelais in umgekehrter Folge kommt, die Laterneninsel (Pantagruel gelangt erst, nachdem er noch viele andere Inseln besucht hat, zum pays de Lanternois) und endlich die Orakel der heiligen Flasche nennt. Bei Rabelais gelangt Pantagruel von dem Laternenlande mit einer von dort erhaltenen Laterne unmittelbar zur Insel, auf welcher das oracle de la Bouteille oder, wie es gleich am Anfange der Reise heißt, oracle de la dive Bouteille Bacbuc, während später die Priesterin den Namen Bacbuc führt. Da diese Inseln neuerdings entweder von keinen Reisenden betreten worden oder sie denselben andere Namen beigelegt und ihre von Pantagruel beschriebenen Sitten unbeachtet gelassen haben müßten, so sollen sie, als Ururenkel des großen Pantagruel, dessen Ehre wieder herzustellen und durch neue glänzende Entdeckungen sich selbst unsterblichen Ruhm zu erwerben suchen.*) Also nicht bloß die von Pantagruel gesehenen Gegenden sollen sie wieder besuchen und dessen Entdeckungen bestätigen, sie sollen auch neue entdecken. Megapražon hat sie aber die Richtung nach den Inseln der Papimanen und Papefiguen nehmen lassen und den Punkt in der Nähe derselben bestimmt, an welchem sie seine Mittheilung wegen der Fäßchen empfangen sollen. Der Brief geht nun dazu über, daß sie zu ihrem

*) Etwas auffallend wird zuerst „die glänzende Nachlese" neuer Entdeckungen genannt, und dann das Auffrischen der Ehre ihres Aeltervaters durch Bestätigung seiner Berichte mit dem Erwerben eigenen Ruhmes durch jene neuen Entdeckungen verbunden.



Zwecke trefflich ausgestattet seien. Zunächst haben sie ein mit allem ausgestattetes künstlich gebautes kleines Schiff. Bei Rabelais hat Pantagruel zwölf Schiffe, von denen das größte, auf welchem er selbst sich befindet, Thalamege, nach dem Prachtschiffe Θαλαμηγός des Ptolemäus Philopator, heißt. Megaprazon fährt fort, er habe ihnen zu bedenken gegeben, daß man in der Fremde sich auf verschiedenen Wegen angenehm machen könne, und ihnen gerathen, jeder solle sich zu diesem Zwecke diejenigen Waaren und Hülfsmittel mitnehmen, die er für sich dazu geeignet halte. So haben sie denn, jeder für sich, das Schiff mit Kisten beladen, welche dasjenige enthalten, was sie zu diesem Zwecke sich angeschafft haben. Auch Geld hatten sie zuletzt verlangt, und da hatte er für jeden ein Fäßchen aufs Schiff bringen lassen. Jetzt aber hören sie zu ihrer höchst unangenehmen Ueberraschung, daß die Fäßchen kein Geld enthalten. Diese Wendung ist eine glückliche Veränderung der im Plane beabsichtigten Versenkung der Goldfäßchen auf dem Meere durch den Vater selbst. Megaprazon fügt hinzu, sie würden auch diese Täuschung, welche sie im ersten Augenblick fast erbittern werde, bald als eine wahre Wohlthat preisen, da sie dadurch getrieben werden würden, der Welt zu zeigen, daß sie der Reichthümer werth seien, die er ihnen hinterlassen werde. Die „trefflichen Gedanken, richtigen Bemerkungen, heilsamen Ermahnungen und schönen Aussichten“, welche der Brief noch weiter enthielt, übergeht der Dichter mit Recht, weil sie die Erzählung gleich im Anfange zu sehr aufhalten würden, gedenkt ihrer nur im allgemeinen zur Bezeichnung der durch die überraschende Mittheilung hervorgebrachten Bestürzung, welche jeden nur bedenken ließ, wie er sich denn jetzt ohne Geld durchbringen werde. Welche Absicht der Vater bei der Entblößung von Geldmitteln hatte, spricht der Brief nicht aus, aber der Dichter deutet

diese durch die Beschreibung an, wie rasch sie in Erfüllung gegangen. Noch vor Beendigung der wohl noch eine halbe Stunde dauernden Vorlesung (auch das hatte der Vater trefflich angeordnet, damit sie nicht gleich ihre Bestürzung und ihre Erbitterung aussprechen könnten, sondern sich vorher faßten), hatten alle, da sie sich auf sich allein angewiesen sahen, in sich selbst Mittel genug gefunden, durch welche sie in der Fremde sich beliebt zu machen und durchzukommen hoffen durften. Hierdurch wurde ein vergnügliches allgemeines Gespräch veranlaßt, das sich bis tief in die Nacht fortsetzte, da man gar nicht fertig werden konnte mit Plänen, Aussichten und Träumen über die nächste Zukunft, die jedes einzelnen Thatkraft so entschieden in Anspruch nehmen sollte. Auf diese Weise ist mit dem Schlusse des ersten Capitels die Exposition der Erzählung auf die glücklichste Weise vollendet. Wir kennen den Zweck der Reise, die Charaktere und die Ausbildung der sechs Brüder und ihren festen Entschluß, die ihnen verliehenen Gaben und die zu ihrem Zwecke mitgeführten Hülfsmittel mit Klugheit zum besten Fortkommen in der Fremde zu verwenden, ja alle brennen vor Verlangen, dort ihre Gaben auf zweckmäßigste Weise zu verwenden. Der Brief Megaprazons ist eine schöne Erfindung Goethes. Bei Rabelais kommt auf märchenhafte Weise Malicorne, der Vorschneider Gargantuas, auf einem Schnellschiffe zu dem auf der Insel Medamothi (*Μηδαμόθι*, Nirgendwo, entsprechend dem Utopien von Thomas Morus), ihrem ersten Landungsorte, nach viermonatlicher Fahrt, verweilenden Pantagruel; aber diese Sendung ist für die Reise selbst ohne irgend eine Bedeutung; den Brief des Vaters und die Antwort des Sohnes hat Rabelais in seiner satirischen Weise ausgeführt, ohne in ihm für die Handlung selbst wesentliche Züge zu bieten.

Gleich am folgenden Tage kommen die Brüder in die Nähe

der Inseln der Papimanen und der Papefiguen. Bei Rabelais gelangt Pantagruel zuerst zu den Inseln der Papefiguen. Von dem hier früher wohnenden freien und reichen Volke der Guaillardets (der Name soll die Reformirten bezeichnen) hatten die Papimanen alles, was einen Bart hatte, niedergemacht, nur Frauen, Kinder, Jungfrauen und Knaben begnadigt, das ganze Land dienstbar gemacht und dem Volke den Namen Papsthöhner beigelegt. Der Grund zu dem plötzlichen feindlichen Ueberfall der Papimanen lag darin, daß, als der Bürgermeister, die Syndike und Oberrabiner der Papefiguen einst bei einem dort jährlich gefeierten Feste in einer Prozession das Bild des Papstes tragen sahen, einer von ihnen dies verspottete, ihm die Feige (la figue) machte, die in Italien noch gangbare Art ärgster Verspottung. Seit dieser Zeit berichtet Rabelais, herrschten alle Jahre auf der Insel Hagelschlag, Sturm, Pest, Hungersnoth und jedes Unglück als ewige Strafe für die Sünden der Vorfahren. Das Land war den Teufeln zugesprochen, freigegeben und überlassen, die häufig Umgang mit Männern und Frauen hatten. Selbst ein kleiner Teufel, der noch nicht schreiben und weder donnern noch hageln konnte, hatte sich des Kindes eines Landmannes durch einen schlauen Vertrag mit diesem zu bemächtigen gewußt, wurde aber, eben als Pantagruel auf der Insel war, durch die List von dessen alter Frau betrogen, eine Geschichte, deren Bearbeitung sich Lafontaine nicht entgehn ließ*). Pantagruel verließ sogleich die ganz verödete Insel, auf welcher seit drei Jahren eine so schreckliche Pest gewüthet hatte, daß mehr als die Hälfte des Landes verlassen und die Felder ohne Besitzer waren. Von dort fährt er einen ganzen

*) Vgl. dessen Contes et nouvelles IV, 5. Lafontaine hat die Geschichte glücklich gewendet.

Tag bis zur gesegneten Insel der Papimanen. Hier werden sie, als die an sie vor dem Landen gerichtete Frage, ob sie Ihn, den, der ist, den Gott auf Erden (den Papst), gesehen, von Panurg bejaht worden, mit fast göttlichen Ehren aufgenommen. Goethe erlaubte sich nicht allein in einzelnen Punkten über die Beschreibung von Rabelais herauszugehn, sondern er ließ zu seinem Zwecke die Insel der Papimanen ganz verödet und verfallen sein, die der Papefiguen in höchster Blüthe stehn, so daß seit den Zeiten Pantagruels eine völlige Umwandlung beider Inseln eingetreten war.

Sehr glücklich verwendet der Dichter seinen Eutyches, den durch Schönheit ausgezeichneten jüngsten der Reisenden, gleich dem Lynceus der Argonauten, indem er ihn nicht allein vor allen seinen Brüdern, sondern vor allen Menschen mit scharfen Sinnen begabt sein läßt. Dieser sieht schon aus weitester Ferne zwei sich gegenüberliegende Inseln. Nach seiner Karte erklärt Epistemon die Insel rechts für die der Papimanen, des frommen, wohlthätigen Volkes, bei dem Pantagruel so freundliche Aufnahme gefunden, weshalb sie auch nach Megaprazons Befehl dort zuerst landen sollen. Die Insel rechts muß demnach die auf ewig verwünschte und unglückliche Insel der Papefiguen sein. wo wenig wächst und das wenige noch von bösen Geistern zerstört oder verzehrt wird.

Das Bild beider Inseln führt er noch weiter auf freie Weise aus, indem er jener nicht allein das prächtigste Obst zu jeder Jahreszeit, sondern auch das schmackhafteste Gemüse, köstlichen Wein und frisches gutes Wasser durch die Gnade des göttlichen Statthalters auf Erden zuschreibt (Rabelais gedenkt bloß des durch die Dekretalen so herrlichen Weines und der kostbaren Birnen), dieser dagegen die schlechtesten Kohlrüben und Kohlrabis und häßlichen Weiber. Ganz natürlich freuen sich die Brüder auf das



„irdische Paradies“ der Insel der Papimanen; die wüste Insel der Papefiguen, über die der lustige Panurg launig sein vollstes Entsetzen ausspricht, wollen sie eben nur einmal betreten. Auf jener hoffen sie einen herrlichen Empfang, wie Pantagruel, der dort fast göttliche Ehren erhielt, da sie ja auch den Papst gesehen haben; denn daß sie das bloß angeben wollten, ist kaum anzunehmen, da sie von einer solchen Lüge das Schlimmste fürchten müßten. Fast dürfte es auffallen, daß der Dichter nicht Pantagruels Aufnahme und Bewirthung von Seiten des Bischofs Hormenaz bei Rabelais auf seine Weise benutzt.

Aber je näher sie kommen und je genauer Eutyches die beiden Inseln erkennt, um so mehr überzeugt er sich, daß sie insofern der Beschreibung Pantagruels nicht entsprechen, als die rechts liegende, auf welche sie zusteuern, da sie diese nach der Karte für die der Papimanen halten müssen, gar nicht bewohnt scheint. Eutyches schaut dort außer wenigen unangebauten Hügeln nur ungeheure Steinmassen, von denen er nicht zu sagen wagt, ob es Städte oder Felsenwände seien, wogegen die Insel zur Linken ein wahres Paradies, „ein Wohnsitz der zierlichsten und häuslichsten Götter“*), scheint. Die Rede des Eutyches wird einmal durch mehrere zugleich, dann durch Epistemon, zuletzt durch Alkides unterbrochen, der neben Epistemon und Panurg besonders hervortritt, wo es rasche Entscheidung gilt. Der schlaue Panurg glaubt das Räthsel auf die einfachste Weise durch die Annahme zu lösen, daß auf der Karte die Namen der beiden Inseln ver-

*) Die durch frische Thätigkeit Leben und Wohlstand um sich schaffenden Menschen werden geradezu Götter genannt. „Zierlich“ sind sie, insofern ihre Schöpfungen von ihrem Schönheitssinne Zeugniß gaben, „häuslich“, insofern sich in diesen das Streben nach behaglicher Häuslichkeit ausspricht.

wechselt seien, und räth entschieden, den eigenen Augen mehr als der Karte zu trauen. Freilich will Epistemon nichts auf die Zuverlässigkeit seiner Karte kommen lassen, aber natürlich wird er, da er keine andere Erklärung weiß und den Augenschein nicht leugnen kann, überstimmt, und so fügt er sich dem von Megaprazon weislich vorgeschriebenen Gesetze der Mehrheit.

Goethe hat hier den Plan bei der Ausführung glücklich verlassen; denn in diesem heißt es hier: „Weitere Reise. Der Steuermann behauptet, sie seien bei der Insel Papimanie. Streit darüber. Entscheidung. Sie fahren nach der andern Insel." Doch wie zuversichtlich auch Panurg ist, der Schlaue räth doch zur Vorsicht. Und so schlägt er vor, daß er mit einem seiner Brüder als Kundschafter ausgesandt werde. Im Plane heißt es von dem Besuche der Insel der Papimanen: „Panurgs Vorschlag. Wird bewundert. Er steigt aus, mit ihm X. und Y. Er kriegt Schläge. X. rettet ihn; entschuldigt ihn. Man erkennt den Irrthum. Sie werden gut aufgenommen. Die Papefiguen erzählen den Zustand ihrer Insel. Offerte, ob sie bleiben wollen. Bedingungen; gefallen nicht. Gehen ab."

Die Ausführung bricht hier leider gleich am Anfange ab. Wir hören von Panurg, daß in den Kisten, die er mit sich führt, die mannigfachsten Kostüme zu Maskeraden sich befinden, da er der Ueberzeugung war, schöne und auffallende Kleider würden bei den von ihnen aufgesuchten fremden Völkern ein treffliches Mittel sein, sich angenehm zu machen. Hiermit kann er sich und den beiden aushelfen, auch wohl gar durch Geschenke von solchem Trödel sich manche in fremden Landen verbinden. Diesmal zieht er die Tracht nicht eines Cardinals, aber doch eines vornehmen geistlichen Würdenträgers an. Er ist in schwarze Seide gekleidet, trägt ein gleiches Mäntelchen, violettseidene Strümpfe, Schuhe

mit großen silbernen Schnallen und in der Hand einen Claquehut, der mit einem violettgoldenen Bande umschlagen ist. Wie die schwarze Farbe auf den geistlichen Stand deutet, so die Violettfarbe auf die höhere geistliche Würde.*) Alkides soll auf Panurgs Wunsch die Ordenstracht eines geistlichen Ritters anziehen, eine rothe Uniform mit weißem Kragen, Aufschlägen und Klappen und einem großen weißen Kranz auf der linken Brust. Diese phantastische Tracht eines geistlichen Ritters behagt aber dem Alkides nicht, dem überhaupt jede Verkleidung zuwider ist, da er sich auf seine eigene Kraft verläßt, und kaum dürfte er sich dem Willen des schlauen Bruders gefügt haben, sondern bewaffnet ihn begleitet haben. Panurgs Verkleidung sollte sich als die allerunglücklichste für seinen Zweck erweisen; denn die Insel, welche sie betraten, war nicht, wie sie gemeint hatten, die der Papimanen, sondern die der aller geistlichen Herrschaft feindlichen Papefiguen. Da war es denn nicht zu vermeiden, daß man den hohen geistlichen Würdenträger mit Schlägen empfing. Wie Alkides ihn der drohenden Gefahr entreißen, ihn entschuldigen und den Irrthum entdecken sollte, ist nicht genau zu errathen. Wahrscheinlich zeichnete sich Alkides durch seine Kraft so aus, daß die angreifenden Papefiguen verwundert vor ihm zurückwichen. Er erklärte, daß die geistliche Tracht seines Bruders nur eine Verkleidung sei, weil er geglaubt, daß er ihnen als Verehrer des Papstes darin besonders gefallen werde, wo sie dann zu ihrer Ueberraschung vernahmen, daß sie auf der Insel der Papefiguen sich befinden. Als sie darüber ihre Freude bezeigen und sich als Gegner des Papismus erklären, werden sie freundlichst aufgenommen. Die Erzählung der Papi-

*) In der sechsten römischen Elegie bezeichnet Rothstrumpf den Kardinal, Violettstrumpf den Prälaten der höhern Geistlichkeit.

manen können wir höchstens im allgemeinen errathen. Alle Unfälle der Natur, welche die Insel getroffen, hatten bald aufgehört und in den unterdrückten jungen Papefiguen sich der alte Geist ihrer von Streben nach freier Thätigkeit erfüllten Eltern geregt, die gerade durch die Unterdrückung um so mächtiger gereizt worden war, sie hatten ihre ganze Kraft zu lebendiger Thätigkeit zusammengefaßt, und der Wohlstand war rasch gestiegen. Endlich waren sie so weit erstarkt, daß sie das schwer ertragene Joch abschütteln konnten. Wahrscheinlich gaben sie sich dann eine freie demokratische Verfassung, welche auf die möglichste Verwendung aller Kräfte zum gemeinsamen Besten ausging, wobei aber wohl eine streng realistische Richtung sich ausbildete, welche die höhern geistigen Bedürfnisse außer Acht ließ.*) Wenn die Reisenden auf die Einladung, sich bei ihnen niederzulassen, nicht eingehn zu können glauben, weil die vorgeschlagenen Bedingungen ihnen nicht gefallen, so möchte das wohl eben die Folge jener streng realistischen Richtung sein, welche sich in ihren Staatsgesetzen ausprägte, die dadurch unsern Reisenden unbequem fielen. An die demokratischen Ausschweifungen übelverstandener Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit dürfte bei den im Gegensatz zu den Papimanen ausgeführten Papefiguen nicht zu denken sein; diese würden eher auf der Ebene der Insel der Monarchomanen zur Darstellung gekommen sein, wohin unsere Reisenden zuletzt gelangen. Möglich, daß der Vorschlag, hier gleich eine der Töchter des Landes zu heiraten und sich den strengen für die Ansiedelung von Fremden vorgeschriebenen Gesetzen zu unterwerfen, die auf frische Abenteuer ausgehenden

*) Eigentliche Prachtbauten hat Eutyches auf ihrer Insel nicht bemerkt. Wir hören nur, daß alles zweckmäßig verwandt, „jedes Eckchen und Winkelchen genutzt" war, die Quellen nützlichen Zwecken dienten, weder die Felsen, noch die Bergrücken, noch die Gründe unbebaut geblieben waren.

Brüder zurückschreckte. Ob bloß Panurg und Alkides die Insel betreten sollten, oder auch die andern Brüder, von ihnen gerufen und von der Entdeckung, daß sie sich im Lande der freien Papefiguen befänden, benachrichtigt, sich bei ihnen einfanden, ist nicht sicher zu entscheiden.

Von der Insel der Papefiguen wenden sich Megaprazons Söhne nach Papimanie. Der Plan berichtet: „Kommen Nachts an. Steigen aus. Maskerade. Machen sich auf den Weg. Nacht. Fangen den Pygmäen. Bringen ihn ans Feuer. Erzählung des Pygmäen. Morgens nach Papimanie. Werden feindselig empfangen. Die Maskerade trägt nichts ein. Erkundigen sich nach der nähern Insel. Erzählung von der Insel der Monarchomanen. Vulcan. Zerspalten der Insel in drei schwimmende Theile. Residenz. Man zeigt sie von fern. Abschied." Von den Papefiguen, die sich ganz auf sich beschränkten, werden sie wenig über die Papimanen vernommen haben; daß die Insel unbebaut sei und sie sich auf ihre Stadt zurückgezogen hatten, werden diese ihnen wohl bestätigt haben. In der Stadt der Papimanen, die, wie die Insel, Papimanie heißt, hoffen sie gute Aufnahme zu finden, wenn sie in einer passenden Verkleidung sich daselbst vorstellen. Sie fahren so spät von der Insel der Papefiguen, um erst in der Nacht bei Papimanie zu landen. Wahrscheinlich verlassen sie alle das Schiff, das sie in einer Bucht sicher geborgen glauben. Welche Verkleidung sie gewählt, können wir nicht errathen. Sollten sie etwa als Abgesandte des Papstes sich eingeführt haben? Jedenfalls stand ihre Verkleidung in irgend einer Beziehung zur Hierarchie. Sie beeilen sich, daß sie mit dem frühen Morgen vor der Stadt erscheinen, ohne vorher von irgend einem Papimanen gesehen zu werden. Ueber den Fang des Pygmäen, den sie ans Feuer bringen und sich erzählen lassen, dürfen wir uns kaum eine Vermuthung

erlauben. Wohnen etwa jetzt auf der Insel nur Pygmäen? Sind diese nur zum Sprechen zu bringen, wenn man sie ans Feuer bringt, wie den Proteus in der Odyssee, wenn man ihn fesselt? Waren die übrigen Pygmäen vor den Brüdern geflohen? Denn daß dieser allein auf der Insel zurückgeblieben, scheint doch kaum anzunehmen. Und wovon erzählt er? Die von Rabelais ersonnene garstige Geschichte, wie Pantagruel Vater der Pygmäen geworden, ließ Goethe wohl ganz zur Seite. Erzählte er etwa, wie sie, die Kleinsten, die Insel überfallen und die Papimanen genöthigt hätten, sich auf ihre Stadt zurückzuziehen? Oder hatte er hierher den Krieg der Kraniche mit den Pygmäen erzählt? Das ist wenig wahrscheinlich; jedenfalls müßte dieser dann bei der spätern Ausführung, wo dieses Kampfes bei anderer Gelegenheit gedacht wird, hier in Wegfall gekommen sein. Wenn die beiden, trotz der mit Rücksicht auf die Verehrung des Papstes gewählten Verkleidung, bei den Papimanen feindselig empfangen werden, so muß auch in dieser Beziehung eine Veränderung mit ihnen vorgegangen sein. Da bietet sich nun von selbst die Vermuthung dar, daß die Unfälle, welche die Papimanen auf der von ihnen unterworfenen Insel der Papefiguen als Strafe der Verhöhnung des Papstes ansahen, bald darauf ihre eigene Insel trafen, dann gar die Pygmäen auf ihrer Insel erschienen, die sie, da sie ihnen nicht widerstehn konnten, zwangen, sich auf ihre Stadt zurückzuziehen. Hatte man nun früher den Segen des Landes der Gnade des Papstes zugeschrieben, so war jetzt auf einmal mit dem Glücke auch der Glaube an den Papst geschwunden, und so konnte es einem klugen Kopfe kaum schwer fallen, seine Landsleute zu überzeugen, daß sie in Folge ihres Irrglaubens so bestraft seien, und dadurch einem andern Glauben Eingang zu verschaffen. Vielleicht hatte gar der Bischof, der Nachfolger des hochwürdigen von



Rabelais eingeführten Hormenaz, den klugen Gedanken, Papimanie selbst als den Sitz des wahren Statthalters Gottes auf Erden darzustellen. Daß die Geistlichkeit hier noch in Blüthe stand, ersehen wir daraus, daß nach der erhaltenen Ausführung die Brüder den Papimanen beim Abschiede Rosenkränze, Scapuliere und Agnus Dei*) zurücklassen, die sie mit großer Dankbarkeit und Ehrfurcht annehmen. Daß die Brüder mit ihrer Verkleidung auch hier nichts ausrichteten, vielmehr ihre vorgebliche päpstliche Gesandtschaft ihnen eine feindselige Aufnahme bereitete, wäre dann ganz natürlich. Es ist ein treffender Zug, daß der Trug auf beiden Inseln wegen der dort eingetretenen Veränderung den Brüdern übel bekommt. Auch der Gegensatz der durch freie Thätigkeit zu steigendem Wohlstand gedeihenden und der unter dem Einflusse hierarchischer, blinden Glauben für das Höchste erklärenden Herrschaft immer mehr herabsinkenden Insel ist sehr glücklich, und würde Goethe in der Ausführung seine lebendige Ueberzeugung von dem Segen freier Entwicklung mit der vollen Frische der Darstellung, welche unsere Bruchstücke athmen, veranschaulicht haben.

„Die Uebel", welche die Insel „gequält", sollte einer der Papimanen erzählen; derselbe berichtete auch über den gleichzeitigen schrecklichen Ausbruch auf der eine Tagereise nördlich gelegenen Insel der Monarchomanen. Diese letzte Erzählung bis zum Abschiede der Brüder von der Insel der Papimanen hat der Dichter ausgeführt, da gerade auf die Darstellung der dort eingetretenen

*) Bei den Agnus Dei erinnert man sich des großen Einflusses, den die aus Rom eingeschmuggelten Agnus Dei unter Elisabeth in England übten, so daß deren Einführung unter schweren Strafen verboten wurde. Vgl. zu Schillers Maria Stuart S. 48. 150. Freilich an Agnus Dei, die zu Rom geweiht worden, dürfte man hier kaum denken.

Veränderungen der Hauptzweck seiner Reise der Söhne Megaprazons gerichtet war. Kaum hat der Papimane die wunderbaren und schrecklichen Naturbegebenheiten auf der „großen und merkwürdigen“ Insel der Monarchomanen vernommen, deren Kenntniß er wegen ihrer außerordentlichen Seltsamkeit bei ihnen in der Weise Ungebildeter voraussetzt, die nicht bedenken, daß Jemand ein ihnen wohl bekanntes Begebniß nicht wissen könne, so fordert Epistemon dringend eine genauere Erzählung, wie es sich damit verhalte, da Pantagruel auf seiner Reise diese Insel gar nicht besucht hat, und er wissen möchte, ob es sich verlohnte nach derselben zu segeln und ihre Verfassung kennen zu lernen. Als der Papimane aber erklärt, sie sei schwer zu finden, denkt der mit der Naturkunde vertraute Alciphron, sie sei, wie so manche Insel, von denen wir dies wissen, untergegangen. Die Erwiderung, sie habe sich auf und davon gemacht, setzt alle sechs Brüder in solche Verwunderung, daß sie wie mit einem Munde ihn zu genauer Erzählung dringend auffordern. Wir hören nun, daß die Insel der Monarchomanen vulkanisch sei, und von jeher aus drei sich wesentlich unterscheidenden Theilen bestanden, der auf das kostbarste und herrlichste erbauten Residenz, in welcher der König wie ein Gott auf Erden gethront, der nicht weit davon beginnenden steilen Küste, auf welcher die Vornehmen des Reiches sich angebaut (bei ihrer Beschreibung schweben dem Dichter die borromeischen Inseln vor wo schon Carlo Borromeo 1671 auf ähnliche Weise Gartenerde auf die nackten Felsen hatte fahren und Terrassen aufmauern lassen,*) endlich der fruchtbaren, vom Landvolke mit größter Sorgfalt bebauten Ebene. Unverkennbar sind der König, der Adel

*) Später ließ er seinen Wilhelm Meister diese Inseln besuchen (Wanderjahre III, 6).

und das Volk in dieser allegorischen Darstellung angedeutet. Die völlige Trennung besonders der Ebene von der steilen Küste und der Residenz und die mit bester Laune dargestellte Ausbeutung des allein zur Arbeit bestimmten Landvolkes deuten auf die Ungesundheit des staatlichen Zustandes, in welchem alle Stände vereint zum Besten des Ganzen wirken und jeder den vollen Lohn seiner Thätigkeit gewinnen sollte, während hier König und Vornehme keine Pflichten kennen, der Landmann nicht einmal sich satt essen darf, damit er sich den Magen nicht verderbe und immer Lust zur Arbeit habe. Der vulkanische Ausbruch, der vor einigen Jahren in einer Nacht die Insel im Innersten erschütterte und mit Asche bedeckte, und in drei nach verschiedenen Seiten getriebene Theile spaltete, auch die Nachbarschaft viele Monate verwüstete, wird hier nicht als Folge der Unterdrückung des Volkes der Ebene, sondern als ein elementarischer Ausbruch aus der vulkanischen Natur der vor alten Zeiten vulkanisch entstandenen Insel dargestellt, da der Dichter eben keine rein allegorische Darstellung geben wollte, in welcher Zug für Zug eine bestimmte Beziehung auf die Wirklichkeit haben sollte, sondern das Ganze nur auf den staatlichen Umsturz in Folge der gewaltsamen Unterdrückung des den Bestand des Landes sichernden Volkes hindeuten sollte. So wenig man aber in allem einzelnen allegorische Bedeutung suchen darf, ebensowenig ist man berechtigt, das Ganze als eine sinnbildliche Darstellung der französischen Staatsumwälzung aufzufassen, wenn auch die Grundzüge auf diese im allgemeinen passen, ja in Wirklichkeit davon hergenommen sind, während manches doch, wie wir weiter unten sehn werden, wenn auch mit Anklängen an die französische Umwälzung, anders dargestellt ist.*)

*) In Frankreich waren die drei Theile in näherer Verbindung gewesen. So sagt denn auch Eugenie in der natürlichen Tochter, in diesem

Der Dichter beabsichtigt eben nur eine allgemeine Darstellung der Nothwendigkeit einer solchen Umwälzung bei derartigem Mißbrauch der monarchischen Staatsgewalt, von welcher die Insel den Namen der Insel der Monarchomanen führt, der eigentlich nur auf die Residenz und die steile Küste paßt; aber die Ebene hatte eben auf der Insel nur das Recht, sich ausbeuten zu lassen, kam sonst gar nicht in Betracht. Was von dem Schwimmen der drei Theile nach verschiedenen Seiten gesagt wird, ist glücklich ausgeführt, dient aber eigentlich nur dazu, die augenblickliche Lage der drei Theile zur Insel der Papimanen und die Folge, in welcher unsere Reisenden sie treffen werden, darzustellen. Die Brüder gewahren selbst, wie die steile Küste langsam, aber mit günstigem Winde gegen die Residenz steuert; sie hoffen sie unterwegs zu treffen, und mit ihr oder auf ihr zur Residenz zu gelangen.

Im Plane heißt es weiter: „Sie fahren fort, legen sich bei Windstille vor Anker. Politisiren des Nachts. Schlafen ein." Hiervon hat der Dichter das Politisiren der Brüder wirklich ausgeführt. Gerade an dieser Stelle, wo die Brüder gleichsam in die politische Region gekommen, schien es ihm an der Stelle, auf die leidenschaftliche gegenseitige Bekämpfung politischer Ansichten in gesellschaftlichen Kreisen hinzudeuten, wovon er so traurige Beispiele selbst in seiner nächsten Umgebung erleben mußte, so daß die Freunde ihm fast dem Wahnsinn nahe schienen. An Jacobi schrieb er im folgenden August von Frankfurt aus, er wünsche sich wieder zwischen die thüringer Hügel, wo er doch Haus und Garten zuschließen könne, während er hier überall in den Gesellschaften sich langweile; denn wo zwei oder drei zusammen-

großen Reiche wollten sich „die zum großen Leben gefügten Elemente nicht mehr mit Liebeskraft zu stets erneuter Thätigkeit umfangen".

kommen, hört man gleich das vierjährige Lied pro und contra wieder herabordeln, und nicht einmal mit Variationen, sondern das krude Thema.“ Höchst glücklich läßt der Dichter die Brüder über den schon von Homer erwähnten ganz fabelhaften Krieg der Kraniche mit den Pygmäen (Ilias III, 3 ff.), den er später im zweiten Theile des „Faust“ in anderer allegorischer Weise geschickt verwandt hat, in zwei heftig sich bekämpfende Parteien theilen. Die Brüder, welche mit den Gaben der Kraft, des Glückes und der Naturforschung ausgestattet sind, vertreten die Ansicht, die Natur habe die häßlichen Pygmäen geschaffen, daß sie von den Kranichen verzehrt würden, nach jener seltsamen, von Herder in seinen „Ideen“ bekämpften, Goethe immer widerwärtigen und stets mit Ernst und Laune von ihm verworfenen beschränkten teleologischen Vorstellung vom Zwecke der Schöpfung. Wie leicht es sich die Vertreter der teleologischen Ansicht machen, wird hier glücklich durch die Berufung auf die durchaus willkürliche Behauptung begründet, daß die Kraniche durch den Genuß des sogenannten eßbaren Goldes vollkommener würden. Hierbei wird wohl vorausgesetzt, daß die Pygmäen das Gold bewahren, und der Kampf der Arimaspen wegen desselben mit den Greifen auf den Krieg zwischen den Kranichen mit den Pygmäen übertragen. Noch in den Wanderjahren gedenkt Goethe der den Fels nach Gold durchwühlenden Pygmäen. Die andern drei Brüder, Epistemon, Panurg und Euphemon, vertreten die naturgemäße Ansicht der Dinge, daß jedes Geschöpf um seinetwillen geschaffen sei. Die Reisenden erhitzen sich immer mehr, so daß sie zuletzt sich völlig vergessen, sich von Leidenschaft und Zorn wild hinreißen lassen und gar Thätlichkeiten zu befürchten stehen, als sie durch einen ehrwürdigen Fremden, der, von ihnen unbemerkt, an ihr Schiff angelegt hat, geheilt werden. Die im Plane nicht erwähnte und

diesem wohl noch ganz fremde Dichtung, wie dieser durch ein einschläferndes Mittel sie von dem Zeit- oder Zeitungsfieber, das sie in der Atmosphäre der schwimmenden Inseln gefangen haben möchten, zu heilen weiß, ist mit bester Laune erfunden und ausgeführt.*) Seltsam, wie Rosenkranz bei der in der Gestalt einiger Gläser Madeira ihnen beigebrachten Heilung sich die Möglichkeit vorstellen konnte, daß „diese Flasche Madeira schon die heilige Flasche selber sei". Vielmehr haben wir hier eine durchaus freie Dichtung Goethe's, der die Brüder gar nicht nach dem Orakel der heiligen Flasche steuern läßt, sondern sie gehen einfach auf Entdeckungen aus. Bei Rabelais trifft Pantagruel nebst Genossen hinter der Insel Medamothi mit einem französischen Schiffe zusammen, das eben vom Laternenlande kommt. Das, was dort von Panurg und dem Besitzer jenes Schiffes erzählt wird (es ist aus Folengos (Coccajos) Maccaronea genommen), hat damit nicht die allergeringste Verwandtschaft; höchstens könnte Goethe das Zusammentreffen eines andern Schiffes mit dem unserer Reisenden daraus genommen haben, läge dieses nicht so nahe, daß kaum eine einfachere Ankunft des durchaus nöthigen Fremden sich denken ließe. Bei den „schwimmenden Inseln" dürften wohl die Zeitungen zu verstehn sein, welche die politische Seuche zu Goethe's Bedauern verbreiteten und unsern Dichter gar häufig in Folge der Aufregung, in welche sie die Welt versetzten, verstimmten, wie er selbst denn auch sich oft ganz vom Zeitungslesen zurückzog.

Wir aber begegnen mit unsern Brüdern immer neuen Räthseln.

*) Auffällt, daß am andern Morgen die Frage an den fremden Mann, ob sie krank gewesen, unbestimmt einem der Brüder in den Mund gelegt wird; es sollte hier eigentlich wie bei den folgenden Fragen, Alciphron genannt werden.

Im Plan heißt es weiter: „Erwachen, sehen die Insel nicht mehr. Schwimmende Einsiedler. Erzählung. Versuche. Anzeige der Residenz. Abschied.“ Während ihres Streites und ihres Schlafes war die steile Küste sammt der Residenz auf einmal verschwunden, so daß sie einer neuen Anweisung bedürfen, wie sie zur Residenz gelangen können. Wer sind die „schwimmenden Einsiedler“? Von den „schwimmenden Inseln“ scheinen sie durchaus verschieden; sie schwimmen, wie der Name besagt, wirklich für sich allein. Wir möchten unter ihnen jetzt entschieden die „Ausgewanderten“ verstehn, die auch nach Deutschland die politische Aufregung brachten, und denen Goethe wenig gewogen war, da ihm die „demokratischen Sünder“ nicht weniger zuwider waren als die „aristokratischen“. Aber hier sind es nicht die Ausgewanderten überhaupt, sondern der König selbst und die Prinzen, welche aus der Residenz geflohen waren. Diese schwimmenden Einsiedler geben den Brüdern, die jetzt nichts mehr von den Theilen der Insel der Monarchomanen sehen, die Richtung an, wohin sie zu steuern haben, um zur Residenz zu gelangen. Zuerst erzählen sie den über ihre wunderliche Erscheinung verwunderten Brüdern, wie sie in diesen Zustand gerathen, wo sie denn die neuesten Ereignisse schildern. Unter den „Versuchen“ sind wohl die Versuche der Unglücklichen gemeint, sie zu bestimmen, sich ihrer anzunehmen, jene traurigen Versuche, welche Deutschland nur zu verhängnißvoll werden sollten. Was sie wünschen, war, daß die Brüder sie zurückführen, die steile Küste und besonders die zu ihrer Unterhaltung nöthige Ebene erobern sollten; diese aber sollten sie wohl auf die Papimanen verweisen. Man erinnere sich des übermüthigen Treibens der französischen Prinzen am geistlichen Hofe zu Coblenz. Den selbstsüchtigen Ansichten dieser prinzlichen Einsiedler sollten die Brüder wohl von hrem freiern Standpunkte aus entgegentreten.

verfolgt; zwar haben sie die Herrin selbst noch nicht entdeckt, aber wohl ihre Vorzimmer. Nach dem Plane scheint Panurg sie allein entdeckt und auch ihren Namen Charis erfahren zu haben, wenn er nicht der Unbekannten diesen die Anmuth bezeichnenden Namen (bei Homer heißt so die reizende Gattin des Hephästus) beilegt. Nach demselben sollte die Eifersucht durch den die Brüder begleitenden Vater kurz beschwichtigt werden; denn die „Bedingung des Vaters" kann sich nicht etwa auf ein schriftliches für diesen Fall vorgesehenes Gesetz beziehen. Die „Prätension" sollte nach ihm wohl Panurg erheben, welcher sie aufgefunden. „Sechse bereiten sich", sagt der Plan, der demnach mehr als sechs Brüder voraussetzte. Der Vater hatte bestimmt, daß sie alle sich am Morgen der Schönen vorstellen und dieser die Wahl unter ihnen freistellen sollte. In der Ausführung würde wohl Epistemon dies als Willen des Vaters hervorgehoben haben. Derjenige, der sich nicht „bereitet", sollte wohl der Jüngste sein. Als sie am Morgen erwachen, entdecken sie, daß dieser verschwunden ist; sie ahnen gleich, daß derselbe ihnen schlau zuvorgekommen. Wirklich finden sie ihn mit Charis zusammen, wie im achten Buche der Odyssee Venus und Mars, worüber sie sich aber bald trösten, da sie wohl erkennen, daß er an Schönheit und Jugend ihnen allen voransteht. Fragen wir aber, wer diese Charis sei, so dürfte man wohl an das Töchterlein des Kastellans denken, dem der Vater hier eine sichere Stätte bereitet zu haben glauben dürfte. Eutyches hat so zuerst auf der Reise sein Glück, er hat die an Liebreiz seiner würdige bürgerliche Gattin im Schlosse des Königs der Insel der Monarchomanen gefunden, der nun mit seinen Sippen auf dem Meere schwimmt.

Das Weitere, wie die Brüder, welche jetzt eine reizende Gefährtin mit sich führen, erst die steile Küste, dann die Ebene auf-

suchen und wie sie alle besonders auf letzterer ihre Thätigkeit auf erfolgreiche Weise entfalten, davon scheint der Dichter auch nicht einmal den Plan bestimmt entworfen zu haben. Freilich bezeichneten Riemer und Eckermann bei der Herausgabe unserer Bruchstücke im Jahre 1804 den von uns berücksichtigten Plan als „ein vorgefundenes Stück des Planes", aber abgesehen davon, daß diese Bezeichnung verschweigt, daß der Plan den Anfang der Erzählung enthält, fehlt jeder Anhalt, daß derselbe je weiter geführt worden. Daß Goethe nicht Lust und Muße fand, die „Reise der Söhne Megaprazons" zu vollenden, müssen wir äußerst bedauern, da er hier nicht allein seine Erfindungsgabe auf das schönste hätte bewähren, sondern auch seine politischen Ansichten in Bezug auf die Zeit in glücklichster Form hätte aussprechen können. Auch der leichte, frische, durchsichtige, von heiterer Laune belebte Ton unserer höchst werthvollen Bruchstücke spricht uns eigenthümlich an. Leider riefen ihn die tollen Zeitverhältnisse aus Weimar ab und raubten ihm die zur Ausführung des Ganzen nöthige heitere Stimmung.

---

## Unterhaltungen deutscher Ausgewanderten.

Die mit Goethes eigenthümlicher, frischer, lebendiger und leichter Erzählungsgabe und seinem freien künstlerischen Sinne ausgeführten, leider unvollendet gebliebenen Unterhaltungen sind von Anfang an höchst gleichgültig, ja mißfällig aufgenommen worden, da man von ihm etwas Höheres, Idealeres erwartete und, statt die Kunst der Darstellung durchzufühlen, sich bloß an

den Stoff hielt, wenn man nicht gar durch das politische Gespräch der Einleitung sich abstoßen ließ. Freilich ist der Sinn für Auffassung des feinen Tons der Erzählung bei uns noch so wenig ausgebildet, daß man meist „Werther", die „Lehrjahre" und die „Wahlverwandtschaften" nur mit Rücksicht auf den Inhalt liest, den verschiedenen künstlerisch ausgewählten und durchgeführten Farbenton ganz unbemerkt läßt; sonst würde man längst erkannt haben, daß auch hierin die „Unterhaltungen" sich wesentlich von den „Lehrjahren" unterscheiden, ja in den einzelnen Erzählungen selbst ein verschiedener Ton angeschlagen wird, im ganzen aber gewandteste Leichtigkeit herrscht, welche einerseits an Voltaire, andererseits an Hamilton erinnert, aber doch durchaus selbstständig aus Goethes heiterer Stimmung sich herausgebildet hat.

Die Ausführung der Unterhaltungen wurde durch Schillers Horen veranlaßt, zu welchen Goethe dem Freunde auch einen erzählenden Beitrag zu liefern gedachte, da er wohl erkannte, daß diese Zeitschrift, sollte sie anders vielseitige Theilnahme finden, auch die Unterhaltung nicht ausschließen dürfe. Von seinem großen Roman „Meisters Lehrjahre" hatte er schon die beiden ersten Bücher zum Drucke abgesandt, so daß er zunächst nur kleinere Erzählungen, deren er manche im Sinne hatte, für die neue Zeitschrift zu liefern vermochte. Während Schiller vom 14. bis zum 27. September 1794 in Goethes Hause zu Weimar verweilte, kamen die beabsichtigten Beiträge zur Sprache. Für die ersten Stücke wollte Goethe die römischen Elegien und eine Epistel geben, und er schlug Schiller einen Briefwechsel mit ihm über vermischte sie anziehende Stoffe vor, der gleichfalls in die Horen kommen solle. Am 19. Oktober verspricht er ihm in den ersten Tagen die „Elegien" und eine Antwort auf seinen ersten Brief.*)

*) Der Brief trägt das irrige Datum des 16. (statt des 19.)

Während jenes längern Aufenthaltes im September hatte Goethe auch die Bearbeitung einer Geschichte eines Prokurators in Aussicht gestellt, die ihm aus einer italienischen Novellensammlung bekannt war. Als er endlich am 26. die „Elegien" schickt, verspricht er ihm die Epistel und einige Kleinigkeiten bald zu senden; wegen des dritten Buches seines Romans müsse er aber jetzt eine kleine Pause machen. Auf die Anfrage der Nachschrift: „Schreiben Sie mir doch, was Sie noch etwa zu den Horen von mir wünschen und wann Sie es brauchen", erinnert Schiller ihn an seine „Idee, die Geschichte des ehrlichen Prokurators aus dem Boccaz zu bearbeiten", die er gern ins dritte Stück hätte, da in den drei ersten Stücken nach dem in Aussicht genommenen Inhalte schon etwas zu viel philosophirt werde, an poetischen Aufsätzen Mangel sei. Goethe erwiedert am 28., indem er die erste Epistel und „einige Kleinigkeiten" übersendet: „Die Erzählung soll zu Ende des Jahrs bereit sein und hoffentlich eine dritte Epistel." Wenn Schiller die Erzählung vom Prokurator hier und auch noch später (am folgenden 20. März) dem Boccaccio beilegt (sonst überall steht einfach „der Prokurator"), so kann diese Bezeichnung nur auf Goethes Angabe, nicht auf einem Gedächtnißfehler Schillers beruhen. Daß der Dichter, der die Geschichte vorlängst gelesen hatte, den Boccaccio mit einer andern italienischen Novellensammlung verwechselt, ist eben nicht auffallend. Als er drei Jahre später die Erzählung von Schillers „Taucher" dem Freunde mittheilte, wußte er nicht einmal mehr die Quelle, in welcher er diese gefunden hatte. Erst als er am 2. November auf mehrere Tage nach Jena kam, bildete sich in ihm der Gedanke, eine Reihe von Erzählungen in einer ähnlichen Verbindung zu geben, wie der „Decamerone" des Boccaccio, unter denen auch der Prokurator seine Stelle finden sollte. Höchst wahrscheinlich hängt dieser Plan

damit zusammen, daß man bei der Zusammenkunft in Jena davon abkam, die „Elegien", deren Mittheilung man bedenklich fand, gleich im ersten Stück zu geben, und Goethe einen größern erzählenden Beitrag für die ersten Stücke der Horen auf Schillers Wunsch zusagte. Am 27. November, drei Wochen nach seiner Rückkunft von Jena, sandte Goethe die unter mancherlei sonstigen Beschäftigungen zu Stande gekommene Einleitung der Unterhaltungen, welche Bezeichnung sie aber erst später erhalten zu haben schreiben. „Hier schicke ich ihnen das Manuscript", schreibt er an Schiller, „und wünsche, daß ich das rechte Maß und den gehörigen Ton möge getroffen haben. Ich erbitte mir es bald wieder zurück, weil hier und da noch einige Pinselstriche nöthig sind, um gewisse Stellen in ihr Licht zu setzen. Kann ich die zweite Epistel und die erste Erzählung zum zweiten Stücke stellen, so wollen wir sie folgen lassen und die „Elegien" zum dritten aufheben; wo nicht, so mögen diese voraus. Zu den kleinen Erzählungen habe ich große Lust, nach der Last, die einem so ein pseudoepos, als der Roman ist, auflegt." Von letzterm lag ihm zunächst die Bearbeitung des dritten Buches auf. Goethes Einleitung befriedigte Schillers Erwartung nicht, wie er seinem Freunde Körner gesteht, dagegen erklärte er sich dem Dichter gegenüber durch die unerwartet schnelle Lieferung des „Eingangs" zu den „Erzählungen" sehr angenehm überrascht. „Nach meinem Urtheil ist das Ganze sehr zweckmäßig eingeleitet, und besonders finde ich den strittigen Punkt*) sehr glücklich ins Reine gebracht. Nur ist es Schade, daß der Leser so wenig auf einmal zu übersehn bekommt, und

*) Das scheint auf einen Punkt zu gehn, über welchen Schiller Bedenken geäußert hatte, nicht auf den Streit zwischen den dort eingeführten Personen. Sollte vielleicht Schiller daran Anstoß genommen haben, daß der Sohn der Baronesse als Anhänger der Demokratie erscheint?

daher nicht so im Stande ist, die nothwendigen Beziehungen des Gesagten auf das Ganze gehörig zu beurtheilen. Es wäre daher zu wünschen gewesen, daß gleich die erste Erzählung hätte können mitgegeben werden. — Weil ich mich in meiner Annonce an das Publikum auf unsere Keuschheit in politischen Urtheilen berufen werde, so gebe ich Ihnen zu bedenken, ob an dem, was Sie dem Geheimerath in den Mund legen, eine Partei des Publikums, und nicht die am wenigsten zahlreiche, nicht vielleicht Anstoß nehmen dürfte. Obgleich hier nicht der Autor, sondern ein Interlocutor spricht, so ist das Gewicht doch auf seiner Seite, und wir haben uns mehr vor dem, was scheint, als was ist, in Acht zu nehmen. Diese Anmerkung kommt von dem Redakteur. Als bloßer Leser würde ich ein Vorwort für den Hofrath einlegen, daß Sie ihn doch durch den hitzigen Karl, wenn er sein Unrecht eingesehen, möchten zurückholen und in unserer Gesellschaft bleiben lassen. Auch würde ich mich des alten Geistlichen gegen seine unbarmherzige Gegnerin annehmen, die es ihm fast zu arg macht. Ich glaubte aus einigen Zügen, besonders aus einer größern Umständlichkeit der Erzählung am Anfange, schließen zu können, daß Sie die Absicht haben, die Vermuthung bei dem Leser zu erwecken, daß etwas wirklich Vorgefallenes im Spiele sei. Da Sie im Verlauf der Erzählungen ohnehin mit der Auslegungssucht oft Ihr Spiel treiben werden, so wäre es wenigstens nicht übel, gleich damit anzufangen und das Vehikel selbst in dieser Rücksicht problematisch zu machen. Sie werden mir meine eigene Auslegungssucht zu Gute halten." Goethe erwiederte am 2. Dezember: „Mir ist sehr erfreulich, daß Sie mit meinem Prologus im ganzen und im Hauptpunkte nicht unzufrieden sind; mehr als diesen kann ich aber fürs erste Stück nicht liefern. Ich will ihn noch einmal durchgehn, dem Geheimerath und Louisen Sourdinen auflegen und Karln vielleicht noch ein

Forte geben, so wirds ja wohl ins Gleiche kommen. — Ins zweite Stück hoffe ich die Erzählung zu bringen; überhaupt gedenke ich aber wie die Erzählerin in der „Tausend und einen Nacht"*) zu verfahren. Ich freue mich Ihre Bemerkungen sogleich zu nutzen und dadurch neues Leben in diese Komposition zu bringen." Dem Verlangen Schillers, Karl sollte sein Unrecht einsehn, und den Geheimerath mit Entschuldigung über seine Beleidigung zurückholen, konnte Goethe nicht Folge leisten; das durch die Leidenschaftlichkeit des politischen Streites hervorgerufene Zerwürfniß sollte eben in seiner ganzen Schwere hervortreten, damit die Baronesse um so berechtigter zu ihrem Verlangen erscheine. Die Erbitterung wirkt nachhaltig und ist so gewaltig, daß Karl nicht so bald zur Einsicht kommen kann; deshalb wollte Goethe seine letzte Aeußerung noch verstärken. Dann aber hat ja auch der Geheimerath selbst sich zu überscharfen Aeußerungen hinreißen lassen, die Karl gereizt haben und ihn diesem als den Schuldigen erscheinen lassen. An Louisens Reden dürfte er kaum viel geändert haben. Dem Wunsche Schillers, eine Deutung der auftretenden Personen möglichst fern zu halten, suchte er vielleicht durch manche hinzugefügte Züge, welche das Zusammentreffen mit bestimmten wirklichen Verhältnissen erschwerten, entgegenzukommen. Aber da Schiller, vom Verleger gedrängt, schon am 5. die Handschrift haben mußte, fand Goethe zur Aenderung wenig Zeit. Bei ihrer Rücksendung schreibt er: „Ich habe daran gethan, was die Zeit erlaubte. Sie oder Herr (Wilhelm) von Humboldt sehen es ja noch einmal durch. Ich habe den Schlußstrich weggestrichen, weil mir einge-

---

*) So daß eine Erzählung durch die andere hervorgerufen wird, wie er später gegen Riemer äußerte. Das ist aber nur in beschränktem Sinne geschehen.

fallen ist, daß ich wohl noch auf eine schickliche Weise etwas anhängen könnte. Wird es eher fertig als Ihre Anzeige, so könnte es gleich mit abgehn." Schiller war noch immer mit dem Eingange wenig zufrieden, was er aber dem Freunde verbarg, von dem er gern etwas recht Bedeutendes gehabt hätte; und daß gerade die leidige Politik sich einmischte, verdroß ihn.

Daß Goethe damals mit der ersten Erzählung beschäftigt war, beweist die unmittelbar sich anschließende Bitte an Schiller: „Schreiben Sie mir nur durch den rückkehrenden Boten, ob Ihnen etwas von einer gespenstermäßigen Mystifikationsgeschichte bekannt geworden, welche vor vielen Jahren Mlle. Clairon begegnet sein soll? und ob vielleicht in irgend einem Journal das Märchen schon gedruckt ist? Wäre das nicht, so lieferte ich sie noch, und wir fingen so recht vom Unglaublichen an, welches uns sogleich ein unendliches Zutrauen erwerben würde. Ich wünschte doch, daß das erste Stück mit voller Ladung erschien'. Sie fragen ja wohl bei einigen fleißigen Journallesern wegen der claironschen Geschichte nach oder stellen die Anfrage an den Buchverleiher Voigt, der doch so etwas wissen sollte." Schiller wollte sich sogleich sorgfältig nach der gespenstermäßigen Geschichte umthun, von welcher er nichts gesehen noch gehört habe. Werde er während des Druckes des ersten Heftes mit der Fortsetzung der Unterhaltungen fertig, so werde der Setzer sogleich daran gehn. Goethe wollte sachte daran fortarbeiten. Da Schiller am 9. schrieb, er habe nichts von der betreffenden Geschichte in Erfahrung bringen können, doch erwarte er noch einige Nachrichten darüber, so erwiederte Goethe am 10.: „Wegen der claironschen Geschichte bin ich nun beruhigt, und nun bitte ich weiter nichts davon zu sagen, bis wir sie produziren." Es war ihm offenbar nur darum zu thun, ob die Geschichte irgendwo gedruckt sei; zu seinem Zwecke

war sie ihm bekannt genug. Ueber die Art, wie Goethe zur Kenntniß dieser Geschichte gekommen, belehrt ein ungedruckter uns vorliegender Brief der Herzogin Louise vom Ende Septembe 1794 an Frau von Stein, welcher die Herzogin eben die Geschichte der Clairon mittheilte, mit dem Bemerken, Prinz August von Gotha habe vor kurzem einen gesprochen, der zur Zeit derselben in Paris gewesen und ihn versichert habe, alle diese Begebenheiten seien wahr und hätten damals ganz Paris in Aufregung versetzt. Goethe hatte sie wohl von Prinz August selbst früher erfahren. Die Geschichte sollte sich in den vierziger Jahren begeben haben. Die Clairon selbst erzählte sie in einem Briefe an den von Paris aus ihr bekannten J. H. Meister in Zürich, der aber erst im Jahre 1799 am Anfange einer Uebersetzung der Mémoires d'Hippolyte Clairon gedruckt wurde. Da Cotta auf weiteres Manuscript drang, versprach Goethe am 23. „an die Gespenstergeschichten zu gehn". Er hatte nämlich jetzt vier solcher Geschichten im Sinne. Den 3. Januar 1795 hofft er sie zur rechten Zeit zu liefern. Vier Tage später schreibt er: „Sonnabends erhalten Sie meine Märchen für die Horen; ich wünsche, daß ich meines großen Vorfahren in Beschreibung der Ahnungen und Visionen nicht ganz unwürdig möge geblieben sein", und bei Uebersendung der zwei ersten Erzählungen, die er nach der Abschrift nicht wieder hatte durchsehn können, am 10.: „Es sollte mir lieb sein, wenn Ihnen meine Bemühung, mit dem großen Hennings zu wetteifern, nicht mißfiele." Der jenaer Professor der Philosophie J. Chr. Hennings hatte mehrere auf Geisterseherei bezügliche Schriften in den Jahren 1777—1784 erscheinen lassen, in welchen er zugab, daß manche wirkliche Ahnungen schwer zu erklären seien. Zu der Geschichte der Clairon hatte Goethe eine andere gleichsam zur Abschwächung gefügt, welche ein Herr von Pannewitz erzählt hatte,

und zwei andere mysteriöse Erzählungen aus den vielgelesenen Mémoires des 1646 verstorbenen Marschalls François Bassompierre (zuerst 1631 erschienen). Mit diesem Anfange der Unterhaltungen war man allgemein ganz unzufrieden, da man von Goethe etwas ganz anderes erwartet hatte; glücklicherweise erschien er gleichzeitig mit dem ersten Theile von Wilhelm Meisters Lehrjahren, hinter denen er sehr zurücktrat. Frau von Stein, welche durch Schillers Gattin die vier Erzählungen noch vor dem Erscheinen des zweiten Heftes erhielt, schrieb dieser bereits am 19. Februar: „Dem Goethe scheints gar nicht mehr Ernst ums Schreiben zu sein, daß er die (ihr durch die Herzogin Luise) bekannte Geschichte der Mlle. Clairon, die er nach Italien transportirt, die vom Klopfen, welche mir vor drei Jahren Herr von Pannewitz erzählte, daß sie sich in seiner Eltern Haus zugetragen, und die aus des Bassompierre sehr bekannten Mémoires, die er doch wahrhaftig nicht wird für eine Geistergeschichte wollen passiren lassen, indem sie sehr körperlich war, gut genug zum Inhalt eines so recht respektablen Journals wie die Horen hält."

Goethe war von der Fortsetzung seines Romans so sehr in Anspruch genommen, daß er die Darstellung der Geschichte des Prokurators zum dritten Hefte nicht liefern konnte. Auf Schillers recht dringende Anfrage, ob er wohl für dieses mit dem Prokurator zur Zeit fertig zu sein glaube, bat er ihn vom dritten Stück zu entschuldigen; der Prokurator sollte aber im vierten Stücke „in völliger Zierlichkeit auftreten". Am 11. März meldet er, dieser sei durchgearbeitet, wobei er die Hoffnung ausspricht, daß die Art, wie er die Geschichte gefaßt habe, dem Freunde nicht mißfallen möge. Aber erst den 19. konnte er ihn mit dem Wunsche um gute Aufnahme an Schiller senden; doch möge dieser ihn bald ihm zurückschicken, da er ihn gern des Stiles wegen

noch einigemale durchgehn möchte. „Die Erzählung liest sich mit ungemeinem Interesse", erwiderte dieser; „was mich besonders erfreute, war die Entwicklung. Ich gestehe, daß ich diese erwartete, und ich hätte mich nicht zufrieden geben können, wenn Sie hier das Original nicht verlassen hätten. Wenn ich mich nämlich anders (recht) erinnere*), so entscheidet beim Boccaccio bloß die zeitig erfolgte Rückkehr des Alten das Glück der Kur. — Sie werden wenig mehr dabei zu thun finden." Das durchgesehene Manuscript sandte Goethe am Abend des 22. zurück. Vom 29. März bis zum 2. Mai verweilte er dann in Jena, wo auch wohl über die Fortsetzung der Unterhaltungen verhandelt wurde, die in den zwei nächsten Stücken aussetzen sollten. Leider wußten selbst unter den gebildetsten Lesern sehr wenige die Feinheit und Kunst der Darstellung zu würdigen. Körner schreibt am 8. Mai an Schiller: „Aber was meint denn eigentlich Goethe mit seinen Unterhaltungen? Das erste Stück war mir begreiflich, und ich erkannte ihn in manchen Stellen. Auch im zweiten interessirte mich die Darstellung bei der ersten Erzählung. Aber für das dritte weiß ich nichts zu sagen. Und was soll daraus werden, wenn es noch immer decrescendo geht? Von allen Seiten höre ich Klagen über diese Aufsätze, und wenn ich mich ihrer annehme, so werde ich der Parteilichkeit beschuldigt." Schiller, den doch die Erzählung vom Prokurator, als Goethe sie ihm mittheilte, so sehr angezogen, der auch das Feine der Darstellung fühlte, hatte darauf kein Wort der Erwiederung. In Berlin machten die Horen überhaupt kein Glück. Die Unterhaltungen mißfielen durchaus und total, wie Humboldt an Schiller schrieb, auch der Pro-

*) Das war freilich ein Irrthum, da kaum anzunehmen ist, Goethe habe ihm die italienische Novelle in dieser Weise erzählt.

kurator. Der Verleger Cotta meldete, viele seien an den Unterhaltungen irre, weil sie noch nicht absehn könnten, was damit werden solle. „Sie sehen“, bemerkte Schiller bei Mittheilung dieser Nachricht an Goethe selbst, „unsere deutschen Gäste verleugnen sich nicht; sie müssen immer wissen, was sie essen, wenn es ihnen recht schmecken soll; sie müssen einen Begriff davon haben.“ Goethe erwiederte mit ruhigem Selbstbewußtsein: „Lassen Sie uns nur unsern Gang unverrückt fortgehn; wir wissen, was wir geben können und wen wir vor uns haben. Ich kenne das Possenspiel des Autorwesens schon zwanzig Jahre in- und auswendig; es muß nur fortgespielt werden, weiter ist dabei nichts zu sagen.“ Freilich ahnte er nicht, wie wenig Schiller selbst verstimmt war, daß Goethe über den Geschmack des Publikums, das er zu gut gedacht, sich geirrt hatte.

Die Fortsetzung der Unterhaltungen erschien erst im drittfolgenden, dem siebenten Stück, nachdem das sechste die lebensvollen römischen Elegien gebracht hatte, die andern, selbst dem Herzog Karl August, ihrer freien Natürlichkeit wegen anstößig schienen. Auf Schillers Anfrage, ob er für das siebente Stück auf die Fortsetzung zählen könne, erwiederte Goethe am 13. Juni, ehe er nach Karlsbad vor Ende Juni gehe, werde er ihm „eine gewöhnliche Portion Unterhaltungen“ zurücklassen. Den 27. sandte er die Erzählung von Ferdinand bis zum Ende des ersten Abschnitts; gleich darauf am 29. besuchte er Schiller selbst. Auf der von dort am 2. Juli angetretenen Reise nach Böhmen durchdachte er einige alte Märchen und stellte Betrachtungen über deren Behandlungsart an; daß er, um einen Text zu weitern Verhandlungen darüber zu haben, ehestens ein Märchen schreibe, vertraut er Schiller am 8. Wahrscheinlich hatte er schon damals das Märchen der Un[illegible] Sinne, wozu er die

erste Anregung in den Tagen vom 29. Juni bis zum 1. Juli in Jena empfangen haben dürfte. Schönborn berichtet uns*), Goethe habe einmal erzählt, ein Abend daselbst habe in ihm den Gedanken an das Märchen mit der grünen Schlange erweckt. „Goethe im Paradies, einem Spaziergange längs des Saalufers bei Jena, sah jenseits des Flusses auf bunter, mit Bäumen besetzter Wiese eine schöne Frau, der die Natur eine herrliche Stimme geschenkt hatte, in weißem Kleide, mit buntem Turban mit andern Frauen umherschweifen, und hörte ihren Gesang über das Wasser herüber. In der Nähe des Paradieses wohnte ein alter Mann, der um geringen Lohn jeden, welcher da wollte, in einem schmalen Kahn nach dem jenseitigen Ufer brachte. Als es schon dämmerte, kamen ein paar Studenten und schifften mit Hülfe des alten Fischers lachend und den Kahn schaukelnd über den Fluß." Guhrauer vermuthet, jene schöne Frau sei die Frau des Professors Schütz gewesen. Wir wissen, daß um diese Zeit die Tochter von Schütz gefährlich erkrankt war oder erkrankte; Schiller meldet am 6. Juli ihren Tod, ohne der Mutter zu erwähnen, was freilich nicht ausschließt, daß die Mutter damals, möglicherweise vor der Erkrankung, eine solche gesellschaftliche Partie machte. Wie wenig Glauben auch im allgemeinen solche Erzählungen über die Veranlassung goethescher Dichtungen verdienen, wenn sie nicht besonders beglaubigt sind, die vorliegende ist an sich nicht unwahrscheinlich. Wenn das Märchen auch in Karlsbad nicht vollendet wurde, so baute es sich doch in Goethes Geiste aus. Auf der Rückreise verweilte der Dichter am 10. August nur einige Stunden in Jena, wo er Schiller über die Fortsetzung der Unterhaltungen gesprochen und ihm das Märchen in Aussicht gestellt haben wird. Eine

*) Zur Verständigung über Goethes Faust. S. 15 f.

Woche später meldet er, daß er am Anfange des nächsten Monats auf zehn bis vierzehn Tage nach Ilmenau müsse; deshalb wünsche er zu wissen, was Schiller zu den Horen von ihm bedürfe. Unter dem, was er leisten könne, nennt er für das Augustheft den Schluß der letzten Geschichte der Unterhaltungen, für September und Oktober das Märchen als Schluß der Unterhaltungen, da es vielleicht nicht übel sein möchte, wenn diese durch ein Produkt der Einbildungskraft gleichsam ins Unendliche ausliefen. Daß er das Märchen in die Unterhaltungen ziehen wollte, hatte er Schiller wohl schon mitgetheilt, nur nicht, daß er sie damit abzuschließen gedenke; dieser aber wollte damit die Unterhaltungen nur vorläufig geschlossen wissen. „Das Märchen wird mich recht herzlich erfreuen", schreibt er, „und die Unterhaltungen für dieses Jahr schön schließen." Den Beschluß der Geschichte Ferdinands und den Uebergang zum Märchen will Goethe am 18. baldmöglichst übersenden, doch glaubt er, daß das Ganze keinen gedruckten Bogen ausfüllen werde. Zu dem Märchen selbst habe er guten Muth; es unterhalte ihn und werde also doch wohl auch einigermaßen für andere unterhaltend sein. Als er die Fortsetzung drei Tage später übersendet, nennt er sie „mehr einen Uebersprung als einen Uebergang vom bürgerlichen Leben zum Märchen". Schiller freute sich, daß er damit den noch fehlenden halben Bogen füllen könne. Von dem Märchen, dessen erste Hälfte noch ins neunte Stück kommen sollte, las Goethe, als er am 24. auf einige Stunden nach Jena kam, dem etwas leidenden Freunde den Anfang vor, aber er machte auf diesen keinen guten Eindruck. „Ich wünsche zu vernehmen", schreibt er ihm noch denselben Abend, da er am andern Morgen in aller Frühe nach Ilmenau mußte, „daß der gute Effekt des Märchens nachgekommen ist, und die Folge den anfänglichen bösen Eindruck wieder ausgelöscht hat." Diese Hoff-

nung täuschte nicht. „Das Märchen ist bunt und lustig genug", äußert Schiller am 29. nach Lesung des Ganzen, „und ich finde die Idee, deren Sie einmal erwähnten, „das gegenseitige Hülfeleisten der Kräfte und das Zurückweisen aufeinander", recht artig ausgeführt. Meiner Frau hat es viel Vergnügen gemacht; sie findet es in voltaireschem Geschmack, und ich muß ihr Recht geben. Uebrigens haben Sie durch diese Behandlungsweise sich die Verbindlichkeit aufgelegt, daß alles Symbol sei. Man kann sich nicht enthalten, in allem eine Bedeutung zu suchen. Die vier Könige präsentiren sich gar prächtig, und die Schlange als Brücke ist eine charmante Figur. Sehr charakteristisch ist die schöne Lilie mit ihrem Mops. Das Ganze zeigt sich überhaupt als die Produktion einer sehr fröhlichen Stimmung. Doch hätte ich gewünscht, das Ende wäre nicht vom Anfang getrennt, weil doch beide Hälften einander zu sehr bedürfen, und der Leser nicht immer behält, was er gelesen." Deshalb äußerte Schiller den Wunsch, daß das ganze Märchen, von welchem nur die erste Hälfte völlig ausgeführt war, erst im zehnten Stücke gedruckt werde. Er wiederholte denselben, da er den Brief vom 29. einem Packete nach Weimar beigelegt hatte, zwei Tage später mit der Bemerkung: „Das Publikum ist immer mit dem Abbrechen unzufrieden, und jetzt müssen wir es bei guter Laune halten. Für das neunte Stück weiß ich Rath; dies darf Sie also nicht bestimmen, wenn Sie sonst nicht wünschen, daß es getrennt erscheint." Erst drei Tage später konnte Goethe erwiedern: „Das Märchen wünschte ich getrennt, weil eben bei so einer Produktion eine Hauptabsicht ist, die Neugierde zu erregen. Es wird zwar immer auch am Ende noch Räthsel genug bleiben."

„Die gute Aufnahme meines Märchens erfreut mich und muntert mich auf", schrieb Goethe am 7. in Erwiederung des Briefes vom 29. August sofort nach der Rückkehr von Ilmenau. „Wenn nur

einer von den hundert Kobolden des Alten von Ferney drinnen spukt, so bin ich schon zufrieden. Wenn es zusammen ist, wünsche ich über die Intention und das Gelingen Ihre Gedanken zu hören. Die zweite Hälfte des Märchens und der Schluß des sechsten Bandes des Romans sind nun meine nächsten Arbeiten. Wann müssen Sie das Märchen haben?" Schiller antwortete, das Märchen könne nun erst im zehnten Stücke erscheinen, da er, weil die Entscheidung über dasselbe sich verspätet, für das neunte habe Rath schaffen müssen. Auch sei es im zehnten Stücke noch nöthiger, da er sonst dafür noch keine glänzende Aussichten habe; wolle Goethe es noch getrennt, so könne der Schluß im elften Stücke nachfolgen. „Ich bin aber nie für das Trennen, wo dieses irgend zu verhindern ist, weil man das Publikum nicht genug dazu anhalten kann, das Ganze an einer Sache zu übersehn und darnach zu urtheilen." Die Handschrift des Ganzen hielt Schiller noch zurück, was freilich zeigt, wie wenig dieser damit eilte. Erst am 18. September schickte er sie auf Goethes Bitte, der versprach das Märchen vollendet zurückkehren zu lassen. „Nach Verlangen folgt hier das Märchen", schrieb er. „Wenn ich es nur in acht Tagen zurück erhalte, so kommt es noch recht zum Drucke." Schon am 23. meldet Goethe, das Märchen sei fertig und werde nächstens in neuer Abschrift aufwarten. Es sei recht gut gewesen, daß Schiller es zurückgehalten, fügte er hinzu, theils weil noch manches habe zurecht gerückt werden können, theils weil es doch nicht übermäßig groß geworden; besonders wünsche er, daß seine Gattin es nochmals von vorne lese. Als Schiller am 25. Freund Körner den Inhalt des zehnten Stückes der Horen anzeigt, bezeichnete er Goethes Märchen als „ziemlich groß", ohne irgend ein lobendes Wort dafür zu haben. Den 26. sandte Goethe, der mittlerweile wegen seines Freundes Meyer Abreise nach Italien sehr mit

Italien sich beschäftigt hatte, wohin er diesem bald zu folgen gedachte, das druckfertige Märchen mit folgenden Worten: „Wie ich in dieser letzten unruhigen Zeit meine Tonne gewälzt habe, wird Ihnen, werther Mann, aus Beiliegendem bekannt werden. Selig sind, die da Märchen schreiben; denn Märcheu sind à l'ordre du jour. Der Landgraf von Darmstadt ist mit 200 Pferden in Eisenach angelangt, und die dortigen Emigrirten drohen sich auf uns zu repliiren. Der Kurfürst von Aschaffenburg wird iu Erfurt erwartet.

Ach! warum steht der Tempel nicht am Flusse!
Ach! warum ist die Brücke nicht gebaut!*)

Ich wünsche indessen, weil wir doch immer Menschen und Autoren bleiben, daß Ihnen meine Produktion nicht mißfallen möge. Wie ernsthaft jede Kleinigkeit wird, sobald man sie kunstmäßig behandelt, hab' ich auch diesmal wieder erfahren. Ich hoffe, die achtzehn Figuren dieses Dramatis sollen als so viel Räthsel dem Räthselliebenden willkommen sein." Schiller schrieb darauf ziemlich kalt: „Das Märchen hat uns recht unterhalten, und es gefällt gewiß allgemein." Goethe erwiederte freundlich: „Daß mir nach Ihrem Urtheile das Märchen geglückt ist, macht mir viel Freude, und ich wünsche über das ganze Genre nunmehr mit Ihnen zu sprechen und noch einige Versuche zu machen." Als er am 5. einige Stunden in Jena war, wird er sich über das Märchen und die Behandlung dieser Dichtart mit Schiller näher besprochen haben. Wahrscheinlich theilte er ihm schon damals seine Skizze eines neuen Märchens mit.

---

*) Diese beiden Verse bilden den Schluß des Liedes der schönen Lilie des Märchens, welches die Sehnsucht ausspricht, daß endlich die Zeit der Prüfung vorüber sei und der neue gehoffte Zustand der Dinge eintreten möge. Sie deuten auf die allgemeine Noth, aus der man befreit zu werden sich sehnte.

Das Märchen fand großen Beifall und regte manche auf, das in ihm verborgene Räthsel zu errathen. Körner äußerte am 2. November gegen Schiller, es gehöre zu den vorzüglichsten Produktionen dieser Gattung. „Mit aller Leichtigkeit der Erzählung und dem Reichthum der Phantasie, wodurch sich die hamiltonschen Märchen auszeichnen, verbindet es einen Sinn, der auch den Geist nicht unbefriedigt läßt.“ Auch Humboldt urtheilte höchst vortheilhaft über das Märchen. „Es strahlt ordentlich hervor. Es hat alle Eigenschaften, die ich von der Gattung erwartete; es deutet auf einen gedankenvollen Inhalt, ist behend und artig gewandt und versetzt die Phantasie in eine so bewegliche, so oft wechselnde Szene, in einen so bunten, schimmernden und magischen Kreis, daß ich mich nicht erinnere, in einem deutschen Schriftsteller sonst etwas gelesen zu haben, das dem auch nur von fern ähnlich käme.“ Dagegen fand Wieland, der vor einigen Jahren eine Reihe bearbeiteter Märchen in den drei Bänden seines „Dschinnistan“ gegeben hatte, es fange zwar prächtig an, aber ende mattherzig. Er soll über dasselbe eingeschlafen sein, was aber unmöglich Folge des Märchens gewesen sein kann. Schiller selbst, der Körners günstiges Urtheil Goethe mitgetheilt hätte, schrieb letzterm weiter am 20. November: „(A. W.) Schlegel ist sehr entzückt über das Märchen; auch Humboldts haben große Freude daran. Werden Sie vielleicht Muße finden, das neue noch für den Januar fertig zu bringen? Wenn ich es in den ersten Tagen des Januars spätestens hätte, so könnte es noch in das erste Stück kommen. Mir wäre dies ungemein lieb, da wir doch gut anfangen müssen, und ich noch nichts im Fache der Darstellung habe.“ Goethe erwiederte: „Die Zeugnisse für mein Märchen sind mir sehr viel werth, und ich werde künftig auch in dieser Gattung mit mehr Zuversicht zu Werke gehn. — Das neue Märchen

kann wohl schwerlich im Dezember fertig werden; selbst darf ich nicht wohl, ohne etwas auf eine oder andere Weise über die Auslegung des ersten gesagt zu haben, zu jenem übergehn. Kann ich etwas Zierliches dieser Art noch im Dezember leisten, so soll es mir lieb sein, auch auf diese Weise an dem ersten Eintritt ins Jahr Theil zu nehmen." Seinen Dank für Humboldts Bemerkungen über das Märchen sprach Goethe diesem selbst brieflich aus, wobei er bemerkte: „Es war freilich eine schwere Aufgabe, zugleich bedeutend und bedeutungslos zu sein. Ich habe noch ein anderes im Sinne, das aber gerade umgekehrt ganz allegorisch werden soll, und das also ein sehr subordinirtes Kunstwerk werden müßte, wenn ich nicht hoffte, durch eine sehr lebhafte Darstellung die Erinnerung an die Allegorie in jedem Augenblick zu tilgen." Die Vollendung des Wilhelm Meister nahm zunächst seine ganze freie Zeit in Anspruch. Am 15. Dezember meinte er, zum März vielleicht das zweite Märchen fertig schreiben zu können, wobei er mit einem kleinen Eingang über die Auslegung des ersten wegschlüpfen zu können hoffte. Vom Prinzen August hatte Goethe einen sehr eingehenden Brief über das Märchen erhalten, dessen Deutung dieser versuchte. „Es ist günstig", schrieb Schiller, „daß der scharfsinnige Prinz sich in den mystischen Sinn des Märchens so recht verbissen hat. Hoffentlich lassen Sie ihn eine Weile zappeln; ja wenn Sie es auch nicht thäten, er glaubte Ihnen auf Ihr eigenes Wort nicht, daß er keine gute Nase gehabt habe." Als Goethe gleich darauf von seiner Freundin Charlotte von Kalb eine Erklärung der Personen seines Märchens erhielt, schrieb er an Schiller: „Schicken Sie mir doch geschwind eine andere Erklärung dagegen, die ich ihr mittheilen könne." Dieser sandte wirklich einen „kleinen Beitrag zur Interpretation des Märchens", der mager genug sei, da Goethe ihm schon mit dem

Besten (wohl im Märchen selbst) zuvorgekommen sei. In dergleichen Dingen, bemerkte er, erfinde die Phantasie selbst nicht so viel, als die Tollheit der Menschen wirklich aushecke, und er sei überzeugt, die schon vorhandenen Auslegungen würden alles Denken übersteigen. Goethe dankte dem Freunde für seinen Beitrag. „Wir würden freilich noch ein bißchen zusehn", bemerkte er. „Ich hoffe aber doch noch auf eine günstige Wendung in den Unterhaltungen, meinen beliebigen Spaß darüber machen zu können." Vorab nahm noch die Vollendung Wilhelm Meisters seine dichterische Thätigkeit in Anspruch, neben dem auch die Xenien auf Veranlassung der mißliebigen Aufnahme der Horen sich zu bilden begannen.

Höchst erfreulich war es Goethe, daß die ausführliche Beurtheilung des dichterischen Theiles der Horen in der allgemeinen Literaturzeitung in die Hände A. W. von Schlegels, eines „Mannes, der jüngern Generation", fiel. Seine am Anfange des Jahres 1796 erscheinende Anzeige zeugt von seinem Sinne und Verständnisse, wenn er es auch an einzelnen Mäkeleien nicht fehlen ließ, und sie muß noch heute als bedeutungsvoll gelten. Die Unterhaltungen, heißt es hier, seien das, wofür sie sich ausgeben, eine leichte, angenehme Erholung, welche nicht sowohl den ermüdeten Geist von sich selbst ablenke und zerstreue als durch den ruhigen Ton, der darin herrsche, zur Sammlung einlade, womit ihm oft der größere Dienst geschehe. „Der Eingang erinnert an einen ähnlichen, zu einer sonst noch genug von dieser verschiedenen Reihe von Erzählungen, dem „Decameron" des Boccaz. Dort flüchtete man sich von dem Schauplatz der physischen Zerrüttung, wie hier von dem Schauplatz der politischen. Nur konnten die anmuthigsten Erzählungen eine Pest nicht beschwören, da sie hingegen Hader und Zwietracht wohl in den

Schlaf zu wiegen vermögen. Die Einleitung zu diesem Unternehmen hat freilich das Ansehen eines Widerspruchs; denn es bringt dem Gedächtnisse die Gegenstände sehr nahe, welche man sich zu entfernen vorsetzte;*) doch ist er nicht ganz unauflösbar. Das Uebel mußte noch einmal so lebendig geschildert werden, daß es jedem, welcher je Partei genommen hatte, leicht wird, sich von dem Dasein desselben durch eine auffallende Theilnehmung an diesem Gespräch zu überzeugen. Die Erwähnung des Galgens und der Guillotine berührt eben den Gipfel beider entgegengesetzten Denkarten, und man ist nicht betrübt, den braven Mann abreisen zu sehn, der sie herbeiführte.**) Nun gewinnt man Raum, sich an den folgenden Gesprächen zu erfreuen, worin Vernunft und Witz, allgemeine und besondere Wahrheiten aufs glücklichste gemischt sind, wo es der Namen nicht bedarf, um die Sprechenden von einander abzusondern und ein jeder seinen Charakter behauptet. Ja bis in die kleinsten der kleinen Geschichten, welche vorgetragen werden, läßt sich jene feine und lebhafte dramatische Wendung nicht verkennen. Auch die Spuren dessen, was man Manier nennen mag, gefallen noch daran: warum sollte man eine zierliche Manier nicht lieben? Diese ist hier nicht karg mit Worten und Aufzählung kleiner Umstände, aber sie haben alle Leben und Grazie und werden durch einen einfachen Gang zusammengehalten. Ohne Prunk und geflissentlich erregte Spannung erreicht die erste dieser Erzählungen ihre Absicht, unsere Aufmerksamkeit zu fesseln und die Phantasie anzuregen, wobei es nicht ohne Schauder ab-

*) Aber das setzt die Gesellschaft sich erst nach Ausbruch des politischen Gespräches vor, und der Dichter hat keineswegs die Absicht ausgesprochen, durch das Ganze die Geister von der Politik abzuwenden.

**) Hier weicht Schlegel mit Recht von Schillers Urtheil entschieden ab, der den Geheimerath gern von Karl zurückgeholt gesehen hätte.

geht. Anordnung und Ausdruck sind so kunstlos und darstellend, daß man gern zu ihnen zurückkehrt, und es sich schon gefallen läßt, das Wort dieses Räthsels, so wie der andern nachher aufgegebenen nicht gefunden zu haben. Besonders ist alles, was darin zur Bezeichnung der Charaktere dient, vortrefflich. Alle Zaubereien des Verfassers reichen dagegen nicht hin, den harten Kontrast in dem Abenteuer des Marschalls de Bassompierre ohne Widerwillen verschmerzen zu können. Daß die Begebenheit der schönen Strohwittwe mit einem Prokurator zu Genua nicht unbekannt ist, schadet allerdings dem Vergnügen nicht, womit wir sie hier wieder lesen;*) doch schadet es ihrer Moralität, daß alles Verdienst auf die Kälte und Geistesgegenwart des jungen Weisen, und die Entsagung der artigen Frau fällt und nach aufgehobenem Fasten vielleicht nicht Stand halten möchte.**) Uns dünkt daher die Geschichte des verirrten Jünglings moralischer. Eine überzeugende Wahrheit der Darstellung und der Bemerkungen, die dem Verfasser in der That so natürlich wie das Athmen zu sein scheint, spricht uns darin an. Gegen das Ende entsteht indessen die Frage, ob eine solche Erfahrung wie die, welche Ferdinands Rettung begleitet, nicht zu denen gehört, an die bei Gelegenheit des Sprungs zweier verbrüderten Schreibtische die Forderung gemacht wird, daß sie wahr sein müssen, und die man also nur gern in „Heinrich Stillings Leben" liest. Was aber alles Belehrende

*) Auffällt es, daß Schlegel der bedeutsamen Aenderung des Schlusses gar nicht gedenkt. Schlegel kann die Geschichte nur aus Malespini gekannt haben.

**) Aber nichts deutet darauf, daß die von der jungen Frau ausgesprochene Ueberzeugung nicht aus innerster Seele geflossen, daß die Umkehr nicht eine dauernde sei, abgesehen davon, daß der Prokurator seine Verbindung mit ihr aufhebt.

und Ergötzende in den vorigen Unterhaltungen dahinten läßt, was ein sanftes Wohlgefallen in das lebhafteste Vergnügen verwandelt, ist das Märchen, zu dem wir durch treffende Winke über das Wesen der Phantasie vorbereitet werden. Sie gaukelt uns alsdann das lieblichste Märchen vor, das je von ihrem Himmel auf die dürre Erde herabgefallen ist. Alle ihre Jugend und Fröhlichkeit scheint wach geworden zu sein. So bunt sie aber ihr Gemälde mischt, so gemildert ist es dennoch in seiner Haltung. Eine Reihe der lieblichsten Bilder zieht uns fort; sie gehen zuweilen in eine lächelnde Charakteristik, und dann wieder ins Rührende über: doch liegt das Rührende mehr in der holden Zartheit der Schilderung als im Mitleiden, das der Gegenstand erweckt. Nie gab es einen liebenswürdigern Schmerz als den der süßen Lilie; überhaupt erregt sie ein Gefühl, als wenn man den Duft der Blume, deren Namen sie führt, in freier Luft einathmete. Dazwischen bringt irgend ein komischer Zug, wie die Verlegenheit der guten Alten um ihre Hand, zum Lächeln, oder man erheitert sich bei den Irrlichtern, einem Völkchen, das hier in seiner ganzen Beweglichkeit ergriffen und wie fest gezaubert ist, ohne still zu stehn. Es ist eine Zeichnung, bei der man nicht ohne Ergötzen verweilen kann; sie erschöpfet, was sie darstellen soll, und gleitet doch leicht darüber hinweg, wie die Nymphe über die Spitze des Grases. So schwebt das ganze Märchen hin, und wer sich nicht an ihm erfreuen wollte, müßte wenigstens nicht mit unbefangenem Geiste sich belustigen können, oder alle Werke, woran die Einbildungskraft allein Theil hat, lästig finden. Alsdann könnte es ihn vielleicht noch unterhalten, nach einem haltbaren Faden der Deutung zu suchen, welches wir noch nicht unternommen haben. Im einzelnen ist Sinn und Bedeutung nicht schwer zu erkennen. Bei der Flüchtigkeit, die man sonst den

Landsleuten der Irrlichter zutrauen sollte, schimmert ein gewisser Ernst durch, der „nicht schwer wird über allem", wie die Landsleute des Verfassers,*) sondern eben hinreicht, eine desto angenehmere Erinnerung der empfundenen Lust zurückzulassen. Es ist kaum nöthig, zu bemerken, daß nirgends Ueberladung, weder in der Sprache, noch in den Beschreibungen, stattfindet. Wollte die Kritik auch dieses schöne Wolkenbild nicht ohne Tadel vorbeischlüpfen lassen, so könnte man sagen, daß die Katastrophe, wobei die Theilnahme an den Lieblingen still steht, nicht nahe genug an's Ende gerückt ist.**) Allein dies stört den Genuß nicht, und wenn wir geendigt haben, so sehen wir im Geist den Erzähler, der bisher unter der Gestalt eines alten Geistlichen aufgetreten ist, die Maske abwerfen und mit einem Flügelpaar dastehn."

Dagegen griff Freund Reichardt als Herausgeber der Zeitschrift Deutschland in seiner Beurtheilung der Horen auch Goethes Unterhaltungen in scharfer Weise an. Trotz des Versprechens, alle Beziehungen auf den jetzigen Weltlauf und die nächsten Erwartungen zu vermeiden, urtheilten sie die wichtigsten politischen Gegenstände mit diktatorischem Uebermuth ab, machten mit hämischer Kunst das einseitige Urtheil dem Schwachen und Kurzsichtigen annehmlich und zogen durch leere Gespenstergeschichten von dem zwar nicht reinen, aber wahren und edlen Interesse der Menschheit ab. Die Vortrefflichkeit des Märchens ward anerkannt, wenn man auch vergeblich auf eine Deutung des Ganzen sinne, so unverkennbar auch einzelne Züge auf die innere und äußere Naturgeschichte des Menschen deuteten. In Weimar war das Märchen so allgemein beliebt, daß Ende Januar 1796 auf dem Maskenballe zum Geburtstage der Herzogin zwei sich drehende

*) Was Goethe den Deutschen zuschreibt.

**) Das Märchen muß leicht ausklingen, wie es fast spielend begonnen hat.

und schüttelnde Irrwische, von denen einer der Sohn des geheimen Regierungsraths Voigt war, erschienen, welche goldene Flitter und von Voigt angefertigte Verse ausstreuten, die auf das Märchen und dessen Deutung anspielten. Goethe selbst schreibt an Schiller, diese hätten sich sehr zu ihrem Vortheil ausgenommen, und seien sehr artig gemacht gewesen. Bei der Mittheilung der Verse im Märzhefte des Journals des Luxus und der Moden hieß es, „die erste Idee dazu sei ohne Zweifel aus dem witzigen und zur Verzweiflung aller Deutler und Exegeten noch immer nicht befriedigend ausgelegten Märchen in den Horen genommen". Daß Goethe am Anfange des Jahres mit zwei andern Erzählungen, wahrscheinlich für die Unterhaltungen beschäftigt war, beweist Schillers Aeußerung gegen ihn vom 24. Januar, wonach er zwei weitläufige Erzählungen aus China*) und Italien im Sinne hatte. Goethe muß kurz vorher bei seiner Anwesenheit in Jena dem Freunde von diesen gesprochen haben. Diese blieben aber mit dem schon skizzirten ganz allegorischen Märchen liegen, und somit endeten die Unterhaltungen mit dem Märchen von der Schlange. Ueber den Inhalt jenes zweiten Märchens können wir nur vermuthen, daß es auf die Politik sich bezog. Ein Jahr

---

*) Von Biedermann hat hierbei nicht ohne Wahrscheinlichkeit an dem chinesischen Roman Hao-khieu-tschuan, die Erzählung von der vollkommenen Frau, gedacht, von welchem eine englische Uebersetzung von Percy 1761, eine deutsche von Murr 1766 erschienen war. Schiller erbot sich am 29. August 1800 dem Buchhändler Unger, ihm eine abgekürzte Uebersetzung dieses „einzigen Produktes in seiner Art" für dessen Journal der Romane zu liefern. Möglich, daß er durch Goethe damit bekannt geworden war. Biedermann irrt aber, wenn er in dasselbe Jahr 1796 drei Briefe von 1798 verlegt, die sich auf ein Gespräch eines Jesuiten mit einem chinesischen Gelehrten beziehen, das Goethe in des Erasmus Francisci Neupolirtem Geschichts-, Kunst- und Sittenspiegel zufällig gefunden hatte.

später hatte sich bei Goethe die Idee zu einem neuen Märchen gebildet. „Es ist nur gar zu verständig und verständlich", berichtet er am 4. Februar 1797; „drum will mirs nicht recht behagen: kann ich aber das Schiffchen auf dem Ozean der Imagination recht herumjagen, so gibt es doch vielleicht eine leidliche Composition, die den Leuten besser gefällt, als wenn sie besser wäre. Das Märchen mit dem Weibchen im Kasten lacht mich manchmal auch wieder an; es will aber noch nicht recht reif werden." Dies Märchen von der Melusine, dem undenischen Pygmäenweibchen im Schattullchen, wie er es im August 1797 nennt, scheint ihm den vorigen Sommer zu Karlsbad aufgegangen zu sein. Es bildete sich indeß ebensowenig aus wie das neue, da die günstige Stimmung dazu nicht kommen wollte. Aber den Gedanken an die Ausführung ließ er nicht ganz fallen, ja auch Pläne zu neuen Märchen stellten sich ein. Auf der Schweizerreise im Herbst 1797 hoffte er vergebens „die neue Melusine" zusammenschreiben zu können. Am 3. Februar 1798 überrascht Goethe den jenaer Freund mit der Mittheilung, daß er etwa ein halb Dutzend Märchen und Geschichten im Sinne habe, die er als den zweiten Theil der Unterhaltungen seiner Ausgewanderten bearbeiten, dem Ganzen noch auf ein gewisses Fleck helfen und es alsdann in der Folge seiner (neuen) Schriften, deren dritten bis sechsten Band Wilhelm Meisters Lehrjahre bildeten, herausgeben werde. Man sieht, welche Bedeutung der Dichter seinen Unterhaltungen beilegte, die er noch keineswegs als abgeschlossen betrachtete. Unter den Geschichten, die er noch im Sinne hatte, war ohne Zweifel die pilgernde Thörin, höchst wahrscheinlich auch St. Joseph der Zweite und der Mann von funfzig Jahren. Der Plan zur Fortsetzung der Unterhaltungen zerschlug sich. Als Goethe im Jahre 1805 den Gedanken einer

neuen Ausgabe seiner sämmtlichen Werke faßte, entschloß er sich diese mit den Unterhaltungen, wie sie vorlagen, zu schließen, da er zu einer Fortsetzung weder Zeit noch Stimmung hatte, und so erschienen diese mit wenigen sprachlichen Aenderungen im Jahre 1808 im zwölften Bande der Werke. Für die ihm längst vorschwebenden Geschichten und Märchen hatte er unterdessen einen andern Faden gefunden; er wollte sie durch die Person seines wandernden Wilhelm Meister in Verbindung setzen. Schon am 17. Mai 1807 dictirte er den Anfang von „Wilhelm Meisters Wanderjahren."

Es war nicht zu verwundern, daß die Unterhaltungen in der Ausgabe der Werke mit dem ganzen zwölften Bande wenig beachtet wurden; waren ja die sieben letzten Bände der Werke zugleich ausgegeben worden, unter denen besonders die Vollendung des ersten Theiles des Faust die gespannteste Theilnahme von Freund und Feind erregen mußte. Freilich das Märchen reizte auch noch jetzt manchen zur Deutung. Am 21. März 1809 äußerte Goethe gegen Riemer: „Das Märchen kommt mir gerade so vor, wie die Offenbarung St. Johannis, die man noch heut zu Tage auf Napoleon deutet. Es fühlt ein jeder, daß noch etwas drin steckt, und weiß nur nicht was." Erst als die Ausgabe letzter Hand im Jahre 1829 im vierzehnten Bande die Unterhaltungen wieder gebracht hatte (ein Jahr vorher war in A. W. Schlegels Kritischen Schriften auch dessen Urtheil über sie wieder abgedruckt worden) wurden sie, und besonders das Märchen, im Märzhefte 1830 der Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik von Hotho einsichtig besprochen. Drei Jahre später schrieb Göschel seine Auslegung des Märchens, wobei auch auf die Bedeutsamkeit der Unterhaltungen hingewiesen ward; sie erschien unter dem Titel: Das neue Reich. Ein Märchen,

im ersten Bande seiner Unterhaltungen zur Schilderung goethescher Dicht- und Denkweise (1834). In einer Beurtheilung des göschelschen Buches gab Hartung in den genannten Jahrbüchern (1837 Nr. 59) eine andere Auffassung des Märchens, wie auch gleichzeitig Wieck in der Programm-Abhandlung: „Ueber Goethes Lehr- und Wanderjahre Wilhelm Meisters". Gervinus urtheilte sehr abgünstig über die Unterhaltungen, in welchen Goethe mit gespensterhaften Mystifikationsgeschichten, Unglaublichem und Fremdartigem den Horen aufzuhelfen gesucht habe. Schwenck brachte in seinen Erklärungen zu Goethes Werken (1845) nur einen kurzen Aufsatz über das Märchen, in welchem er sich gegen eine nach allen Seiten eingehende allegorische Deutung erklärt, nur einzelne Anklänge zugiebt. Mit bitterer Schärfe sprach sich Karl Grün in der Schrift über Goethe vom menschlichen Standpunkte (1846) gegen die Unterhaltungen und auch gegen das Märchen aus. Bei aller Behaglichkeit und Bequemlichkeit der Form sei der Inhalt nervenzitternd; nirgends erscheine Goethe so reizbar und krank, er sehe hier Geister; das Märchen sei die leere Verzweiflung an Sinn und Verstand und das krankhafte Vergnügen an dieser Verzweiflung. Sehr eingehend ward in demselben Jahre über die Unterhaltungen von Guhrauer im Anzeigeblatt der „Wiener Jahrbücher" Band 116 (S. 66—106) gehandelt, dessen Darlegung besonders für den Nachweis der Quellen bedeutsam war. Auch Rosenkranz in der Schrift Goethe und seine Werke (1847) lieferte eine ausführliche Würdigung. Der Verfasser vorliegender Erläuterung widmete in Herrigs und Viehoffs Archiv für das Studium der neuern Sprachen II, 294 ff. (1847) und in seinen Studien zu Goethes Werken den Unterhaltungen einen eingehenden Aufsatz, dessen Ergebnissen sich

Viehoff größtentheils anschloß. Eine andere Deutung versuchte 1851 C. F. Meyer im ersten Theile seiner Historischen Studien, nach welcher das Ganze darauf hinausgeht, daß von nun an die Ideen einer höhern Wirklichkeit die Welt beherrschen, während die Menschheit sich liebend mit der Poesie vereinigt. Zehn Jahre später meinte Ludwig Giesebrecht im ersten Bande seiner Zeitschrift Damaris (1, 74 ff.) gar, Goethe weise im Märchen auf die politische und soziale Nothwendigkeit des Christenthums zur Erneuerung der Welt hin, und so sah er in den hier auftretenden Figuren geordnete und ungeordnete Natürlichkeit (Fuhrmann und Riese), echte und unechte Wissenschaft (Schlange und Irrlichter), Weisheit, Majestät und Gewalt rein auseinander gehalten und in ihrer wirren Vermengung (die vier Könige), Heldenthum und Liebe (der junge König und die Lilie), Kirche (die Alte), Glaube und Gnade (der Mann mit der Lampe). Endlich bezog 1869 L. Cholevius, dem manche der bisherigen Deutungen ganz unbekannt geblieben waren, in der Abhandlung „Die Bedeutung und die Symbole in Goethes Märchen von der Schlange" im ersten Jahrgange von Gosches Archiv für die Literaturgeschichte (1, 63 ff.) das Märchen auf die Herstellung der Bourbonenherrschaft in Frankreich, die er auch in der Lilie angedeutet sah, während Giesebrecht an Jacob Böhmes Weissagung von der Lilienzeit gedacht hatte.

Als Goethe sich entschloß, eine Reihe von Erzählungen durch einen äußern Faden miteinander zu verknüpfen, lagen ihm mehrere ähnliche Verbindungen zahlreicher Geschichten vor, von denen ihm am bekanntesten die arabische Märchensammlung Tausend und eine Nacht und der Decamerone des Boccaccio waren, die er selbst in Bezug auf seine Unterhaltungen nennt. Die arabische Dichtung, nach welcher die an den Sultan vermählte Bezirs-

tochter Scheherazade durch die unterhaltenden Geschichten, welche sie diesem erzählt, sich das Leben rettet, konnte den deutschen Dichter am wenigsten zur Nachahmung reizen, da sie rein äußerlich und dazu recht ungemüthlich ist. Aber auch Boccaccios Einkleidung, welche sieben Mädchen und drei Jünglinge während der in Florenz herrschenden Pest sich auf ein Landgut vor der Stadt begeben und dort unter der Leitung einer gewählten Königin oder eines Königs des Tages zehn Tage lang jeden von der Gesellschaft eine Geschichte meist nach einem für jeden Tag bestimmten Charakter erzählen läßt, schien ihm zu gezwungen und schablonenartig, als daß er sich eine Nachbildung derselben hätte gestatten können. Aehnlich verhält es sich mit der Einkleidung der Histoire des amans fortunés, später Heptameron genannt, der Königin von Navarra, wo eine Anzahl französischer Damen und Herrn auf der Reise in die Gascogne in einem Kloster der Pyrenäen auf eine Reihe von Tagen eine Zuflucht sucht,*) mit den Cent nouvelles handschriftlich schon 1456, gedruckt zuerst 1482), in welchen der Dauphin Ludwig während der Streitigkeiten mit seinem Vater in Begleitung mehrerer Edelleute am burgundischen Hofe verweilt, mit den Ducento nouvelle von Celio Malespini (1609), wo eine Gesellschaft von Damen und Herrn vor der 1576 in Venedig herrschenden Pest sich in einen Palast der Grafschaft Trevizi zurückgezogen hat.**) Goethe bedurfte einer mehr inner=

---

*) Zehn Jahre nach Goethes Unterhaltungen schrieb Wieland sein „Heptameron von Rosenhain", worin er sich einer ähnlichen Einkleidung bedient.

**) Aehnliche Einkleidungen in Ser Giovannis Il Pecorone, Girolamo Paraboscos Diporti, Giovanni Giraldo Cinthios Hecatommithi, Antonio Francesco Grazzinis Cene, Giovan Francesco Straparolas Tredici piacevoli notti, in Chaucers Canterbury-tales u. a. siehe in John Dunlopes Geschichte der Prosadichtungen.

lichen künstlerischen Verbindung, in welcher sich nicht die einzelnen Geschichten wie an einer willkürlichen Schnur aufreihten, sondern eine bewußte Abwechslung der Erzählungen sich ergab. Diese Gesellschaft aber durfte bei ihm nicht ein bloßes Mittel zur Verknüpfung sein, sondern sie selbst mußte unsere Theilnahme erwecken und mit aller Frische selbständigen Lebens hervortreten, und so das Ganze sich zu einer vollendeten Einheit zusammenschließen. Freilich ist dies in unsern Unterhaltungen jetzt nicht der Fall, aber wir wissen aus der Geschichte ihrer Entstehung, daß diese nicht abgeschlossen sind, sondern vor der Zeit abgebrochen wurden. Selbst das Märchen, welches den Schluß bildet, ist, wenn auch eingeleitet, doch nicht durch Ausführung der Erzählung, wie sich am Abende die Gesellschaft versammelte, angeknüpft. Da die auch noch später beabsichtigte Fortsetzung und Vollendung unterblieb, so entbehren wir auch den Schluß der Geschichte der deutschen Ausgewanderten, auf die das Ganze von Anfang an gelegt ist. Auch in „Tausend und einer Nacht" und im „Decamerone" fehlt ein Abschluß nicht, aber er ist ganz einfach, ohne innerliche Entwicklung, so daß die Einkleidung von den Geschichten sich von diesen wie ein umgelegtes Gewand abhebt. Freilich rettet sich Scheherazade zuletzt das Leben und Boccaccios Florentinerinnen kehren mit ihren drei Begleitern nach einer bestimmten Reihe von Tagen eben so nach Florenz zurück, wie sie es verlassen haben, aber es fehlt jede feiner angelegte Entwicklung, wie sie unser Dichter geben wollte.

Einen nur zu naheliegenden Anknüpfungspunkt boten dem Dichter die politischen Verhältnisse und die dadurch veranlaßten, alle gesellschaftliche Unterhaltungen bitter störenden politischen Ansichten, die er schon in der Reise der Söhne Megaprazons und in seinen gleich diesen unvollendet gebliebenen Aufgeregten

scharf getroffen hatte. Der Dichter versetzt uns in die Zeit, wo die Blokade von Mainz eben in eine förmliche Belagerung übergehn sollte, und das Schicksal der schönen Stadt und ihrer Bewohner die lebhafteste Theilnahme erregte, besonders über die Art, wie man die dort zurückgebliebenen Klubbisten behandeln solle und werde, ein gewaltiger Widerstreit der Parteien herrschte. Die eigentliche Belagerung begann Mitte Juni; schon am 18. beschloß man die dritte Parallele näher zu rücken. Wie man auch in Weimar sich der Klubbisten annahm, sieht man aus der Aeußerung in einem Briefe der Frau von Schardt vom 10. August 1793, Herder habe bei Tische gesagt, sie sei stets die kleine Aristokratin, bloß weil sie die Klubbisten in Mainz nicht habe ausstehn mögen. Nach der Einnahme der Stadt wurden die Klubbisten, welche sich nicht gerettet hatten, auf den Petersberg bei Halle gebracht. Wie lästig dem Dichter in der Zeit, wo er den Gedanken an die Unterhaltungen faßte, die politischen Gespräche fielen, zeigt die drei Monate früher fallende Aeußerung vom 17. Juli 1794 an Meyer: „Uebrigens ist jetzt mit den Menschen, besonders gewissen Freunden (Herder und Knebel), sehr übel leben. Der Koadjutor erzählte, daß die auf dem Petersberge verwahrten Klubbisten unerträglich grob werden, sobald es den Franzosen wohl geht; und ich muß gestehn, daß einige Freunde sich jetzt auf eine Art betragen, die nah an den Wahnsinn grenzt. Danken Sie Gott, daß Sie dem Raphael und andern guten Geistern, welche Gott den Herrn aus reiner Brust loben, gegenübersitzen und das Spuken des garstigen Gespenstes, das man Genius der Zeit nennt, wie ich hoffe, nicht verspüren.“ Goethe faßte den glücklichen Gedanken, diesen leidenschaftlichen Widerstreit der Ansichten in eine adlige Familie zu verlegen, welche selbst durch den gewaltsamen Umsturz der bisherigen Zustände empfindlich gelitten hat. Daß

ein gewisser Freiheitssinn, ein Streben nach Demokratie sich in die hohen Stände verbreitet habe, da man nicht gefühlt, was alles erst zu verlieren sei, um zu irgend einer Art zweideutigen Gewinnes zu gelangen, bemerkt Goethe in der Beschreibung des Zugs in die Champagne.

Er beginnt mit der Zeit, wo die Franzosen in das jenseit des Rheines gelegene deutsche Land durch eine „übelverwahrte Lücke" unseres Vaterlandes eindrangen. Die „verwegenen und glücklichen Unternehmungen" Custines, der durch die weißenburger Linien vordrang, hatten unsere adlige Familie mit so vielen über den Rhein getrieben, da besonders der Adel, der in Frankreich bereits seit zwei Jahren aufgehoben war, von den wilden Horden des republikanischen Frankreichs alles zu fürchten hatte. Wenn Goethe sagt, sie habe den Bedrängnissen entgehn wollen, „womit alle ausgezeichnete Personen bedroht waren, denen man zum Verbrechen machte, daß sie sich ihrer Väter mit Freuden und Ehren erinnerten, und mancher Vortheile genossen, die ein wohldenkender Vater seinen Kindern und Nachkommen so gern zu verschaffen wünschte", so steht er freilich hier ganz auf der Seite des an seinen ererbten Rechten als einem erwünschten Besitzstande festhaltenden Adels, wie er denn entschieden jedem gewaltsamen Umsturze feind war, aber er vertheidigt nur die jedem Druck fremden Rechte des Gutsherrn. Seine Ansicht spricht entschieden der Hofrath in seinen unvollendeter Aufgeregten aus, der, da er das große Gewicht des höhern Standes im Staate anerkennt und zu schätzen Ursache hat, sich unversöhnlich zeigt „gegen die kleinlichen neidischen Neckereien, gegen den blinden Haß, der nur aus eigener Selbstigkeit erzeugt wird, prätentios Prätensionen bekämpft, sich über Formalitäten formalisirt und, ohne selbst Realität zu haben, da nur Schein sieht, wo er Glück und Folge sehn könnte". Wenn

alle Vorzüge gelten sollen, Gesundheit, Schönheit, Jugend, Reichthum, Verstand, Talent, Klima, bemerkt dieser, warum sollte der Vorzug nicht auch irgend eine Art von Gültigkeit haben, daß ich von einer Reihe tapferer, bekannter, ehrenvoller Väter entsprungen bin? Freilich trifft diese Vertheidigung des Adels nur bei denjenigen Familien zu, die wirklich ihrem Stande Ehre machen, sich bewußt sind, daß, je höher der Stand, desto schwerer seine Pflichten sind, nicht bei der leider viel zahlreichern Klasse derjenigen, welche die ihnen verliehenen äußern Vorzüge nur in selbstsüchtiger Weise mißbrauchen: aber Goethe glaubte, der Mißbrauch der Adelsvorrechte berechtige eben nicht zu deren Abschaffung, und der Haß gegen den Adel als solchen beruhe eben nur auf beschränkter oder selbstsüchtiger Gleichmacherei. Er denkt sich einen wohlwollenden Adel, wie er ihn eben in der Gutsherrschaft seiner Aufgeregten und seines Bürgergenerals und in dem Lothario der Lehrjahre dargestellt hat, und dieser ist es, dessen er sich hier annimmt, wo er uns gerade in eine solche Familie einführt. Freilich mußte eine solche allgemeine Vertheidigung des Adels in der aufgeregten, für unbeschränkte Freiheit und Aufhebung aller Vorrechte schwärmenden Zeit bedenklich scheinen: aber wer kann es Goethe verargen, wenn er den Muth hatte, seine von Leidenschaft freie Ueberzeugung auszusprechen, auf die Gefahr hin, dadurch einen großen Theil der Leser abzustoßen, was freilich Schiller in Bezug auf seine Horen um so unangenehmer sein mußte, als er in der Ankündigung seiner Zeitschrift versprochen hatte, diese solle sich von der Politik fern halten. Und wir leugnen nicht, daß er dadurch den Horen bei vielen Abbruch gethan, aber er durfte hoffen, daß der Gehalt dieser durchaus vornehm gehaltenen Zeitschrift dieselbe trotz aller Angriffe und Mäkeleien zu halten vermöge. Die auffallende Bezeichnung des Adels durch das umschreibende

„ausgezeichnete Personen“, scheint Goethe gewählt zu haben, um den gangbaren, von den streitenden politischen Parteien so oft im Munde geführten Namen zu vermeiden. Den stärksten Anstoß hat Karl Grün an dieser Aeußerung genommen. Die französische Revolution, spottet er, habe gerade so wie die Adligen gedacht; da sie aber nicht alle Bürger habe adlig machen können, so habe sie die Adligen alle bürgerlich gemacht, und es jetzt auf die allgemeine Konkurrenz der Auszeichnung, der Freuden, Ehren und Vortheile ankommen lassen. Hierbei hat er offenbar Goethes Ausdruck „mit Freuden und Ehren“ mißverstanden, der sich eben nur auf die freudige und ehrenvolle Erinnerung bezieht. Wenn es gleich am Anfange von jenen Tagen heißt, sie seien unglücklich gewesen und hätten für Deutschland, Europa, ja für die übrige Welt, die traurigsten Folgen gehabt, so konnte Goethe mit Recht dem damals begonnenen Einbruch des republikanischen Frankreichs in Deutschland so böse Folgen beilegen, da damals noch kein Ende des Revolutionskrieges abzusehn war und in Frankreich selbst die blutgierige Gewalt des Schreckens lange Zeit geherrscht hatte.

Bei der Schilderung der Flucht tritt zunächst das Haupt der Familie, die verwittwete Baronesse, hervor, welche, wie sie von jeher eine treffliche Hausmutter war, so auch jetzt als Leiterin des Zuges sich in jeder Weise entschlossen und thätig zeigte und bei aller Bangigkeit und Noth den guten Humor zu erhalten wußte. Die Erwähnung der Scherze, welche man sich über einzelne wegen ihrer auf der Flucht zu Tage tretenden Sonderbarkeiten und Schwächen erlaubte, führt zunächst zur Darstellung der ältesten Tochter Luise, die, wie die Tochter der Gräfin in den Aufgeregten, eine etwas herrische und leidenschaftliche Natur ist, im Gegensatze zu ihrer durchaus wohlwollenden und ruhigen Mutter, doch erregt sie dadurch eine gewisse Theilnahme, daß sie

nicht allein den gewohnten angenehmen Verhältnissen gewaltsam entrissen ist, sondern auch um ihren Bräutigam in beständiger Sorge lebt, der sich nicht hatte abhalten lassen, unter den Verbündeten gegen Frankreich zu kämpfen. Von den jüngern Schwestern wird keine besonders erwähnt, von den Brüdern nur der älteste, Friedrich, der seiner Mutter als entschlossener und ruhiger Führer des Zuges treu zur Seite stand. Die Andeutung, daß er zu Pferde den Zug begleitete, führt zur Erwähnung der Wagen, die aber nicht alle einzeln angeführt werden. In einem der Wagen saß bei der Baronesse der Lehrer des jüngern hoffnungsvollen Sohnes, ein wohl unterrichteter Mann; wer sonst noch bei ihr gesessen, wird nicht erwähnt; wir denken an den jüngsten Sohn und die jüngste Tochter. Goethe überging dies mit Recht, da es ihm nur darum zu thun war, die Hauptpersonen, die später besonders hervortreten, schon hier vorzuführen. So hören wir denn auch gar nicht, in welchem Wagen Luise, wohl mit jüngern Schwestern, gesessen, nur daß in einem nachfolgenden Wagen (man läse lieber „einem der nachfolgenden") ein Vetter Karl mit einem alten Geistlichen, der als Hausfreund der Familie unentbehrlich geworden, einer ältern und jüngern Verwandten gefahren, und damit ein Bild der Länge des Zuges sich darstelle, wird auch der Halbchaisen mit Kammermädchen und Kammerdienern gedacht und der schwer bepackten Brancards, vierräderiger Wagen mit einem Packkasten.

Nach dieser Schilderung des Zuges unserer Ausgewanderten wendet sich Goethe zur Stimmung der Gesellschaft, von welcher keiner ungerner sich aus der Nähe Frankreichs entfernte, als Vetter Karl, der mit der ganzen Leidenschaftlichkeit aufgeregter Jugend sich für das dort verkündete Evangelium der Freiheit begeistert hatte und, obgleich er selbst, als zweiter Sohn einer

reichen adligen Familie, dadurch litt, daß die Güter, die ihm einst zufallen sollten, jetzt in der Hand der Franzosen sich befanden, noch immer für dieses einen neuen Tag des Völkerglückes heraufführende, wie ihm trotz allem schien, hochherzige Volk schwärmte, alles, was dort geschah, pries oder ins beste Licht setzte und dessen Fortschritte als eben so viele Siege der Freiheit begrüßte. Freilich könnte man die Frage aufwerfen, wie es komme, daß er sich der verwandten Familie angeschlossen, sich nicht selbst den einrückenden Franzosen zugewandt habe oder wenigstens bei den Seinigen geblieben sei, besonders da sich keine besondere Anziehungskraft im Kreise der Verwandten für ihn findet. Gern hätte man eine nähere Beziehung zu einer der Töchter der Baronesse oder der jüngern Verwandten angedeutet gesehen. Zu seinem Zwecke bedurfte der Dichter eines solchen Widerpartes seines eigenen Standes, wie es in anderer Weise die Gräfin in den Aufgeregten ist, welche sich früh die Lehren der großen Männer angeeignet, die uns durch ihre Schriften in Freiheit gesetzt haben, und aus den neuen Begebenheiten gelernt hat, daß „die menschliche Natur zwar auf einen unglücklichen Grad gedrückt und erniedrigt, aber nicht unterdrückt und vernichtet werden kann", und einen lebendigen Begriff von allem gewonnen hat, „was der wohldenkende Staatsbürger wünschen und verabscheuen muß". Die nähere Ausführung, wie sich die hervorragendsten Mitglieder der Gesellschaft zu Karl stellten, gibt dem Dichter Gelegenheit, uns über deren politische Ansichten aufzuklären. Friedrich, der älteste Sohn, stand ihm entschieden entgegen, da er erkannte, daß sein Vetter sich durch die schönen Reden und idealen Gedanken blenden ließ, ohne auf das Unheil zu achten, welches die Verkünder unbeschränktester Freiheit im eigenen Lande anrichteten, und auf das Unrecht ihres Einfalles in das deutsche Land, das sie wie ihr eigenes mißhan-

delten. Wenn Friedrich, nachdem er sich einigemal gegen Karl erklärt hatte, mit ihm als einem Verblendeten sich nicht weiter einließ, so war dagegen die Baronesse bestrebt, dessen zu scharfe Aeußerungen klug zu mäßigen, indem sie in gemessener Weise ihm liebevoll entgegentrat. Dagegen konnte die an aristokratischen Grundsätzen festhaltende Luise sich nicht enthalten, ihre entgegengesetzten Anschauungen ihm bitter entgegenzuhalten, und, statt mit Gründen ihn zu widerlegen, seine republikanischen Anschauungen der Beschränktheit seines Verstandes oder einem Mangel wahrhaft edler Gesinnung zuzuschreiben. Der Hofmeister und der Geistliche wagten nicht sich in das politische Gespräch zu mischen, doch hören wir, daß der eine als jüngerer Mann sich den neuen Ideen der Freiheit zuneigte, wogegen der in höhern Jahren stehende Geistliche den Umsturz alles Bestehenden als ein Unheil betrachtete und die Maßlosigkeit dieser von allgemeinen Ideen ausgehenden Bestrebungen bitter bedauerte. Der jüngern Töchter, des jüngern Sohnes, auf den der Hofmeister doch wohl nicht ohne Einfluß geblieben sein wird, auch der ältern und jüngern Verwandten wird hier nicht gedacht, dagegen belebt sich das Bild unserer Gesellschaft durch die Bemerkung, daß die Kammermädchen dem jungen Baron nicht bloß wegen seiner reizenden Gestalt und seiner Freigebigkeit gewogen waren, sondern auch wegen seiner volksthümlichen Gesinnungen, die jeden Standesunterschied aufhoben und ihnen gestatteten, ihre Augen zu dem liebenswürdigen Adligen zu erheben, der eine Verbindung mit ihnen nicht für unebenbürtig hielt.

Von den politischen Unterhaltungen, die man nicht immer vermeiden konnte, wendet sich Goethe zu den sonstigen durch die Tagesereignisse auf der Flucht veranlaßten Gesprächen, hebt aber unter diesen nur die Betrachtungen hervor, welche man über die

Eigenheiten der Ausgewanderten, sowohl der französischen als der deutschen, machte, die in dieser Noth vor allem ihre sämmtlichen Tugenden hätten hervortreten lassen müssen, besonders Unparteilichkeit und Verträglichkeit, und gerade die so unparteiische Baronesse hebt hervor, daß alle Schwächen und Untugenden auch die aus den gewohnten Zuständen gewaltsam herausgetriebenen Ausgewanderten überallhin begleiten,*) und nur höchst selten die reine aufopferungsbereite Tugend sich zeige, wovon er später in Hermann und Dorothea ein schönes Bild im Richter gegeben hat. Goethe war keineswegs von dem Betragen der Ausgewanderten erbaut, und er war keinem der vielen französischen Flüchtlinge, die der Herzog zu seinem Aerger in sein Land ließ, gewogen, ganz im Gegensatze zum Herzog, der von Eisenach aus im August 1795 nicht genug Goethe gegenüber rühmen konnte, „mit welcher kultivirter Bescheidenheit diese Leute sich in ihr Schicksal finden und mit welcher Feinheit und Bequemlichkeit sie sich einzuschränken wissen und sich darüber herauslassen", so daß man sehr viel bei ihnen lernen könne. Das höchst anmaßende Betragen der Emigrirten hatte Goethe schon im Dezember 1792, als er aus Westphalen nach Weimar zurückkehrte, kennen lernen, und selbst die Besten schienen ihm von leidenschaftlicher Einbildung nicht frei, woher sich denn auch bei ihm ein näheres Verhältniß zu keinem von ihnen, nicht einmal zu Mounier, bildete.

Goethe muß ursprünglich beabsichtigt haben, die Unterhaltungen seiner adligen Familie auf dem linken Rheinufer stattfinden zu lassen (denn die Ueberschrift spricht ja von „deutschen

*) Auffallend ist es, wie den reisenden Engländern hier „die übrige Menge" entgegengesetzt wird, als ob die Engländer bloß von ihrem Theekessel, nicht auch von ihren übrigen Eigenheiten begleitet würden. Daß die Engländer ihren Theekessel auch auf den Aetna mitschleppen müssen, bemerkt Goethe anderswo.

Ausgewanderten"), während jetzt die Familie nicht mehr auf der eigentlichen Wanderung, in der Fremde, sich befindet, sondern, nach der Zurückdrängung der Franzosen über den Rhein, der Befreiung von Frankfurt und der Einschließung von Mainz, auf ein rechtsrheinisches am herrlichen Strome gelegenes Gut zurückgekehrt ist, also die Leiden der Auswanderung, zu welcher der Einbruch des republikanischen Frankreichs ins deutsche Land sie genöthigt hatte, schon gekostet hat. Jetzt sieht man wirklich nicht recht, wozu mit der ausführlichen Darstellung der Auswanderung selbst begonnen wird, die gelegentlich hätte eingefügt werden können. Unsere Familie befindet sich jetzt in ihrer bekannten behaglichen, wohl ausgestatteten Wohnung und der schönen Umgebung, und die Hoffnung, einst auch auf dem rechten Rheinufer, wo ihre Hauptbesitzungen liegen, alles noch in dem alten Zustande zu finden, belebt sie, wenn auch die Baronesse sich wenigstens augenblicklich nicht verhehlt, daß sie vielleicht das Schlimmste zu erfahren haben.

Auf diesem ihrem Gute empfängt nun die Baronesse den Besuch einer lieben Jugendfreundin nebst Gemahl und Töchtern,*) die sich hatten flüchten müssen. Der Gemahl der Freundin, Geheimerath eines kleinen Fürsten, in dessen Land die Franzosen eingebrochen waren, hatte sich genöthigt gesehen, den Verfolgungen der die Freiheit des Volks ausrufenden, aber nur ihre Macht und ihren Eigenwillen selbstsüchtig durchsetzenden Machthaber sich durch die Flucht zu entziehen. Daß auch der Fürst selbst geflohen sei, wird

*) Wenn Goethe nur von Luisens wachsender Zutraulichkeit zu den Töchtern der Geheimräthin spricht, so erwartete man hier freilich auch der jüngern Geschwister Luisens gedacht zu sehn. Nach der Entfernung der Familie des Geheimeraths werden „die Frauenzimmer" erwähnt, die sich über diesen traurigen Abschied noch recht ausgeweint, wobei außer Luise und der jüngern Verwandten doch auch jüngere Schwestern Luisens gemeint sind.

freilich nicht gesagt, doch dürfte nur unter dieser Voraussetzung sich alles genügend erklären, da eine Beibehaltung des Fürsten mit bloßer Beschränkung seiner Macht kaum annehmbar scheint. Wenn der Dichter sagt, der Geheimerath habe die Willkür der Nation kennen gelernt, die nur vom Gesetze spreche, und den Unterdrückungsgeist derer, die das Wort Freiheit im Munde führten, so kann man dies nur dahin verstehn, daß die Franzosen die Regierungsform willkürlich geändert. „Er hatte gesehen", heißt es weiter, „daß auch in diesem Falle der große Haufe sich treu blieb, und Wort für That, Schein für Besitz mit großer Hoffnung aufnahm." Dies deutet offenbar darauf, daß das Volk wirklich meinte, die Franzosen brächten die von ihnen verkündete Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit. In den Worten: „Die Folgen eines unglücklichen Feldzugs, so wie die Folgen jener verbreiteten Gesinnungen und Meinungen blieben seinem Scharfsinn nicht verborgen, obgleich nicht zu leugnen war, daß er manches mit hypochondrischem Gemüthe betrachtete und mit Leidenschaft beurtheilte", wird zunächst auf den unglücklichen Zug nach der Champagne hingedeutet, der die französischen Republikaner in die deutschen Besitzungen eindringen ließ, dann auf die Bewunderung, welche den Hauptgründern der republikanischen Freiheit von so vielen, selbst bedeutenden Männern gezollt wurde, und auf den Glauben an eine wirkliche Befreiung der Welt aus drückenden Fesseln. Hatte er ja in Pempelfort bei Jacobi im November 1792 Lafayettes und Mirabeaus Büsten göttlich verehrt gesehen. Aber auch daß die Gegner der großen Staatsumwälzung gegen diese nicht ganz gerecht waren und sich von Leidenschaft hinreißen ließen, wird zum Schlusse zugegeben. Dieser Geheimerath bildet den geraden, scharf ausgeprägten Gegensatz zu Vetter Karl, und er ist zum Streite mit diesem in jeder Weise berufen.

Ehe der Dichter zum wirklichen Streite übergeht, bezeichnet er die naheliegenden Veranlassungen zu politischen Gesprächen, zu denen man sich immer, wie sehr man solche auch wegen des Widerstandes der Ansichten hätte vermeiden sollen, fast unwillkürlich hingezogen fühlte. Einmal lag das Gut nicht sehr weit vom Kriegsschauplatz entfernt, so daß man, je nach der Richtung des Windes, bald mehr, bald weniger deutlich den Kanonendonner von dorther vernahm; dann aber erfuhr man auch von Zeit zu Zeit Nachrichten über den Stand des Krieges und einzelne Neuigkeiten, deren Besprechung man sich nicht versagen konnte. Die Baronesse hielt diese politischen Gespräche einige Zeit durch die Anmuth ihres Wesens in Schranken; als es sich aber um das Schicksal der Klubbisten bei der bevorstehenden Einnahme von Mainz durch die Verbündeten handelte, wurden sie immer heftiger. Als eines Nachmittags das Gespräch sich erhitzte, ließ sich der Geheimerath zu scharfem Spotte über die Kurzsichtigkeit dieser Leute hinreißen, da sie nicht einsähen, daß die Franzosen, die sie nur zu ihren Zwecken brauchten, sie preisgeben und den Verbündeten ausliefern würden, ja er verschwieg nicht, daß er ihnen die Züchtigung, die sie dann erhalten würden, gönne, wobei er Karl dadurch aufs äußerste verletzte, daß er gar seine eigene leidenschaftlich einseitige Verurtheilung der Klubbisten für unparteiisch ausgab. Karl fühlt sich dadurch gereizt, den Vorwurf, daß die Klubbisten ihre Landsleute „in eine neue Form zu zwingen" geholfen, durch die Beschuldigung der gewöhnlichen Staatsmänner zu erwiedern, die, „durch eine mechanisch erleichterte Geschäftigkeit bestochen," dasjenige für gut hielten, was sie einmal zu thun gewohnt gewesen, während jene eine gleichere Vertheilung von Mühe und Genuß wünschten, über die Einseitigkeit, Unordnung, Lässigkeit und Ungeschicklichkeit der Staatsmänner erbittert seien,

und er hat ganz Recht, wenn er behauptet, niemand könne leugnen, es gebe unter den Klubbisten wenigstens einige wohldenkende und tüchtige Männer, die statt Schadenfreude Bedauern verdienten, daß ihre auf das Beste ihrer Landsleute gerichteten Wünsche und Hoffnungen unerfüllt bleiben sollten. Die Richtigkeit dieser Bemerkung reizt den Geheimerath eben zu noch größerer Bitterkeit, und so spottet er über die jungen Leute, welche ohne Kenntniß der wirklichen Welt alles idealisirten. Alle Vorwürfe, welche beide Parteien sich gegenseitig zu machen pflegten, „alles, was im Laufe dieser Jahre so manche gute Gesellschaft entzweit hatte," wurde in leidenschaftlicher Erregung von dem Geheimerath und Karl vorgebracht, wobei man sich so sehr in die Hitze sprach, daß diesmal jeder Beruhigungsversuch der Baronesse vergeblich war. Auch die Geheimeräthin bemühte sich ohne Erfolg, auf Karl zu wirken, auf den sie diese Tage her einen gewissen Einfluß geübt hatte. Statt durch die Bemühungen der Damen sich erinnern zu lassen, was er der Gesellschaft schuldig sei, vergaß der Geheimerath so ganz seiner selbst, daß er immer schärfer auf die Unerfahrenheit der Jugend losschlug, sie endlich mit Kindern verglich, welche unvorsichtig mit dem Feuer spielen. Nichts trifft einen selbstbewußten, idealisch gestimmten Jüngling tiefer als die Verspottung seiner heiligsten Ueberzeugung als einer kindlichen Albernheit, und so ließ sich denn Karl verleiten, mit seinen Wünschen für das Glück der französischen Waffen nicht zurückzuhalten, und die Ueberzeugung lebhaft auszusprechen, jeden gutes Deutschen Pflicht sei es, das Joch der Sklaverei, unter dem sie noch seufzten, abzuschütteln, endlich die Behauptung, die Franzosen würden die Klubbisten preisgeben, durch den auf die Spitze getriebenen Gegensatz zu stechen, diese würden alle, welche sich für sie und die Freiheit erklärt, mit Ehren, Gütern und Zutrauen überhäufen. Dadurch

aber bringt er den Geheimerath dahin, daß der sonst besonnene Mann alle Rücksicht verletzt und der freudigen Hoffnung Ausdruck gibt, die Klubbisten würden in die Hände der Verbündeten fallen, und dann der verdienten Strafe des Galgens nicht entgehn. Das ist Karl zu viel, und so stellt er dieser Drohung die andere mit der Guillotine für diejenigen Leute in Deutschland entgegen, welche sich der Freiheit widersetzten, wobei die Hitze ihn zu einigen gegen den Geheimerath persönlich gerichteten Andeutungen hinreißt. Ist auch Karl weiter als der Geheimrath gegangen, so trifft jenen doch als den besonnenern Mann der Vorwurf, den heißblütigen Jüngling zuerst auf das bitterste gereizt zu haben, indem er nicht nur auf die Unerfahrenheit der Jugend seine schärfsten Pfeile richtete, sondern auch dessen Gesinnungsgenossen, unter denen jedenfalls auch wohldenkende Männer sich befanden, die entehrendste Todesstrafe wünschte, und so sich die allerschlimmste Verletzung des gesellschaftlichen Anstandes zu Schulden kommen ließ.

Karls persönliche Beleidigung zwingt natürlich den dadurch noch nicht abgekühlten und an seine eigene Schuld erinnerten, sondern höchst erbitterten Geheimerath den Ort zu verlassen, wo ihm eine solche zugefügt worden, da er in dem Kreise, welcher ihn so freundlich aufgenommen hat, keine Herstellung seiner Ehre durch einen Zweikampf fordern kann. Wenn die Baronesse hier nicht vermittelnd eintritt, so kann sie dies nach dem rasch und entschieden ausgesprochenen Entschlusse nicht, da sie im Grunde die größer Schuld dem ältern Manne zuschreiben muß, aber sie unterläßt doch nicht, als die Geheimeräthin ihrem Gatten gefolgt ist, ihrem Vetter in einigen harten Ausdrücken ihr Mißfallen auszudrücken, daß dieser gegen einen werthen Gast so weit sich habe hinreißen lassen. Dieser jedoch glaubt sich dem Geheimerathe gegenüber in seinem Rechte, wie sehr er auch das Vorgefallene bedauert; daß

er selbst gehe, beim Geheimerath sich zu entschuldigen, kann die Tante ihm nicht zumuthen, und ihr eigener Versuch, dem Beleidigten durch die naheliegende Entschuldigung des leidenschaftlich gereizten jungen Mannes zurückzuhalten, ist vergeblich, da sie ihn selbst nicht von aller Schuld freisprechen kann, und ein freundliches Zusammenleben der beiden so scharf aneinander gerathenen Gegner unmöglich scheint.

Nach der Entfernung des Geheimeraths mit den Seinen muß denn doch der gutmüthige Karl, der nebst Friedrich, dem jüngern Sohne und dem Hofmeister allein im Saale zurückgeblieben ist, wie hart es ihm auch ankommt, seine Tante durch das Geständniß seiner Uebereilung um Verzeihung bitten, wodurch diese denn Veranlassung erhält, ihm vorzuhalten, welchen Verlust er ihr und der Geheimeräthin und ihnen allen ohne Möglichkeit eines Ersatzes zugefügt, und ihm den Vorwurf des Mangels an Selbstbeherrschung zu machen, der ihn heute nicht zum erstenmal treffe. Karl läßt die gerechten Vorwürfe ruhig über sich ergehn, aber der unterdessen ans Fenster getretene Hofmeister, der in seiner politischen Anschauung auf Karls Seite steht, mischt sich jetzt mit kluger Berechnung ein, während Friedrich und die jüngern Söhne schweigend sich verhalten. Aber dessen Versprechen, Karl und sie alle wollten sich diesen traurigen Fall zur Warnung dienen lassen und, in Erinnerung an den ihr heute verursachten Schmerz, Gewalt über sich selbst zu gewinnen suchen, erregt der Baronesse bittern Vorwurf über die Unfähigkeit der Männer, sich irgend etwas zu versagen, wie viel sie sich auch auf ihre Herrschaft über sich selbst einbildeten. Ist sie ja nicht allein über Karl, sondern auch über den Geheimerath aufgebracht. Der Hofmeister darf ihr entgegenhalten, daß sie gegen ihre Gewohnheit sich von Verdruß und Leidenschaft hinreißen lasse; die Baronesse gesteht dies halb zu,

meint aber, nicht ohne Grund sei sie so leidenschaftlich bewegt, und als dieser den jetzigen Augenblick den schlimmern entgegenstellt, wo sie viel ruhiger die größten Uebel ertragen habe, bezeichnet sie diesen starken Ausbruch ihrer Leidenschaft als Folge des durch dieses an sich nicht kleine Uebel gefüllten Maaßes. Des letzten Restes ihres Unwillens entladet sie sich in der Erwiederung auf das Versprechen des Hofmeisters, daß sie sich bessern und das Mögliche zu ihrer Befriedigung thun wollten, indem sie strenge äußert, sie wolle in Zukunft befehlen, worauf sie der lebhafte Ruf Karls völlig entwaffnet, sie möge nur befehlen, sie solle sich über ihren Ungehorsam nicht zu beklagen haben. Lächelnd erklärt sie, fern sei es von ihr, so freigesinnten Menschen befehlen zu wollen, sie wolle ihnen nur rathen und sie bitten. Und so kommt sie auf den Wunsch, daß sie aus Rücksicht auf die Anforderungen der Geselligkeit, welche ja auch so manche andere Selbstbeschränkung fordere, in der Gesellschaft einer jeden politischen Unterhaltung, durch welche andere Mitglieder derselben verletzt werden könnten, sich enthalten möchten. Wie habe man sich sonst in der Gesellschaft gehütet, etwas zu berühren, was einem oder dem andern unangenehm sein könnte, während sie in dieser Zeit der politischen Aufregung jede Gelegenheit aufsuchten, etwas vorzubringen, was den andern verdrieße und ihn aus seiner Fassung bringe. Schon hätten sie so vieles Traurige erlebt, und würden vielleicht bald einen noch schlimmern Verlust zu beklagen haben; aber sollte auch dieses Schreckliche eintreten, selbst die Kunde davon müßten sie ohne Leidenschaft mitzutheilen suchen und nicht immer daran erinnern. Hätten sie, als ihr Vater gestorben sei, alles vermieden, was irgend die Erinnerung an seinen Verlust ohne Noth bei ihr hervorrufen konnte, so seien sie bei der jetzigen allgemeinen Noth noch viel mehr verpflichtet, sich gegenseitig zu schonen. Wenn sie

bemerkt, unter einer ungeheuren Anzahl Unglücklicher genössen jetzt nur wenige durch Natur oder Bildung einer zufälligen oder künstlichen Zufriedenheit, so sieht sie in den leidenschaftlich bewegten Parteien, selbst in der augenblicklich siegreichen, keine wahre Zufriedenheit, da alle sich in beständigem Kampfe und den Wechselfällen der schwankenden Entscheidung unterworfen fühlen. Karl hat nun leichtes Spiel, die Baronesse ganz zu versöhnen, die unter der Bedingung, daß sie sich in Zukunft von ihr leiten lassen wollen, eine allgemeine Amnestie ausruft. Auffallen könnte es, daß keines von ihren Kindern, welche die Baronesse mehrfach angeredet hat, sich an dem Gespräche betheiligt; aber Karl ist es, der eben dieses Unglück verschuldet und der durch seine Vertheidigung der Franzosen und der von ihnen verkündeten republikanischen Freiheit schon oft heftigen Streit hervorgerufen hat, und die andern haben für ihn eben so wenig ein Wort einzulegen, als es ihnen ziemt, diesen als einzigen Störenfried anzuklagen; er, der Schuldige, übernimmt es, allgemeine Verzeihung, für sich und die übrigen, welche von den Vorwürfen der Baronesse nicht verschont geblieben waren, die Wiedererlangung ihrer Gunst zu erbitten.

Nachdem die Baronesse sich so mit Karl wieder von Herzen ausgesöhnt hat, muß sie auch dem nun eintretenden weiblichen Theile der Gesellschaft die getroffene Verabredung zur Nachachtung mittheilen, wobei sie ihrer frühern durch die politischen Gespräche in den Hintergrund getretenen Unterhaltungen gedenkt. Hier fällt es auf, daß jede Beziehung auf Beurtheilung der Werke der Dichtung und Kunst fehlt, während eigene dichterische Versuche der jungen Damen erwähnt werden. Indeß wird eine vollständige Aufzählung aller bisherigen Unterhaltungen nicht beabsichtigt. Daß es auch an literarischen Unterhaltungen nicht gefehlt haben wird, ergibt sich aus der spätern Erwähnung der von Luise ge-

lesenen Literaturzeitungen. Die Baronesse schließt nun damit, daß sie allen ihren Kindern das Versprechen abnimmt, alle ihre Kräfte aufzubieten, in ihren Zusammenkünften lehrreich, nützlich und besonders gesellig zu sein. Daß Erzählung von anziehenden Geschichten eine Hauptunterhaltung bilden soll, bleibt hier noch unerwähnt; diese soll erst durch denjenigen eingeführt werden, der als Haupterzähler aufzutreten bestimmt ist: denn dadurch unterscheidet sich Goethe's Einleitung der Geschichten von den gangbaren, daß nicht alle Mitglieder hintereinander Geschichten erzählen, sondern ein einziger durch seine Geschichten die Gesellschaft unterhält der, wenn er auch zuweilen die Erzählungen anderer hervorruft, doch der eigentliche Erzähler bleibt. Es ist dies der erst nach der eingetretenen Versöhnung und der Ausschließung aller politischen Verhandlungen eintretende alte Geistliche. Wenn in den seit Boccaccio üblichen Einkleidungen gleich auf die Bestimmung, daß alle Mitglieder Geschichten erzählen sollen, übergeleitet wird, so läßt Goethe die Absicht der Erzählung von Geschichten ganz unvermerkt, erst nachträglich in anderer Weise eintreten, nachdem in ausführlicher Weise die Abwendung von der Politik begründet und dabei die Lage der ganzen Gesellschaft und die Persönlichkeit ihrer Hauptglieder anschaulich hervorgetreten ist.

Wenn Goethe als Erzähler der Geschichten einen alten Geistlichen einführt, so war ihm die Neigung gerade dieses Standes, durch anziehende Geschichten, welche die Eigenthümlichkeit menschlichen Geistes und Herzens aussprechen, freilich oft auch durch andere, die zuweilen zu ihrer geistlichen Würde nicht wohl stimmen, zu unterhalten, nicht unbekannt; hatte er selbst ja manche, besonders auch katholische Geistliche kennen lernen, aus denen er die Gestalt seines Abbé in den „Lehrjahren“ gebildet hatte, welcher, als er mit den ein Stück aus dem Stegreif spielenden Schauspielern

im Kahne fährt, die Rolle eines Landgeistlichen spielt, der bald ermahnt, bald „Histörchen erzählt" und sich, obgleich er einige schwache Seiten zeigt, doch in Achtung zu halten weiß. Als Widerpart des Geistlichen erscheint die etwas herrische und eigenwillige Luise, und dieser Gegensatz sollte durch die Unterhaltungen durchgehn, doch so daß Luise immer mehr von ihrer falschen Ansicht zurückkäme und die Geistes- und Herzensgaben des Geistlichen durch dessen Erzählungen schätzen lernte. Das nun folgende trefflich durchgeführte Gespräch zwischen der Baronesse, Luise und dem Geistlichen hat, wie bei Schiller, dem die unbarmherzige Gegnerin des alten Geistlichen es doch fast zu arg zu machen schien, auch bei Ramdohr Anstoß erregt, dem die Baronin hier wie ein Buch und ihre Tochter wie eine Jungfermamsell zu sprechen schien; wie könne ein wohlerzogenes Mädchen mit einem Pastor über lüsterne Anekdoten scherzen? Aber Goethe schildert sie nur als schnippisch und als unerbittliche Gegnerin des Geistlichen, mit dem sie gleich nach ihrer Gewohnheit anbindet, indem sie ihn, der noch nichts von dem Vorgefallenen weiß, mit der scharfen Hindeutung empfängt, ihm werde wohl das eben beliebte Gesetz ziemlich unbequem fallen, da es ihm nun benommen sei, über alberne Streiche politischer Personen sich lustig zu machen, und es hier auf dem Lande meist an Gelegenheit fehle, ein armes Mädchen zu verleumden oder einen jungen Menschen zu verdächtigen. Aus dieser Beschuldigung lernen wir gleich des Geistlichen Neigung kennen, auf das geistige und sittliche Verhalten der Menschen sein Auge zu richten, das eben durch lange Uebung geschärft ist. Der Geistliche nimmt den Vorwurf lächelnd hin*), da er einmal gewohnt sei, daß sie

*) Von hier an bezeichnet ihn der Dichter zunächst als „Alten"; als „alter Geistlicher" war er gleich am Anfange eingeführt.

für den mancherlei Zwang, den sie sonst dem in ihr wohnenden kleinen bösen Geiste der Neckerei anthue, sich dadurch entschädige, indem sie diesen gegen ihn spielen lasse, wobei er ihre sonstige gesellschaftliche Liebenswürdigkeit und ihre feine Unterhaltungsgabe, in welcher sie ihrer vortrefflichen Erzieherin, ihrer Mutter, alle Ehre mache, absichtlich fast über Gebühr hervorhebt. Nachdem er auf seine Frage von der Baronesse erfahren, was sich während seiner Abwesenheit begeben und welche Beschränkung man der Unterhaltung auferlegt habe, meint er, diese werde ihm nicht schwer fallen, und er erklärt sich dann auf Luisens spöttischen Unglauben darüber weiter, wobei Luise, die sich seinen verständigen, treffend die Schäden der Gesellschaft bezeichnenden Aeußerungen gegenüber nicht anders zu helfen weiß, sich zu entstellenden, ja geradezu haltlosen Neckworten gezwungen sieht. Zunächst hebt er hervor, gerade das, was man in Gesellschaften gerne höre, bilde den Gesellschaftston, und da man eben von nichts lieber höre als von etwas Neuem, was einen Mitbürger oder eine Mitbürgerin heruntersetze, müsse auch derjenige, der eine andere Neigung habe, dem, was die Gesellschaft wünsche, Rechnung tragen. „Wir andern, die wir von der Gesellschaft abhängen, müssen uns nach ihr bilden und richten, ja wir dürfen eher etwas thun, was ihr zuwider*) ist, als was ihr lästig wäre, und lästiger ist ihr nichts, als wenn man sie zum Nachdenken und zu Betrachtungen auffordert. Alles, was dahin zielt, muß man ja vermeiden, und allenfalls das im Stillen für sich vollbringen, was bei jeder öffentlichen Versammlung versagt ist." Schon vorher hatte er darauf hingedeutet, daß es ihm unangenehm sei, dasjenige, was er sonst

*) Der Bildung ihres Herzens nachtheilig.

gleichsam verstohlen getrieben, in die Gesellschaft zu bringen; der jetzige lose Spott Luisens auf sein behagliches Nichtsthun bringt ihn auf seine Sammlung von Geschichten, deren Erwähnung Luise mit so schnippischen Bemerkungen aufnimmt, daß sie sich von ihrer Mutter eine ernstliche Zurechtweisung über ihre Unart zuzieht. Auf die weitern Fragen der Baronesse und der mit gespannterm Antheil zuhörenden Luise nach der Art und dem Inhalt seiner Sammlung vernehmen wir zunächst, diese enthalte solche Geschichten, die ihm irgend einen Charakter zu haben geschienen, die seinen Verstand, sein Gemüth berührt und beschäftigt und in der Erinnerung ihm einen Augenblick reiner und ruhiger Heiterkeit gewährt; meist behandelten sie die Empfindungen, welche Männer und Frauen verbinden oder entzweien, glücklich oder unglücklich machen, öfter aber verwirren als aufklären. Zur weitern Charakterisirung seiner Geschichten bringt ihn die Neckerei der, je verständiger und überzeugender der Alte sich äußert, immer mehr zum Widerspruch gereizten Luise. Diese meint zunächst, es würden wohl lüsterne Geschichten sein; als sie auf dessen weitere Aeußerung, die sie absichtlich mißversteht, fragt, er werde doch wohl nicht gar mit plumpen Späßen ihre Ohren beleidigen, straft er sie mit einer empfindlichen Neckerei, indem er bemerkt, sie werde nichts Neues erfahren*), da sie ja gewisse Rezensionen in den gelehrten Zeitungen (er meint ohne Zweifel die über geschlechtliche Verhältnisse) nicht überschlage, was er ihr als Braut freilich nicht übelnehmen könne. Auch als die Baronesse, da Luise durch die Neckerei des alten Geistlichen, die in seinem Munde eher erträglich ist als in jedem andern, etwas betroffen ist, vermittelnd ein-

*) Statt „ernstlich" hatten die Horen hier den Druckfehler „erstlich", den die nach dem Tode des Dichters erschienenen Ausgaben nicht hätten wieder einführen sollen.

treten will, kann er seinen Aerger, daß Luise ihn mißverstehn wolle, nicht unterdrücken. Da diese aber darauf besteht, es würden doch auf eine oder die andere Art skandalöse Geschichten sein, deutet er ernst darauf hin*), daß er, wie jeder Wohldenkende, von der Schadenfreude, welche allein die Lust zu skandalösen Geschichten eingebe, fern sei, er nur gern bei solchen Geschichten verweile, wo der gute Mensch in leichtem Widerspruche mit sich, seinen Begierden und Vorsätzen sich befinde, wo alberne, eingebildete Thoren beschämt zurecht gewiesen oder betrogen, eine Anmaßung auf eine natürliche, ja zufällige Weise bestraft werde, wo Vorsätze, Wünsche und Hoffnungen bald gestört, aufgehalten und vereitelt, bald unerwartet angenähert, erfüllt und bestätigt würden, er am liebsten das Spiel des Zufalls mit der menschlichen Schwäche und Unzulänglichkeit betrachte, wobei es weder auf Lob noch auf Tadel abgesehen sei. Die Bemerkung der Baronesse, Beispiele dieser Art seien doch wohl selten, veranlaßt den Geistlichen zu der Aeußerung, es komme viel darauf an, daß man den Sachen eine Seite abzugewinnen wisse, doch nehme er auch manches aus mündlicher und schriftlicher Ueberlieferung, weshalb er sich auch seine Geschichten nicht deuten lasse, wogegen er auf eine Einrede Luisens auch hervorhebt, man werde manches von ihm Erzählte für ein altes Märchen halten, was der Hauptsache nach ganz in der Nähe vorgegangen sei. Luise ist jetzt auf die angekündigten Geschichten so gespannt, daß sie gern sogleich eine solche vom Alten sich erzählen ließe, was dieser aber freundlich ablehnt, da er seine Geschichten für die ganze Gesellschaft aufsparen müsse, auf den Ausdruck ihrer Neugierde erwiedert, sie möge ihre Erwartung nicht zu sehr spannen.

*) Wenn er fragt: „Soll ich wiederholen?“, so bezieht sich dies auf die gesammte folgende Rede, in welcher er die schon oben angegebenen Gesichtspunkte der Hauptsache nach wiederholt.

So sind die Erzählungen des Alten auf das glücklichste eingeleitet, auch im allgemeinen ihr Charakter bezeichnet, wenn auch keineswegs alle einzelne Arten derselben bestimmt angedeutet sind, noch er sich anheischig macht, Beispiele aller einzelnen Arten vorzutragen. Erklärt er sich hier ja nicht vor der Gesellschaft, vor welcher wir ihn als Erzähler auftreten sehen, sondern tritt eigentlich nur dem Verdachte Luisens entgegen, daß er lüsterne und skandalöse Geschichten erzählen werde. Die Geschichten, die er im folgenden erzählt, sind wirklich weder das eine noch das andere, beschäftigen dagegen alle den Geist, das Herz und die Einbildungskraft und in allen werden menschliche Gefühle und Zustände in anziehender Weise vorgeführt, und er wählt sie nicht nach eigener Bestimmung, sondern immer nach bestimmten, den Charakter derselben bezeichnenden Anforderungen der Gesellschaft, wobei er aber durchweg selbst bei der Gespenstergeschichte, mit welcher er einer ihm wohlbekannten Neigung nachgibt, deren Ausdruck er hervorruft, einen allgemein menschlichen Gehalt im Sinne hat. Die Baronesse führt weiter unten gelegentlich noch ihre Anforderungen an Erzählungen aus, wie sie die gute Gesellschaft verlangen müsse.

Aber der Geistliche wartet mit seinen Erzählungen nicht bis zum nächsten Tage, sondern schon an demselben Abende, als die Rede auf Veranlassung der umlaufenden Gerüchte auf den Glauben an das Wunderbare und auf den Hang zum Romanhaften und Geisterhaften gekommen war, von welcher Art er gelegentlich einige gute Geschichten zu erzählen versprach, zeigt er sich gegen seine halbbekehrte Gegnerin so freundlich, daß er ihrer Bitte, jetzt gleich eine solche vorzutragen, sofort willfährt. In dieser Geschichte fällt der Freund seiner Geliebten, die ihn zuletzt verlassen und seine Bitte, ihn vor seinem Tode noch einmal zu besuchen, abgeschlagen hat, nach seinem Tode lange Zeit durch verschiedene

Zeichen beschwerlich, durch welche er ihr seine Nähe zu erkennen gibt. Allein beruht auch hierauf der eigentliche Anziehungspunkt der Geschichte so sind doch auch die sonstigen hier geschilderten Zustände und Ereignisse merkwürdig genug, besonders die Art, wie die Sängerin das Bedürfniß nach einem Freunde neben ihren Liebhabern fühlt, der Freund aber in dieser Stellung nicht beharren kann, sondern zugleich ihr Liebhaber werden muß, worüber er ihre Freundschaft zugleich mit ihrer Liebe verliert. Daß diese Geschichte von der berühmten pariser Schauspielerin Clairon, eigentlich Claire Josephe Legris de la Tude, die 1765 die Bühne verließ, erzählt und allgemein geglaubt wurde, Goethe sie wohl unmittelbar durch den Prinzen August von Gotha kennen lernte, ist S. 43 f. bemerkt. Wenn der Geistliche die Geschichte von Paris nach Neapel verlegt und sich selbst als Bekannten der Clairon einführt, so entspricht dies ganz der Freiheit, welche er Luisen und der Baronesse gegenüber für seine Erzählungen in Anspruch genommen hat; freilich setzt er dabei voraus, daß dieselbe nicht allgemein bekannt sei, in welchem Falle er sich diese Veränderung nicht erlaubt haben würde, und deshalb erkundigte sich Goethe auch vorher genau, ob sie schon in einer allgemein gelesenen Schrift mitgetheilt worden sei. Ihr Freund aus Genua, der sich wegen wichtiger Geschäfte seines Hauses in Neapel aufhielt, war nach dem Berichte der Clairon ein Herr von S., Sohn eines Kaufmanns von B. (Bordeaux?), der ungefähr dreißig Jahre alt war. Er wünschte nur sie ausschließlich zu sehn, und hoffte auch sie dahin zu bringen, daß sie nur ihn allein zu sehn wünsche. Aber gerade seit dieser Zeit hielt sie es für nothwendig, seine Besuche zu beschränken. Der Kummer über diese Aenderung zog ihm eine schwere Krankheit zu, in welcher sie beständig seiner wartete, und für alle seine Bedürfnisse sorgte; denn durch die Unredlichkeit seines

Schwagers war er in äußerste Noth gerathen. Von seiner Krankheit genas er, erlangte aber nie wieder seine völlige Gesundheit, wogegen er sein Vermögen zurück erhielt. Nach seiner Genesung wies sie alle seine Besuche und Briefe zurück, weil sie ihm selbst durch diese Entfernung einen Dienst zu erweisen glaubte, da sie ihre andern Liebhaber nicht gegen ihn aufgeben konnte. Darüber fiel er in eine tödtliche Krankheit. Vor seinem Tode ließ er die Freundin bitten, ihn im letzten Augenblicke noch einmal zu besuchen, wovon aber ihre Freunde sie zurückhielten. Ein ältliches Frauenzimmer und ein Bedienter waren zuletzt seine einzige Gesellschaft. Er wohnte auf dem Boulevard bei der Rue de la Chaussée d'Antin, wo man eben zu bauen anfing. die Clairon auf der Rue Bussy bei der Abtei St. Germain. Sie hatte seine Bekanntschaft zwei und ein halbes Jahr vor seinem Tode gemacht. „Ich besaß noch meine Mutter", erzählt sie selbst, „verschiedene Freunde speisten bei uns gewöhnlich zu Nacht; täglich befanden sich bei mir der Oberaufseher der Hoffeste, der gute Pipelet und der Schauspieler Roselli. Ich hatte eines Abends einige artige Schäferliedchen gesungen, als auf den Glockenschlag elf ein durchdringender Schrei sich vernehmen ließ. Ich fiel in Ohnmacht." Den eifersüchtigen Verdacht des verliebten Oberaufsehers und die Erwiederung der Clairon hat Goethe treu wiedergegeben. „Alle unsere Bedienten, meine Freunde, meine Nachbarn, ja die Polizei selbst haben den Schrei immer zu derselben Stunde unter meinem Fenster vernommen; immer schien er aus der Luft zu kommen. Selten speiste ich außerhalb zu Nacht; so oft dies geschah, hörte man nichts; fragte ich aber bei meiner Rückkehr meine Mutter oder meinen Bedienten deshalb, so erscholl plötzlich der Schrei zwischen uns." Als einst der Präsident von R. sie nach Hause führte, vernahm er beim Abschiede den Schrei. Was Goethe von

dem Abend berichtet, an welchem ein junger Tenor sie zu einer Freundin begleitete, erzählt die Clairon in ganz ähnlicher Weise von dem Schauspieler Roselli, der sie zuerst nach der Rue St. Honoré in einen Laden zur Auswahl von Stoffen brachte, später zu ihrer Freundin St. Phalier nahe bei der Porte St. Dénis. Das, was Goethe auf eine Lustreise nach dem Karneval verlegt, begab sich auf der Reise der Schauspieler zur Hochzeit des (1765 gestorbenen) Dauphins nach Versailles, wo sie mit Madame Grandval in demselben Zimmer schlief. Sonst folgt Goethe hier und im folgenden ganz der Ueberlieferung. Einmal wurde sie von einer Freundin, Mademoiselle Dusmenil, zu einem Feste in deren Hause à la barrière blanche geladen. Als sie auf dem Wege dorthin an dem Hause vorbeikamen, in welchem ihr Freund gestorben war, fragte sie das bei ihr sitzende Kammermädchen nach diesem Hause; da ließ sich ein Schuß vernehmen. Auch den Uebergang zu dem Händeklatschen, zuletzt zu der rührenden himmlischen Stimme, ist aus der Clairon, bei welcher letztere vom Kreuzwege Bussy anfing. Die Clairon erzählt, wie die beim Tode des Freundes anwesende alte Dame ihr einen Besuch gemacht, was Goethe sehr geschickt ganz anders gewandt hat. Sonst hat dieser besonders die Wahl des Genuesers zum Freunde und den Uebergang vom Freunde zum Liebhaber glücklich ausgeführt, auch die erste Trennung durch mehrfache Reisen des Liebhabers nach Palermo begründet, während welcher die Sängerin ihre Wohnung verändert und verschiedene Einrichtungen trifft, ihrer Haushaltung eine andere Wendung zu geben. Die Verlegung der Geschichte nach Italien und die Verwandlung der Schauspielerin in eine Sängerin sowie die Aenderung der übrigen Persönlichkeiten ist geschickt ausgeführt. Sehr verfehlt war es, wenn Rosenkranz von diesen und den folgenden Erzählungen des Geistlichen behauptete,

das Hauptmoment bilde die Selbstverschuldung; hier sei die Hartherzigkeit gegen den Sterbenden die Schuld der Sängerin, die Schuld des Liebhabers dagegen liege darin, daß er über seine leidenschaftliche Liebe nicht habe Herr werden können. Diese sittlichen Betrachtungen hat Goethe gerade von seiner Darstellung fern gehalten; hätte er auf sie Gewicht legen wollen, so mußte er sie in den Mittelpunkt der Erzählung rücken: ihm ist das wunderliche Verhältniß der Sängerin zu ihrem Liebhaber die Hauptsache, während, wie er wohl weiß, für die Zuhörer das Anziehende in der geheimnißvollen Weise lag, wie der Gestorbene sich nach seinem Tode zu rächen weiß. Deßhalb läßt denn auch Goethe den Erzähler nach dem Aufhören der Anzeichen des Gestorbenen inne halten, wo dann die Gesellschaft ihre Zweifel über die Wahrheit und Möglichkeit dieser Anzeichen überhaupt äußert, und erst darauf den Geistlichen zu der Erzählung kommen, wie der verletzte Liebhaber mit der Drohung geschieden, die Grausame, die ihn meide, solle auch nach seinem Tode keine Ruhe vor ihm haben.

Der besonnene Friedrich hat einen Verdacht gegen die Wahrheit der Geschichte, bei welcher eine Täuschung zu Grunde liege, er will sich aber nicht näher darüber auslassen, weil er seine Vermuthung nicht durchführen könne, und er weicht den dringenden Fragen der Gesellschaft dadurch aus, daß er eine andere Spukgeschichte erzählt, in welcher der Verdacht der Täuschung viel leichter zu begründen ist. Daß diese Geschichte im Hause eines Herrn von Pannewitz sich begeben, ward oben S. 44 f. bemerkt. Die lebhafte Luise glaubt, der Umstand, daß der Spuk, als man das Mädchen, dem zu Liebe er geschah, bei dessen Fortsetzung ernstlich bedrohte, sich nicht mehr erneuerte, liefere den sichern Beweis, daß dies selbst die Sache angerichtet habe; aber Friedrich bringt dagegen eine andere natürliche Deutung vor, welche man

diesem Umstande gegeben, und hebt hervor, daß das Mädchen selbst sich über diesen Vorfall abhärmte, was freilich keinen strengen Beweis für dessen Antheil an der Sache bilde. Doch auch der alte Geistliche gibt zu, daß eine Täuschung, selbst wenn man die Sache auf das allergenaueste untersucht hätte, noch immer möglich sei.

Ist so die Möglichkeit einer Täuschung bei solchen Spukgeschichten sattsam ins Licht gesetzt, so sollte dagegen auf der andern Seite angedeutet werden, daß es in der Natur viele geheimnißvoll wirkende Kräfte gebe, so daß es nicht gerechtfertigt sei, alles, was unserer Kenntniß unbegreiflich sei, sogleich für eine Täuschung zu halten. Der plötzlich in der Ecke des Zimmers erschallende starke Knall verleitet Karl, in Erinnerung an die erste Geschichte, zu dem Scherze, es werde sich doch kein sterbender Liebhaber anzeigen, wodurch Luise in schrecklichste Angst versetzt wird, die der besonnene Friedrich dadurch zu verscheuchen sucht, daß er nach dem eigentlichen Grunde sucht, welchen er bald in dem Schreibtische findet*), dessen gewölbte Decke eben völlig quer gerissen war. Karl möchte gern die natürliche Ursache dieser Erscheinung entdecken, die er, da das Barometer keine auffallende Veränderung des Luftdruckes zeigt, in der veränderten Feuchtigkeit der Luft sucht, zu deren Bestimmung leider kein Hygrometer zur Hand ist, wodurch denn der Alte zu dem Scherze veranlaßt wird, es scheine, daß beim Versuche auf Geister immer die nöthigsten Instrumente fehlten, womit er deutlich zu erkennen gibt, wie wenig ernstlich sein Glaube an Geister sei. Von hier an verstummt der Alte für diesen Abend und läßt bloß den Familiengliedern das

*) Den Mechaniker und künstlichen Ebenisten Daniel Röntgen in Neuwied nennt Goethe auch im Märchen von der schönen Melusine (Wanderjahre III, 6) als Verfertiger künstlicher Schreibtische. Solche Schreibtische hatte Goethe wohl auf seinen Rheinreisen in den Jahren 1792 und 1793 gesehen.

Wort. Aber die darauf durch einen Bedienten gebrachte Kunde, daß in der Nähe ein Brand ausgebrochen sei, welcher, wie Friedrich sich durch einen Blick vom Belvedere des Hauses fast überzeugt hält, das nahe Gut ihrer Tante betroffen hat, bringt ihn auf eine andere Erklärung des plötzlichen Reißens des Schreibtisches, welche sich auf die Annahme einer sympathetischen Wirkung in der Natur gründet. Goethe war weit entfernt, einen solchen geheimen Einfluß der Natur zu leugnen, den er später besonders in der Rhabdomantie erkannte. Unsere Gesellschaft wird dadurch zu Mittheilungen über manche Fälle veranlaßt, in welchen eine sympathetische Wirkung, wie auffallend sie auch immer sein möge, nicht geleugnet werden könne. Karl will von einer Erklärung eines einzelnen sonderbaren Phänomens nichts wissen; ihn zieht nur das einzelne Faktum als solches an, insofern es wahr sei, während Goethe selbst als Naturforscher auf Vermannigfaltigung und Vergleichung der Phänomene gerichtet war, wie er dies in dem 1793 geschriebenen, aber erst dreißig Jahre veröffentlichten Aufsatze: „Der Versucher als Vermitttler von Objekt und Subjekt" ausführte.

Karl ist es auch, der, als die durch den lebhaft besprochenen Vorfall aufgeregte Gesellschaft, wie spät es auch schon war, noch keine Lust zu Bette zu gehn bezeugt, sich zur Erzählung einer anziehenden Geschichte bereit erklärt, die freilich nicht so geheimnißvoll aber wahr sei, da sie durch denjenigen selbst, dem sie widerfahren, den Marschall von Bassompierre, bezeugt sei, von dessen Erzählung er also auch in keinem Punkte abgehn darf. Demnach ist es ganz in der Ordnung, daß hier Goethe bloß eine Uebersetzung der Erzählung in Bassompierres Mémoires gibt, nur einige Namen der Personen, wie des Königs und der Geliebten des Marschalls, und der Oertlichkeiten läßt er als unnöthig weg. Auch hier wie in beiden Gespenstergeschichten beruht die besondere

Anziehungskraft für die Gesellschaft in der Räthselhaftigkeit des Ausganges, wogegen für Karl die Hauptsache die wunderliche Neigung der so anmuthigen und feinen Krämerin ist, welche diese so gewaltig aufregt, daß sie sich keck über allen Anstand hinwegsetzt. Der Streit, ob die Krämerin selbst an der Pest gestorben gewesen oder der Pest wegen sich nicht eingefunden habe, dessen Entscheidung Karl etwas gar zu sicher glaubt, wird durch Luise unterbrochen, die gar nichts weiter von dieser so gräßlich endenden Geschichte hören will, deren Eindruck Karl durch eine andere kleine artige Erzählung zu verscheuchen sucht, die er ebenfalls bei Bassompierre gefunden. Auch hier hält er sich genau an Bassompierre, nur den Namen seines Ahnherrn, eines Grafen d'Orgevillier, übergeht er. Eine von dessen drei Töchtern, die den Grafen Simon von Bestein heiratete, besaß das kleine Fruchtmaß (la cuillier de la mésure). Selbst des deutschen Wortes „Sommerhaus" bedient sich der französische Schriftsteller. Daß Goethe einiges von Bassompierre nicht zum Vortheile der dichterischen Wirkung verwischt habe, ist eine ungegründete Ausstellung Guhrauers; denn daß die Geschenke der geheimnißvollen Schönen als Talismane aufbewahrt werden, liegt auch in Goethes Darstellung. Luise findet diese Geschichte dem Märchen der schönen Melusine und ähnlichen verwandt, in welchen Meernixen oder andere Wasserfrauen, sich mit Männern verbinden, aber Friedrich deutet an, daß diese Erzählung mehr als ein Märchen sein müsse, da sich eine ähnliche auch in ihrer eigenen Familie erhalten habe, worüber er jede nähere Angabe ablehnen muß, da nur der älteste Sohn sie erfahren und den Talisman, um den es sich dabei handelt, besitzen darf. Hierdurch wird auf das Geheimnißvolle der letzten Erzählung Bassompierres ein eigenes Licht geworfen, indem wir die Andeutnng erhalten, daß solche Geschichten häufiger geschehen, als man glauben

sollte, daß solche Sagen doch irgend einen thatsächlichen Grund haben müssen, wie sie denn auch auf einen erhaltenen Talisman sich beziehen, dessen Wirksamkeit von Geschlecht zu Geschlecht geglaubt wird. Wer weiß nicht von den wunderlichen Sagen von weißen Frauen und ähnlichen Erscheinungen in fürstlichen Häusern, die sich Jahrhunderte lang erhalten! Der Dichter aber hat hierin auch eine glückliche Gelegenheit gefunden, diese Abend- oder vielmehr Nachtunterhaltung geschickt abzubrechen.

Betrachten wir die drei Geschichten, welche sich an die Erzählung des Geistlichen anschließen, so ist die eine Spukgeschichte durch die vorhergehende hervorgerufen, bei welcher Friedrich gern den Verdacht einer Täuschung begründen möchte. Die erste geheimnißvolle Geschichte Bassompierres nimmt ausdrücklich auf die beiden vorigen Geschichten Bezug, da Karl vor ihrer Erzählung bemerkt, sie sei vielleicht eher erklärbar; um den grausen ersten Eindruck derselben zu verscheuchen, läßt derselbe Erzähler noch die zweite folgen. Alle vier bewegen sich auf dem Gebiete des Wunderbaren, woher Goethe in einem Briefe an Schiller sie als gespenstermäßige bezeichnet. Göschel fabelte, das Merkwürdigste sei, daß diese unheimlichen und ungründlichen Spukereien aus einer andern über- oder unterirdischen Welt hauptsächlich die Personen neckten oder schreckten, welche sich der irdischen Welt ergeben haben, das Ungründliche verhöhnen, die Sitte verachten und, wo möglich, alles dem natürlichen Menschenverstande unterwerfen wollen. Kein Gesichtspunkt kann willkürlicher sein. Richtiger bemerkte Guhrauer, alle erregten und spannten die Aufmerksamkeit, ohne die Spannung aufzulösen, indem sie den Zuhörer in den dunkeln Regionen verlassen, in welche sie ihn führen; aber ihre eigentliche Bedeutung erhalten die drei letzten Geschichten in dem eben aufgezeigten Zusammenhange. Rosenkranz hebt gegen Guhrauer hervor, die erste

Erzählung aus Bassompierre weiche in Ansehung des spukhaft Phantastischen und der leidenschaftlichen Liebe nicht von der Spukgeschichte der Sängerin ab, enthalte sonst kein ethisches, nur ein anekdotisches Interesse. Die Art der Einordnung übersieht auch er ganz.

Die eigentlichen Erzählungen, zu denen der Geistliche sich erboten hat, beginnen erst am folgenden Tage in Gegenwart der Baronesse, die sich am Abende schon entfernt hatte; seine Spukgeschichte vom Abende ist gleichsam nur ein Vorspiel, in welchem er der Neigung zu Spukgeschichten scheinbar nachgibt, aber zugleich bietet er eine Darstellung wunderlicher Lebensverhältnisse. Die Baronesse würde solche Spukgeschichten entschieden abgelehnt haben. Am andern Morgen nach dem Frühstück erbietet sich der Alte, der zunächst als der geistliche Hausfreund und dann wieder als Geistlicher bezeichnet wird, freiwillig zur Erzählung einer Geschichte, wenn es der Gesellschaft nicht unangenehm sei, wobei er lächelnd auf die Unart der Sänger, Dichter und Erzähler hinweist, mit Anspielung auf eine Aeußerung des Horaz im Anfange der dritten Satire des ersten Buches. Die Baronesse unterläßt nicht bei freundlichster Annahme seines Anerbietens, ihre Aufforderung an die Form und Art von Erzählungen, deren Stoff sie ihm sonst freigibt, auf das bestimmteste auszusprechen. Alle Erzählungen sollen sich der künstlerischen Einheit eines Gedichtes nähern, nicht in der Weise von Tausend und eine Nacht eine Geschichte in die andere einschieben und die Neugierde durch leichtsinnige Unterbrechung zu reizen suchen, eine Unart, durch welche der Geschmack immer mehr verdorben werde. Die Baronesse spricht hier ganz im Sinne des Dichters, der von jeder Erzählung eine leicht übersichtliche, von Anfang bis zu Ende sich rein abspielende Handlung verlangt, welche nicht kitzelnder Reizmittel sich bedient, um zu

spannen. Und in dieser Beziehung sind unsere Erzählungen mustergültig. Weiter bemerkt die Baronesse, welcher Art die Erzählung sein sollte, mit welcher er den Anfang machen wolle. Da sie von der gestrigen Unterhaltung nichts weiß, so betrachtet sie die Erzählung, zu welcher sich der Geistliche eben erbietet, als Beginn der früher ihr versprochenen Geschichten. Diese seine erste Erzählung soll nur von wenigen Personen und Begebenheiten handeln, dagegen sich durch gute Erfindung auszeichnen, wahr, natürlich und nicht gewöhnlich sein, keinen Ueberfluß an Handlung und Gesinnung d. h. Darlegung der Gedanken der handelnden Personen haben, weder langsam einherschleichen noch sich übereilen, nicht vollkommene und außerordentliche, sondern gute, interessante und liebenswürdige Menschen vorführen, nicht bloß während der Erzählung unterhalten, sondern auch einen befriedigenden Schluß geben und den Hörer noch zu weiterm Nachdenken anreizen. So bezeichnet Goethe sehr glücklich den Charakter der nun folgenden Erzählung im voraus; denn der Geistliche wählt gerade, um der Anforderung der Baronesse zu genügen, eine ganz andere Geschichte aus, als er eben im Sinne gehabt hatte, und wenn er auch die Besorgniß ausspricht, er möchte sich in der Eile vergreifen, so dürfen wir doch annehmen, daß er im allgemeinen sicher ist, mit seiner Erzählung den Anforderungen der Baronesse zu genügen.

Daß die „alte Geschichte", an die er immer mit besonderer Vorliebe gedacht, nicht aus der Sammlung: Les cent nouvelles nouvelles, wo sie Le saige Nicaise ou l'amant vertueux heißt, sondern aus Malespinis Ducento novelle (vgl. oben S. 65) genommen ist, ergibt sich daraus, daß Goethe, noch vor der Ausarbeitung der Erzählung, sie als „Prokurator", Schiller als „Geschichte des ehrlichen Prokurators" bezeichnet, der Tugendheld aber nur bei Malespini als Prokurator erscheint, wogegen er in

der französischen Sammlung ung saige clerc, jeune et roide heißt, in dem „Ehenbüchlein" von Albrecht von Eyb, der aus dem Lateinischen schöpfte, Doctor Dagmannus. Statt Genua, wohin die Ueberlieferung unsern Prokurator verlegt, nennt Goethe, der schon in der Spukgeschichte der Clairon den Liebhaber zu einem Genuesen gemacht hatte, allgemein eine italienische Seestadt, und ganz in Uebereinstimmung hiermit hat er die Personen nicht namentlich bezeichnet. Das Gelübde, welches der Prokurator vorschützt, hat er nach Goethe während einer schweren Krankheit gethan, nach der alten Erzählung, als er wegen seines Antheils an einer Empörung des Volkes und der Studirenden zu Bologna auf Tod und Leben angeklagt war. Vielleicht errinnerte sich Goethe des alten Motivs nicht mehr; denn kaum dürfte anzunehmen sein, daß ihm bei Abfassung der Erzählung dieselbe wörtlich in der Sammlung von Malespini vorgelegen habe; er schrieb sie, wie auch die erste Spukgeschichte, nach seinem Gedächtnisse. Seine Hauptveränderung besteht in der glücklichen moralischen Wendung des Schlusses; denn bei ihm ist es nicht, wie in der alten Erzählung, die körperliche Ermattung allein, welche die böse Lust der jungen Frau verscheucht, sondern in der Abgeschiedenheit und bei der Schwäche ihres Körpers, dessen Begierden sie mit Selbstüberwindung widerstanden hat, ist sie zur lebendigen Erkenntniß gekommen, daß eine höhere sittliche Stimme im Herzen des Menschen lebe, welcher wir folgen müssen, und, falls wir nur den Willen in uns haben und uns ihrer recht bewußt werden, auch leicht können; zugleich ist es ihr klar geworden, daß der Prokurator nur die Absicht gehabt, durch das von ihr übernommene Gelübde die von der Sinnengewalt in ihr übertönte Stimme zum deutlichen Verständnisse zu bringen. Der Prokurator hat, wie sie jetzt erkennt, „durch sanfte Anleitung und durch Beispiel ihr gezeigt, daß in jedem

Menschen die Tugend im Verborgenen keimt", er hat sie fühlen lassen, daß „außer der Neigung noch etwas in uns ist, das ihr das Gleichgewicht halten kann, daß wir fähig sind, jedem gewohnten Gut zu entsagen und selbst unsere heißesten Wünsche von uns zu entfernen (die Begierde danach aus unserm Herzen zu verbannen)," daß ein „gutes und mächtiges Ich" in uns wohnt, mit dem wir uns bekannt machen sollen, damit es entweder völlig die Herrschaft in uns gewinnt, wie bei dem Weisen, oder wenigstens durch „zarte Erinnerungen" in entscheidenden Augenblicken sich bemerklich macht. So wenig trifft der von A. W. Schlegel erhobene Vorwurf (vgl. S. 57) zu. Wenn in der alten Erzählung der von der jungen Frau ausersehene Liebhaber zuletzt mit einer Mahnung von ihr scheidet und sie durch das Versprechen beruhigt, die Sache geheim halten zu wollen, so lehnt diese bei Goethe die freundliche, ja zärtliche Zusprache, noch eine kurze Zeit standhaft auszuhalten, mit dem Geständnisse ab, daß sie seine Absicht bei der Auslegung des Gelübdes jetzt wohl erkannt habe; lebhaft spricht sie das Gefühl der im Menschen liegenden sittlichen Kraft aus, und sie schließt mit dem Wunsche, daß er in ähnlicher Weise, wie bei ihr, unter ihren Mitbürgern wirken möge. So wird ihr eigenes Gefühl geschont und die Macht, welche die Sittlichkeit für immer auf sie gewonnen, bedeutsam dargestellt, während die junge Frau der alten Erzählung für den Augenblick beschämt wird, ohne daß irgend eine Gewähr gegeben wäre, daß sie, wenn sie körperlich weniger angegriffen ist, nicht wieder der bösen Lust verfallen werde. Sehr fein ist auch die Art, wie sie den Prokurator, dessen sie jetzt nicht mehr bedarf, verabschiedet, und jede nähere Verbindung für die Zukunft ablehnt, da er seine Thätigkeit seinen Mitbürgern weihen müsse, zugleich aber ihre Hochschätzung lebhaft äußert. Sie wird als Freundin ihn künftig mit Vergnügen sehn, weil er so

„vernünftig und gut" ist und sie durch sein klug ersonnenes Verhalten gegen sie sich selbst wieder gegeben hat, so daß sie ihr ganzes Dasein von jetzt an ihm schuldig zu sein bekennt; das Bild seines edlen Geistes und Herzens, seiner reinen Tugend wird ihr immer erscheinen, wenn sie ihn sieht, ohne das beschämende Gefühl, daß er Zeuge ihrer bösen Lust gewesen, aber sie verlangt von ihm keinen nähern Antheil an ihr. Sonst ist Goethe genau der alten Erzählung gefolgt, die er nur in seiner Weise ausführt.

Die Baronesse erkennt die Trefflichkeit der Erzählung an (sie bezeichnet sie, wie Goethe brieflich gegen Schiller, als Prokurator); sie sei in der Form zierlich, in der ganzen Anordnung vernünftig, unterhalte nicht weniger als sie unterrichte, und verdiene vor andern den Ehrentitel einer moralischen. Ihr Wunsch, daß er noch mit mehrern dieser Art die Gesellschaft erfreue, veranlaßt ihn zu der absichtlich paradoxen Erwiderung, diese sei die erste und letzte moralische Erzählung, wodurch er eine längere Unterhaltung mit seiner ihm immer weniger abgeneigten Gegnerin Luise herbeiführt, deren Ergebniß darin besteht, daß der Stoff der moralischen Erzählungen verschieden sein könne, sie alle aber im Grunde nichts weiter lehren, als sein Prokurator, daß der Mensch in sich eine Kraft habe, aus Ueberzeugung, daß es etwas Besseres gebe, gegen seine eigene Neigung zu handeln, wobei hervorgehoben wird, daß eine Neigung nur gut sei, insofern sie etwas Gutes wirke, oder, wie es genauer heißen sollte, zu wirken suche. Dem Gefühle Luisens widerstrebt freilich der Gedanke, daß keine Handlung moralisch sei, in welcher man einer tugendhaften Neigung folge, aber die Baronesse unterbricht dieses Gespräch, indem sie eine Vermittlung durch die Aeußerung versucht, freilich sei ein zum Guten geneigtes Gemüth höchst erfreulich, aber viel schöner dasjenige, das durch Vernunft und Gewissen geleitet werde. Das

eine ist das, was man eine „schöne Seele" nennt, im Gegensatz zu der durch Vernunft und Pflicht geleiteten, ihre Neigung bekämpfenden. Ausführlich war dieser Gegensatz von Schiller im Jahre 1793 in der Abhandlung „Ueber Anmuth und Würde" erörtert worden, der auch in mehrern Gedichten die Schönheit der Seele als Eigenthümlichkeit des Weibes im Gegensatz zu dem zum Kampfe bestimmten Manne dargestellt hat. Vgl. die Gedichte Die Macht des Weibes, Tugend des Weibes, Das weibliche Ideal. Ein Bild einer schönen Seele hat Goethe im sechsten Buche der Lehrjahre gegeben, aber er selbst läßt seinen Lothario sagen, Natalie sei in noch reinerm Sinne eine schöne Seele. Guhrauer hat bemerkt, daß der Alte hier mit einer von Goethe sonst nie befolgten Strenge das kantische Gesetz des kategorischen Imperativs vertrete, die Baronesse die schöne Seele, Luise die natürliche Neigung. Der Alte treibt absichtlich die sittliche Strenge auf die äußerste Spitze, wie er überhaupt in Paradoxen sich gefällt, wodurch er eben die Unterhaltung belebt, indem er zum Widerspruche anreizt, wie es auch Goethe selbst so sehr liebte, was man nur zu häufig bei Beurtheilung seiner Gespräche aus Eckermann u. a. verkannt hat. Die Baronesse möchte nun noch eine Parallelgeschichte zum Prokurator hören, wobei sie ihre Liebe zu Parallelgeschichten dadurch begründet, daß bei ihnen eine auf die andere hindeute und ihren Sinn gerade durch die Verschiedenheit besser als viele trockene Worte erkläre. Der Alte ist dazu gern bereit, und da Luise, die ihre Mäkelei noch immer nicht ganz lassen kann, den Wunsch äußert, er möge sie doch nicht immerfort in fremde Länder führen, sondern ihnen ein einheimisches Familiengemälde geben, so willfährt er auch hierin gern, obgleich die Sache nicht unbedenklich sei, da beinahe alle Verhältnisse des Familienlebens auf der Bühne gut dargestellt seien, wobei er be-

sonders an Ifflands Stücke denkt. Goethe benutzt eben diese Gelegenheit oder vielmehr hat er sie herbeigeführt, um den Charakter der folgenden in ganz gewöhnlichen bürgerlichen Verhältnissen spielenden Geschichte zu bezeichnen, die nur durch genaue Darstellung des in den Gemüthern Vorgehenden, der psychologischen Entwicklung, neu und anziehend werden dürfte. Wenn er bemerkt, er wolle eine Geschichte zu erzählen wagen, von welcher ihnen schon etwas Aehnliches bekannt ist, so deutet er auf eine in ihrem Kreise kund gewordene Begebenheit, die er aber so umzugestalten, so neu darzustellen und durch genaue Schilderung der Charaktere und der Triebfedern der einfachen Handlung darzustellen weiß, daß niemand dabei die zu Grunde liegende Geschichte einfällt, wie er dies früher Luisen gegenüber im allgemeinen bemerkt hat. Als die ihnen bekannte Geschichte dachte sich der Dichter wohl die Lösung des Verhältnisses von Ferdinand zu Ottilien, von dessen Verbindung mit der Nichte des in einer abgelegenen Fabrikgegend lebenden Handlungsfreundes; er selbst legt dabei auf die immer mit großer Sorgfalt ausgeführte Entwicklung den Hauptwerth. Eine wirkliche Begebenheit, keine vorhandene Erzählung dürfte Goethe vorgeschwebt haben, der sie aber mit größter Freiheit in treffendster Begründung und mit feinster psychologischer Charakteristik ausführte.*)

Wenn in der Geschichte vom Prokurator die von den Ver-

*) Zu seiner Ottilie mag er manche Züge von seiner Lili hergenommen haben. Sie ist „eine der schönsten, angenehmsten und reichsten Mädchen der Stadt", eine „Zierde der Gesellschaft", sie gibt ihm vor seinen vielen Mitwerbern den Vorzug, indem er ihren Dienst annimmt, und im Augenblick der Trennung sagt sie ihm gerührt Herz und Hand zu; aber später soll er erkennen, daß bei ihr selten etwas aus dem Herzen kam, sie nach Belieben zärtlich und kalt, reizend und abstoßend, angenehm und launisch sein konnte. Dies

hältnissen nahe gelegte Schuld dadurch vermieden wird, daß das sittliche Gefühl in voller Kraft im Prokurator selbst lebt, und in der jungen Frau durch dessen kluge Veranstaltung erregt wird, es eigentlich nur ein Zufall ist, daß diese nicht wirklich sich vergeht, da der von ihr nach der klugen Vorschrift ihres Gatten auserwählte Geliebte wirklich ein Muster der Tugend ist, so wird in unserer Ferdinand durch die sonderbaren Verhältnisse zum Verkennen des Rechtes getrieben und durch einen verlockenden Zufall verleitet, wirklich die Schuld zu begehn, aber die Abwesenheit der Geliebten, der zu Liebe er den Vater bestohlen hat, bringt ihn zum Gefühle seines Unrechts und endlich zum Entschlusse, sich die Möglichkeit zu verschließen, die Kasse seines Vaters zu berauben, und seine Schuld dadurch möglichst wieder gut zu machen, daß er durch Ersparung und Thätigkeit dem Vater das Gestohlene zurückgibt. Aber die Schwere seiner Schuld soll er trotz seiner werkthätigen Besserung büßen. Ehe er noch den verursachten Schaden wirklich ersetzt hat, wird die Sache durch seine Mutter entdeckt, und der Zufall fügt es, daß er bei dieser in den Verdacht größerer Schuld, ja hartnäckigen Ableugnens der vollen Wahrheit geräth. In seiner ärgsten Herzensnoth fleht er zum Himmel, dessen unmittelbare Hülfe der vom Laster durch eigene Kraft sich erhebende Mensch beanspruchen dürfe, wenn sie nicht hinreiche, ihn ganz wiederherzustellen. Und dieser nimmt sich wirklich seiner an und gewährt ihm ein glückliches Leben in gesegneter Thätigkeit

---

alles paßt auf sein Verhältniß zu Lili, dagegen nicht die höhnische Aufnahme, mit welcher Ottilie die Mittheilung über die beabsichtigte Niederlassung Ferdinands in einsamer Gegend aufnahm. Bei dem Namen Ottilie schwebte hier wie in den Wahlverwandtschaften die elsässische Heilige vor, deren Bild sich so unauslöschlich bei ihm eingeprägt hatte, daß sie mit jedem Bilde jugendlich strahlender weiblicher Schönheit sich in seiner Seele verband.

und in dem Besitze einer ganz für ihn lebenden, ihm das schönste Familienglück gewährenden Gattin, während diejenige, der zu Liebe er sich in die Schuld gestürzt, sich kalt gegen ihn und selbstsüchtig erwiesen hat. Ferdinand hat aber an seinem eigenen Beispiel den hohen Werth der Entsagung, wozu er die Kraft von seiner Mutter gewonnen hatte, da diese ihn allein gerettet, wie der vom Vater ererbte leidenschaftliche Sinn, sich nur selbst in Anschlag zu bringen, ihn in eine sein Leben fast zerstörende Schuld gestürzt hatte, so lebendig erkannt, daß er nicht bloß sich selbst zuweilen etwas versorgte, sondern auch seine Kinder dazu anleitete, überzeugt, daß man sich nicht frühe genug an diese Tugend gewöhnen könne. Die Entwicklung der Geschichte ist eigentlich in dem Augenblick vollendet, wo Ferdinand, in sich beruhigt, einem neuen thätigen Leben entgegengeht. Deshalb hört auch der Geistliche hiermit auf, aber er weiß wohl, daß die auf den äußern Abschluß gespannte Gesellschaft sich hierbei nicht beruhigen, sondern von dem weitern Schicksal Ferdinands zu hören verlangen wird, ja er veranlaßt dies selbst schalkhaft dadurch, daß er am Schlusse der von seinen Eltern gern gesehenen Verbindung mit Ottilien gedenkt, welcher, wie wir früher hörten, auch deren Tante, der sie in Abwesenheit der Eltern anvertraut war, nicht abgeneigt sich zeigte. Natürlich wünscht Luise das wirkliche Eintreten dieser Verbindung noch zu hören, da das Familienleben die eigentliche menschliche Bestimmung begründet. Ganz unbeschränkt lobt sie die eben vernommene Geschichte, die ihr deshalb nicht alltäglich scheint, weil wir so selten durch uns selbst bewogen werden, diesem oder jenem Wunsche zu entsagen, während Ferdinand aus sich selbst sich wieder erhebt. Der freisinnige Karl will freilich von einer solchen Entsagung nichts wissen, die jeden behaglichen Genuß störe; seien wir doch ohne dies beschränkt genug. Das Paradoxon

des Alten, die Geschichten sei wirklich aus, führt zur Unterscheidung der Entwicklung und des Endes, des Abschlusses, einer Geschichte. In diesem Ende der Geschichte, das wohl die Gesellschaft, und besonders Luisen ganz überrascht, tritt denn die Entsagungskraft Ferdinands von neuem hervor, der die Entsagung auch gleichsam als Hausmittel in seiner Familie einführt. Der Geistliche führt sich auch hier als Bekannten des Helden ein, wie er in der ersten Erzählung mit der Sängerin persönlich verkehrt.

Ein weiteres Urtheil über die Geschichte erfolgt aus der Gesellschaft nicht; nur gibt die Baronesse im ganzen dem Grundsatze Ferdinands, in seinen Kindern die Kunst der Entsagung zu wecken, ihre Zustimmung, indem sie daran erinnert, daß ohne diese Kunst alle gute Mahnungen nichts helfen, was sie in Bezug auf den Staat ausführt, in welchem alles auf die Ausführung ankomme. Man erinnert sich hierbei des berühmten Ausspruchs des Horaz (carm. III., 24, 35, 36): Quid leges sine moribus vanae proficiunt? Die Unterhaltung wird dadurch unterbrochen, daß Luise, von welcher man am ersten noch eine Bemerkung erwartet hätte, ihren Bruder Friedrich in den Hof hereinreiten hört. Daß dieser nicht beim Frühstück gewesen oder sich gleich nach demselben entfernt hat, ist am Anfange nicht erwähnt, weil es doch eher störend wäre; nur am vorigen Abend hat Friedrich der Gesellschaft mitgetheilt, daß er morgen sich selbst zum Gute der Tante aufmachen werde, um zu untersuchen, ob seine Vermuthung wegen des Springens des Schreibtisches gegründet sei. Die Bestätigung derselben nimmt die Baronesse lächelnd auf; muß es ihr ja auffallen, daß ihr so besonnener, auf die Wirklichkeit gestellter, thatkräftiger Friedrich daran glaube. Der Hofmeister aber weist auf den Satz hin, daß nicht das Zusammentreffen zweier Dinge ihren innern Zusammenhang (das quod das quia) begründe, wogegen

Luise sich die Sache gern gefallen läßt, besonders da eine von ihrem Bräutigam erhaltene Nachricht sie beruhigt hat. Der Fall wird indessen noch weiter besprochen, indem man sich die Möglichkeit einer solchen sympathischen Wirkung anschaulich zu machen sucht. Nur dies können die freilich etwas zu unbestimmten Worte besagen: „Und man ließ der Einbildungskraft abermals vollkommen freien Lauf," statt deren man eine weitere Ausführung wünschte. Goethe bedient sich derselben als Uebergang zur Einführung des Märchens, indem Karl den Alten zur Erzählung eines solchen auffordert. Dieser stellt aber an ein Märchen die Forderung, daß es ein reines Erzeugniß der durch nichts gebundenen, an keinen Gegenstand sich anschließenden und gleichsam verarbeitenden Einbildungskraft sei, worauf der Alte mit der Bemerkung eingeht, man müsse aber auch ein Märchen ohne große Anforderungen genießen; denn die Einbildungskraft nehme sich eben nichts vor, sie werde von sich selbst getragen und bezeichne die wunderlichsten, in ihrer Richtung sich stets verändernden und wendenden Bahnen. Freilich sollte man hiernach und nach den Aeußerungen Goethes über das Märchen überhaupt zur Meinung hinneigen, es sei bei dem Märchen überhaupt an keinen eigentlichen Gehalt, an keinen verständigen Sinn zu denken, aber Schiller selbst, der Goethes Absicht doch wohl kannte, da er sich mit ihm über die Natur des Märchens unterhalten haben wird, äußert nicht allein gegen diesen, man könne sich bei seinem Märchen nicht enthalten, in allem eine Bedeutung zu suchen, sondern er sah auch darin „die Idee" vom gegenseitigen Hülfeleisten und Zurückweisen der Kräfte aufeinander „recht artig ausgeführt". So wenig das künstlerische Märchen in einem bloßen tollen Spuk der Einbildungskraft sich gefallen kann, sondern auf eine in sich abgeschlossene Handlung hinauslaufen muß, so wenig kann es auch eines ver-

ständigen Gedankens entrathen, nur daß es sich dabei der buntesten Gebilde der spielenden Einbildungskraft überläßt, uns mit gaukelnden Bildern eines heitern Scheins erfreut. Es kann also nichts Verfehlteres geben, als in einem Märchen eine dürre Allegorie zu suchen, in welcher jede Figur, jeder Zug seine besondere Bedeutung hat, ein maskirter Gedanke ist, aber ebenso widerspricht es dem Wesen eines dichterischen Kunstwerkes, welches ein Märchen doch immer sein soll, es für jedes Sinnes bar, für ein bloßes Irrlichteliren ohne alle geistige Bedeutung zu halten. Freilich hatte Goethe nach unserm Märchen, wie wir hörten, ein anderes im Sinne, das ganz allegorisch und deshalb „ein subordinirtes Kunstwerk" sein würde, aber selbst in diesem würden nicht durchaus alle Figuren allegorisch gewesen, sondern er würde, auch der Handlung wegen, ihr ein möglichst freies dichterisches Leben, einzelne Personen und Handlungen eingefügt haben, die keine solche Bedeutung hätten. Um so gewisser gilt dies von unserm Märchen, dem Goethe das beabsichtigte zweite Märchen als ganz allegorisch entgegenstellt.

Der Alte läßt sich bereit finden, ein Märchen am Abende zu erzählen, welches sie, wie er ihnen launig verspricht, an nichts und an alles erinnern soll; er selbst will sich durch einen Spaziergang dazu vorbereiten, der die sonderbaren Bilder in seiner Seele wieder beleben solle, die ihn oft in frühern Jahren unterhalten, wonach es also ein schon älteres Märchen wäre, das er in sich wieder wachrufen will. Auch hiernach wäre es kaum denkbar, daß es ganz inhaltslos wäre, da ein solches sich nicht so leicht im Gedächtnisse festhalten läßt als eines, das einen unbestimmten Gedankeninhalt hat. Indessen könnte man freilich meinen, solchen Aeußerungen des Alten sei nicht gerade viel zu trauen, er verspreche ihnen ein altes Märchen, wolle es aber erst auf seinem Spaziergange ge-

winnen. Daß Goethe wirklich auf einem Spaziergange bei Jena Grundzüge seines Märchens gewann, ward bereits oben S. 48 bemerkt. Auch scheint er dazu eine Sage benutzt zu haben, auf die ihn Schiller aufmerksam gemacht hatte, der, als Goethe sich nach der Geschichte der Clairon bei ihm erkundigte, ihm schrieb: „Meiner Frau ist noch erinnerlich, daß in Baireuth bei Oeffnung eines alten Gebäudes die alten Markgrafen sich hätten sehn lassen und geweissagt hätten.“ Sollte dies nicht bei dem Tempel der redenden Könige vorschweben! Auch hat schon Guhrauer mit Recht bei den drei Königen und der Weihe des Königs durch sie an den Freimaurerorden erinnert, der Weisheit, Stärke und Schönheit (wisdom, strength, beauty) als die Pfeiler des Lebens bezeichnet. Dagegen liegt durchaus keine Hindeutung auf bestimmte geschichtliche Verhältnisse vor, wie sie Cholevius auf das willkürlichste hineingetragen hat, dessen Deutung sich auf die falsche Voraussetzung gründet, das Märchen gehöre dem Jahre 1793*), da es doch nachweislich nicht vor dem Juli 1795 entworfen und erst in den folgenden Monaten ausgeführt wurde, zu einer Zeit, wo dem Dichter nichts ferner lag, als die Herstellung der Monarchie in Frankreich, ihn nur die Bedrängniß, in welche Deutschland durch das republikanische Frankreich gesetzt war, lebhaft bekümmerte, und sein Wunsch auf die Sicherung Norddeutschlands vor ihrem verderblichen Vordringen gerichtet war. Ihn kümmerten weder die aristokratischen noch die demokratischen „Sünden“ und eben so wenig die von Giesebrecht hereingebrachten christlichen Elemente.

*) Wenn nach Goethes Annalen auch die Unterhaltungen im Jahre 1793 entworfen sein sollen, wie schon die „Chronologie der Entstehung goethescher Schriften“, zuerst im Jahre 1819 gegeben, sie in dieses Jahr setzt, so zeigt der Briefwechsel zwischen Göthe und Schiller unwidersprechlich, daß die Unterhaltungen hier durch ein leicht erklärliches Versehen irrig in dieselbe Zeit mit dem Bürgergeneral und den Aufgeregten gestellt werden.

Wollen wir die Bedeutung des Märchens erkennen, so müssen wir uns am Faden der Handlung halten, die sich in ihm vollendet. Es handelt, wie so viele Märchen, von der Erlösung einer verzauberten Prinzessin, welcher der Dichter den Namen Lilie gibt, unter welchem er wohl nicht die Blume, das Sinnbild der Unschuld, noch weniger die Lilie der Bourbonen, sondern das Allerreinste verstand, nach dem auch im „Faust" benutzten Gebrauche der Alchemisten, welche die reinste Substanz als Lilie bezeichnen. Und mit der Entzauberung derselben, der dadurch bewirkten Herstellung eines neuen Zustandes der Ordnung und des Wohlstandes schließt es. Zu ihr eilen die leichtfertigen Irrlichter, welche uns das Märchen zuerst vorführt, um sich ihr zu Füßen zu werfen; der unglückliche von Liebe zu ihr verzehrte junge König kommt immer wieder zu ihr zurück, indem er den Fluß unaufhörlich herüber und hinüber wandert. Als der Alte mit der Lampe seine Frau zu ihr sendet, läßt er ihr sagen, daß ihre Erlösung nahe sei. Wer die Lilie bezaubert hat, hören wir nicht; ihr Palast und Garten liegen noch an derselben Seite des großen Flusses wie früher, aber ihr Garten ist wie zu einem Kirchhofe geworden, auf dem ihre Lieblinge ruhen, da der Fluch auf ihr ruht, daß alles Lebende durch ihre Berührung den Tod findet, wogegen ihre Hand alles Todte belebt. Die Pflanzen in ihren großen schönen Garten tragen weder Blüthen noch Frucht, aber jedes Reis, das sie bricht und auf das Grab eines ihrer Lieblinge pflanzt, grünt sogleich und schießt auf, und so sind alle diese Pinien, Cypressen, Eichen und Buchen auf Gräbern gewachsen. Wenn der junge, entthronte König sagt, nicht bloß ihre Hand wirke unselig, sondern auch ihre schönen blauen Augen, da sie allen lebendigen Wesen ihre Kräfte nähmen und sie in den Zustand lebendig wandelnder Schatten versetzten, so kann dies nur von einem besonders leiden-

schaftlichen Blicke ihrer Augen gelten, da sie sonst so viele ansieht, an denen sich diese Kraft ihrer Augen nicht zeigt. Außer dem Prinzen, dessen schmachtende Liebe sie erwiederte, fühlt nur noch der Habicht sich von ihrem Blicke getroffen, der Mörder ihres Kanarienvogels, der nun ohnmächtig umherschleicht. Der unglückliche junge König hat aber auch Krone, Szepter und Schwert verloren und er muß mit nackten Füßen über den heißen Sand gehn, nur ein glänzender Harnisch und ein Purpurmantel ist ihm geblieben. Wie ihm Krone, Szepter und Schwert geraubt worden, wird eben so wenig gesagt, als wann, ob vor oder nach seiner unglücklichen Liebe, es geschehen; denn ganz verkehrt ist es, wenn Göschel meint, Lilie habe ihm Krone, Szepter und Schwert geraubt. Das Märchen läßt dies eben so im Dunkel, wie von wem die Bezauberung der schönen Lilie geschehen. Das düstere Schicksal, das die Lilie und den jungen König und diese ganze Seite des Flusses getroffen, bleibt unaufgeklärt. Die Wiederherstellung des jungen Königs ist an die Entzauberung der Lilie geknüpft; nur dann wird er auch Krone, Szepter und Schwert wieder erhalten, welche die drei Könige besitzen, deren Tempel am jenseitigen Ufer in der Tiefe der Erde ruht. Erst wenn dieser Tempel in dem Garten der schönen Lilie steht, wird diese selbst entzaubert; erst wenn der junge König Krone, Schwert und Scepter wieder erhalten hat, wird dieser hergestellt, sodann mit der schönen Lilie vermählt werden und ein neues Reich herrlichen Glückes gegründet sein, in welchem beide Ufer zu frischem Leben und gedeihlichem Verkehr miteinander verbunden sind. Wie wunderlich war bisher die Verbindung beider, und wie traurig sah es auf der Seite aus, wo die bezauberte schöne Lilie sich befand! Der alte Fährmann, der in der kleinen Hütte am Flusse wohnt, darf jedermann herüber, aber niemand hinüber bringen. Als Fährlohn verlangt er Früchte

der Erde, Kohlhäupter, Artischocken und Zwiebeln, da er durchaus irdischer Natur ist; Geld verschmäht er, wie es dem Flusse, auf dem er fährt, so zuwider ist, daß er fürchterlich aufschwellt, wenn ein Goldstück in ihn hineinfällt, womit es nicht im Widerspruch steht, wenn der Fluß später die leuchtenden Edelsteine, in welche der Körper der von Gold genährten Schlange zerfallen ist, ruhig aufnimmt, da dort eben bereits die neue Ordnung der Dinge begonnen hat, in deren Folge auch die Hütte des Fährmanns in einen Altar und der Alte selbst in einen schönen Mann in weißem kurzem Gewande mit silbernem Ruder verwandelt wird. Der Fährmann ist verpflichtet, diesen Fahrlohn eine Zeit lang zusammenzuhalten und ein Drittel davon dem Flusse zu geben. Beide sind niederer Natur, terrestrisch, während das glänzende Gold als geistiger gedacht wird. Auf derselben Seite des Flusses liegt in einer Felsenbucht der Riese, dessen Körper so schwach ist, daß er damit nichts vermag, wogegen sein Schatten alles ausrichten kann. Wenn dieser Abends gegen das Ufer zuwandelt, bringt der Nachen seines Schattens die Wanderer, welche sich auf der andern Seite des Flusses darauf setzen, über das Wasser. Auch dieser Riese, der sich gleichfalls von den Früchten der Erde nährt der (Schatten seiner Hände raubt ohne Ahnung eines Rechtsgefühls ein Kohlhaupt, eine Artischocke und eine Zwiebel aus dem Korbe des Weibes) und durch die ungeschlachte Gewalt seines Schattens so leicht Schaden anrichtet, wie sich dies noch auf bedauerliche Weise zeigt, als die neue Brücke sich bereits über den Fluß gebaut hat, auf welcher der Schatten seiner Fäuste Unheil anrichtet, muß unschädlich gemacht werden, ja er muß zum allgemeinen Besten verwandt werden, und so bleibt er, als er auf die Thüre des Tempels losgehn will, als kolossale Bildsäule von röthlichem glänzenden Steine festgewurzelt stehn und sein Schatten zeigt die Stunden,

die auf dem Boden in einem Kreise um ihn her in edlen und und bedeutenden Bildern eingelegt waren, wie einst zu Rom zu Ehren des Augustus der große Obelisk des Sesostris als Zeiger der großen auf dem Boden gezeichneten Sonnenuhr auf dem Campus Martius stand, den Goethe zerbrochen auf einem Hofe zwischen Schutt und Koth liegen sah. Auf diesem Ufer, auf welchem die Lilie verzaubert ist, fehlt jedes höhere Leben, alles ist in irdischer Erniedrigung befangen. Das Heil kann nur vom jenseitigen Ufer kommen, auf welchem die Schlange und der Mann mit der Lampe wohnen, auch der Tempel der Könige, wenn gleich erst unter der Erde, steht. Die Schlange ist es auch, welche seit einiger Zeit eine dritte Verbindung beider Ufer, und zwar zur Mittagszeit, wo der Schatten des Riesen nicht helfen kann, hergestellt hat. Sie bäumt sich nämlich jeden Mittag über den Fluß und steht dann in Gestalt einer kühnen Brücke da, über welche die Wanderer hinübergehen. Aber die Ufer dieser Brücke müssen dauernd und die Brücke so eingerichtet sein, daß sie für den großartigsten Verkehr ausreicht, nicht bloß Wanderer darauf ungehindert hin- und hergehen, sondern auch Heerden, Reiter und Wagen darüber ziehen. Dies geschieht dadurch, daß die Schlange, welche die Erlösung der Lilie und die Heraufführung einer neuen Zeit wünscht, sich selbst dafür aufopfert. „Gedenke der Schlange in Ehren!" sagt der Mann mit der Lampe zum wiederhergestellten Könige. „Du bist ihr das Leben, deine Völker sind ihr die Brücke schuldig, wodurch diese nachbarlichen Ufer erst zu Ländern belebt und verbunden werden. Jene schwimmenden und leuchtenden Edelsteine, die Reste ihres aufgeopferten Körpers, sind die Grundpfeiler dieser herrlichen Brücke; auf ihnen hat sie sich selbst erbaut und und wird sich selbst erhalten." In dem neuen Reiche hat alles seine Stelle, was thätig zum allgemeinem Besten wirken will.

Das vermögen aber die Irrlichter nicht, die bei der frühern traurigen Verzauberung ihr Spiel treiben, die auch gelegentlich zur Mitwirkung oder zum bloßen Schmucke verwandt werden konnten oder unwillkürlich zu Zwecken, die ihnen fremd waren, beitragen konnten, aber am Ende, als die Brücke sich gebaut hat, der Tempel gegründet, die schöne Lilie erlöst und mit dem wiederhergestellten Könige vermählt ist, müssen sie abziehen, nachdem sie noch einmal als lustige Vergeuder des eingesogenen Goldes sich gezeigt haben.

Den geraden Gegensatz zu den unbesonnenen*), genußsüchtigen, zwecklos fackelnden Irrlichtern bildet der Mann mit der Lampe. Der Mann selbst ist völlig unscheinbar, ein Alter (mit seiner Frau schon mehr als hundert Jahre verbunden) von mittlerer Größe und als Bauer gekleidet, aber die stille Flamme der kleinen Lampe, die er in der Hand trägt, erhellt auf eine wunderbare Weise, ohne Schatten zu werfen, und gern sieht man in sie herein. Ihr Licht ist ein höheres, das nur erhellt, was schon Licht hat, nicht das Dunkle; es wirkt dann einen schönen hellen Schein, und es erquickt alles Lebendige. Leuchtet es allein, so verwandelt es alle Steine in Gold, alles Holz in Silber, todte Thiere in Edelsteine, wie den todten Mops in einen Onyx; und es zernichtet alle Metalle. Er wohnt in einer Hütte, die am Berge angebaut ist, woher man bei ihm an dem biblischen Alten vom Berge zu denken veranlaßt ist, doch soll diese Bezeichnung wohl nur das Lokal vergegenwärtigen. Der Fährmann wohnt am Flusse, der Riese in einer Felsenkluft, der Alte auf der entgegengesetzten Seite des Flusses an einem vom Ufer ferner liegenden Berge. Wenn man des Mannes mit der Lampe bedarf, spratzelt diese von selbst,

---

*) Wie sie so gleich sich am Anfange zeigen, wo sie übersetzen, ohne zu fragen, auf welchem Ufer die schöne Lilie wohnt.

worauf er sich in den Lüften nach einem Zeichen umsieht; ein Vogel oder ein Meteor zeigt ihm die Himmelsgegend an, wohin er sich wenden soll, ja geleitet ihn dorthin, wie es mit dem Habicht der Fall ist, als die Schlange seiner bedarf, um die Leiche des Jünglings vor Verwesung zu schützen. Der Mann mit der Lampe ist der Geist, der die Entzauberung und die Lösung des Fluches ins Werk setzt, da er weiß, wann es dazu an der Zeit ist. Die drei Könige im unterirdischen Tempel befragen ihn nach ihrer Zukunft. Auf ihre weitern Fragen hören wir, daß er drei Geheimnisse wisse, von denen das wichtigste das offenbare sei*), das er ihnen eröffnen werde, sobald er das vierte wisse, und das er nun wirklich ausspricht, als die Schlange ihm das vierte ins Ohr sagt. Das wichtigste der drei Geheimnisse ist, daß es an der Zeit ist, wie es der Alte sofort verkündet. Das vierte besteht darin, daß die Schlange zum Baue der Brücke sich opfern will, was die nothwendige Bedingung der Entzauberung ist, ohne welche die Zeit derselben nicht gekommen ist. Von den beiden andern Geheimnissen war ohne Zweifel das eine, daß das größte Unglück der Vorbote des größten Glückes ist, was der Alte der schönen Lilie verkünden läßt, das andere, daß der Geist der Lampe die Entzauberung und die Verbindung des Königs mit der Lilie vollbringen wird. Die schöne Lilie selbst kennt drei Zeichen ihrer Entzauberung, daß der Tempel der Könige am Flusse stehe, eine

---

*) Dasjenige, was sich dem Betrachtenden verräth. Vgl. im zweiten Theile des Faust das Wort des Mephistopheles:

Ein offenbar Geheimniß, wohl verwahrt,
Und wird nur spät den Völkern offenbart.

Aehnlich bezeichnet Goethe anderswo das rechte Naturbetrachten als ein „heilig öffentlich Geheimniß", und er sagt von einer neuen naturwissenschaftlichen Lehre, es habe sich voraussehn lassen, daß sie noch einige Zeit als offenbares Geheimniß vor den Augen der Welt daliegen werde.

ständigen Gedankens entrathen, nur daß es sich dabei der buntesten Gebilde der spielenden Einbildungskraft überläßt, uns mit gaukelnden Bildern eines heitern Scheins erfreut. Es kann also nichts Verfehlteres geben, als in einem Märchen eine dürre Allegorie zu suchen, in welcher jede Figur, jeder Zug seine besondere Bedeutung hat, ein maskirter Gedanke ist, aber ebenso widerspricht es dem Wesen eines dichterischen Kunstwerkes, welches ein Märchen doch immer sein soll, es für jedes Sinnes bar, für ein bloßes Irrlichteliren ohne alle geistige Bedeutung zu halten. Freilich hatte Goethe nach unserm Märchen, wie wir hörten, ein anderes im Sinne, das ganz allegorisch und deshalb „ein subordinirtes Kunstwerk" sein würde, aber selbst in diesem würden nicht durchaus alle Figuren allegorisch gewesen, sondern er würde, auch der Handlung wegen, ihr ein möglichst freies dichterisches Leben, einzelne Personen und Handlungen eingefügt haben, die keine solche Bedeutung hätten. Um so gewisser gilt dies von unserm Märchen, dem Goethe das beabsichtigte zweite Märchen als ganz allegorisch entgegenstellt.

Der Alte läßt sich bereit finden, ein Märchen am Abende zu erzählen, welches sie, wie er ihnen launig verspricht, an nichts und an alles erinnern soll; er selbst will sich durch einen Spaziergang dazu vorbereiten, der die sonderbaren Bilder in seiner Seele wieder beleben solle, die ihn oft in frühern Jahren unterhalten, wonach es also ein schon älteres Märchen wäre, das er in sich wieder wachrufen will. Auch hiernach wäre es kaum denkbar, daß es ganz inhaltslos wäre, da ein solches sich nicht so leicht im Gedächtnisse festhalten läßt als eines, das einen unbestimmten Gedankeninhalt hat. Indessen könnte man freilich meinen, solchen Aeußerungen des Alten sei nicht gerade viel zu trauen, er verspreche ihnen ein altes Märchen, wolle es aber erst auf seinem Spaziergange ge-

winnen. Daß Goethe wirklich auf einem Spaziergange bei Jena Grundzüge seines Märchens gewann, ward bereits oben S. 48 bemerkt. Auch scheint er dazu eine Sage benutzt zu haben, auf die ihn Schiller aufmerksam gemacht hatte, der, als Goethe sich nach der Geschichte der Clairon bei ihm erkundigte, ihm schrieb: „Meiner Frau ist noch erinnerlich, daß in Baireuth bei Oeffnung eines alten Gebäudes die alten Markgrafen sich hätten sehn lassen und geweissagt hätten.“ Sollte dies nicht bei dem Tempel der redenden Könige vorschweben! Auch hat schon Guhrauer mit Recht bei den drei Königen und der Weihe des Königs durch sie an den Freimaurerorden erinnert, der Weisheit, Stärke und Schönheit (wisdom, strength, beauty) als die Pfeiler des Lebens bezeichnet. Dagegen liegt durchaus keine Hindeutung auf bestimmte geschichtliche Verhältnisse vor, wie sie Cholevius auf das willkürlichste hineingetragen hat, dessen Deutung sich auf die falsche Voraussetzung gründet, das Märchen gehöre dem Jahre 1793*), da es doch nachweislich nicht vor dem Juli 1795 entworfen und erst in den folgenden Monaten ausgeführt wurde, zu einer Zeit, wo dem Dichter nichts ferner lag, als die Herstellung der Monarchie in Frankreich, ihn nur die Bedrängniß, in welche Deutschland durch das republikanische Frankreich gesetzt war, lebhaft bekümmerte, und sein Wunsch auf die Sicherung Norddeutschlands vor ihrem verderblichen Vordringen gerichtet war. Ihn kümmerten weder die aristokratischen noch die demokratischen „Sünden“ und eben so wenig die von Giesebrecht hereingebrachten christlichen Elemente.

---

*) Wenn nach Goethes Annalen auch die Unterhaltungen im Jahre 1793 entworfen sein sollen, wie schon die „Chronologie der Entstehung goethescher Schriften“, zuerst im Jahre 1819 gegeben, sie in dieses Jahr setzt, so zeigt der Briefwechsel zwischen Goethe und Schiller unwidersprechlich, daß die Unterhaltungen hier durch ein leicht erklärliches Versehen irrig in dieselbe Zeit mit dem Bürgergeneral und den Aufgeregten gestellt werden.

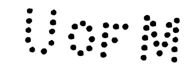
Wollen wir die Bedeutung des Märchens erkennen, so müssen wir uns am Faden der Handlung halten, die sich in ihm vollendet. Es handelt, wie so viele Märchen, von der Erlösung einer verzauberten Prinzessin, welcher der Dichter den Namen Lilie gibt, unter welchem er wohl nicht die Blume, das Sinnbild der Unschuld, noch weniger die Lilie der Bourbonen, sondern das Allerreinste verstand, nach dem auch im „Faust" benutzten Gebrauche der Alchemisten, welche die reinste Substanz als Lilie bezeichnen. Und mit der Entzauberung derselben, der dadurch bewirkten Herstellung eines neuen Zustandes der Ordnung und des Wohlstandes schließt es. Zu ihr eilen die leichtfertigen Irrlichter, welche uns das Märchen zuerst vorführt, um sich ihr zu Füßen zu werfen; der unglückliche von Liebe zu ihr verzehrte junge König kommt immer wieder zu ihr zurück, indem er den Fluß unaufhörlich herüber und hinüber wandert. Als der Alte mit der Lampe seine Frau zu ihr sendet, läßt er ihr sagen, daß ihre Erlösung nahe sei. Wer die Lilie bezaubert hat, hören wir nicht; ihr Palast und Garten liegen noch an derselben Seite des großen Flusses wie früher, aber ihr Garten ist wie zu einem Kirchhofe geworden, auf dem ihre Lieblinge ruhen, da der Fluch auf ihr ruht, daß alles Lebende durch ihre Berührung den Tod findet, wogegen ihre Hand alles Todte belebt. Die Pflanzen in ihren großen schönen Garten tragen weder Blüthen noch Frucht, aber jedes Reis, das sie bricht und auf das Grab eines ihrer Lieblinge pflanzt, grünt sogleich und schießt auf, und so sind alle diese Pinien, Cypressen, Eichen und Buchen auf Gräbern gewachsen. Wenn der junge, entthronte König sagt, nicht bloß ihre Hand wirke unselig, sondern auch ihre schönen blauen Augen, da sie allen lebendigen Wesen ihre Kräfte nähmen und sie in den Zustand lebendig wandelnder Schatten versetzten, so kann dies nur von einem besonders leiden-

schaftlichen Blicke ihrer Augen gelten, da sie sonst so viele ansieht, an denen sich diese Kraft ihrer Augen nicht zeigt. Außer dem Prinzen, dessen schmachtende Liebe sie erwiederte, fühlt nur noch der Habicht sich von ihrem Blicke getroffen, der Mörder ihres Kanarienvogels, der nun ohnmächtig umherschleicht. Der unglückliche junge König hat aber auch Krone, Szepter und Schwert verloren und er muß mit nackten Füßen über den heißen Sand gehn, nur ein glänzender Harnisch und ein Purpurmantel ist ihm geblieben. Wie ihm Krone, Szepter und Schwert geraubt worden, wird eben so wenig gesagt, als wann, ob vor oder nach seiner unglücklichen Liebe, es geschehen; denn ganz verkehrt ist es, wenn Göschel meint, Lilie habe ihm Krone, Szepter und Schwert geraubt. Das Märchen läßt dies eben so im Dunkel, wie von wem die Bezauberung der schönen Lilie geschehen. Das düstere Schicksal, das die Lilie und den jungen König und diese ganze Seite des Flusses getroffen, bleibt unaufgeklärt. Die Wiederherstellung des jungen Königs ist an die Entzauberung der Lilie geknüpft; nur dann wird er auch Krone, Szepter und Schwert wieder erhalten, welche die drei Könige besitzen, deren Tempel am jenseitigen Ufer in der Tiefe der Erde ruht. Erst wenn dieser Tempel in dem Garten der schönen Lilie steht, wird diese selbst entzaubert; erst wenn der junge König Krone, Schwert und Scepter wieder erhalten hat, wird dieser hergestellt, sodann mit der schönen Lilie vermählt werden und ein neues Reich herrlichen Glückes gegründet sein, in welchem beide Ufer zu frischem Leben und gedeihlichem Verkehr miteinander verbunden sind. Wie wunderlich war bisher die Verbindung beider, und wie traurig sah es auf der Seite aus, wo die bezauberte schöne Lilie sich befand! Der alte Fährmann, der in der kleinen Hütte am Flusse wohnt, darf jedermann herüber, aber niemand hinüber bringen. Als Fährlohn verlangt er Früchte

sie in den jetzt entzauberten Fluß, in welchem sie, wie wir später hören, den Grundpfeiler der Brücke bilden. Der junge König ist zwar belebt, aber noch fehlt ihm die Besinnung, so daß er sich nur mechanisch bewegt. Entzaubert ist er noch eben so wenig wie die schöne Lilie, welche deshalb auch den Wiederbelebten nicht berühren darf, den ihre Liebe dem Tode entrissen hat. Erst im Tempel erfolgt die Entzauberung. Der Mann mit der Lampe ist es, welcher nun, da die Schlange ihr Leben geopfert hat, den Zug zum Tempel eröffnet, bei welchem er sich noch besonders die Theilnahme der beiden Irrlichter erbittet, die jetzt den Schluß bilden, wie früher der Alte selbst. Dieser führt den Wiederbelebten, Lilie und die Alte zunächst in den Felsen hinein, wo sie bald vor dem ehernen Thore des Tempels der Könige stehen. Hier müssen die Irrlichter den Eingang eröffnen, indem sie das goldene Schloß und dann auch den goldenen Riegel verzehren, worauf die Pforten laut tönend aufspringen. Auf die Fragen der drei Könige bezeichnet der Mann mit der Lampe deutlich genug, daß sie bald mit ihnen sich von hier entfernen werden. Als derselbe dann, auf Veranlassung einer Bemerkung des gemischten Königs erklärt, es sei an der Zeit, da ist die Erlösung wirklich da; denn die schöne Lilie vernimmt das Wort heute zum drittenmale, worüber diese so entzückt ist, daß sie dem Alten, den sie, als Vollender ihres Glückes, heiligen Vater nennt, voll wärmster Dankbarkeit um den Hals fällt.

Jetzt beginnt die wunderbare Wanderung des Tempels, der erst an der Stelle von Lilis kirchhofartigem Garten stehn muß, ehe das neue Reich des Glückes und der Wohlfahrt gegründet werden kann. Der Tempel zieht unter dem Flusse durch, ohne irgendwo anzustoßen (nur fällt ein feiner Regen durch die Kuppel, was, wie der Alte der schönen Lilie zur Beruhigung sagt, von

dem Flusse herrührt, unter dem sie bald durch sind); dann hebt er sich in die Höhe, wobei er die Hütte des alten Fährmanns, der verwandelt ins neue Reich übergehn soll, mitnimmt, deren Bretter und Balken in den Tempel hereinfallen und beim Niedersinken den jungen König und den Alten bedecken. Durch die Kraft der Lampe wird die Hütte in einen kleinen silbernen Tempel von getriebener Arbeit verwandelt, aus dem nun der junge König, beleuchtet vom Manne mit der Lampe, und der ihn unterstützende, gleichfalls verwandelte Fährmann auf einer innern Treppe hervorsteigen. Die jetzt entzauberte schöne Lilie tritt zum Geliebten heran, indem sie auf den äußern Stufen des Tempels sich zur Zinne begiebt, aber noch immer darf sie ihn nicht berühren, da er noch nicht zum Herrscher geweiht ist. Eben erleuchtet die aufgehende Sonne den Kranz der Kuppel. In diesem feierlichen Augenbicke spricht der Alte, indem er zwischen das liebende Paar tritt, mit lauter Stimme die Weiheworte: „Drei sind, die da herrschen auf Erden, die Weisheit, der Schein (d. i. der Glanz, der Nimbus der Würde) und die Gewalt", wobei nacheinander die Könige, welche das betreffende Pfand der Herrschaft in Besitz haben, sich erheben, während der gemischte, der keinen entschiedenen Halt in sich hat, sondern unregelmäßig aus den drei Metallen zusammengesetzt ist, in sich zusammenbricht, da die Irrlichter Gewalt über sein Gold gewonnen haben. Jetzt führt der Mann mit der Lampe den noch immer starr vor sich hinschauenden jungen König zu den Bildsäulen der drei Könige, von denen er Schwert, Szepter und Eichenkranz erhalten soll. Wir hörten früher, daß ihm Krone, Scepter und Schwert geraubt worden, von denen die beiden ersten die königliche Würde vertreten. Aber außer der Gewalt und Würde bedarf der König auch der Weisheit, welcher der junge König entbehrt hatte. Zu Füßen des ehernen Königs



lag in eherner Scheide das Schwert. Früher hatte er gesessen, auf seine Keule gestützt, indem er das Schwert vor sich liegen hatte; als er bei dem vom Manne mit der Lampe gesprochenen Worte „Gewalt“ sich langsam erhoben, hat er dieses liegen lassen. Der junge König soll sich nicht ohne Anstrengung das Zeichen der Gewalt verschaffen, er muß es erst vom Boden heben. Nachdem er dieses umgegürtet hat, ruft ihm der König zu, so sei es recht; die Rechte müsse frei sein, daß sie das Schwert mit Kraft ziehen könne, wenn es Noth thue. Vom silbernen König erhält er das silberne Szepter, das dieser selbst gegen ihn beugt, ihm mit gefälliger Stimme überreicht und ihn so zum Hirten der Völker weiht. So ist das vom Heiland hergenommene Wort: „Weide die Schafe!“ zu verstehn.*) Das Szepter ist das Sinnbild der königlichen Würde, des Scheines, wie es oben hieß. Dem höchsten der Könige, dem goldenen, der bloß mit einem einfachen Mantel umgeben ist und einen Eichenkranz auf dem Haupte trägt, naht der junge König zuletzt; dieser segnet ihn väterlich und drückt ihm den Eichenkranz aufs Haupt, indem er spricht: „Erkenne das Höchste!“ Die Weisheit, die Erkenntniß dessen, was wahrhaft frommt, sie, welche sich Salomon erflehte, die ihn später verließ,**) empfängt der König als höchstes Gut. Jetzt erst, wo der junge König vollständig belebt und mit allem, dessen er in seiner hohen Stellung als Geliebter des Volkes bedarf, ausgestattet ist, erhebt

*) Der Heiland sagt zu Petrus einmal: „Weide meine Lämmer!“, darauf zweimal: „Weide meine Schafe!“ (Johannes 21, 15—18). „Meine Schafe“ müßte es auch hier heißen, sollte der zweite König, wie man gemeint hat, die Religion vertreten.

**) 2. Chron. 1, 10—12. Gott gab ihm neben der Weisheit „Reichthum, Gut und Ehren, daß seines Gleichen unter den Königen vor ihm nicht gewesen, noch werden soll nach ihm“. Vgl. Herder Blätter der Vorzeit III. 6. 7.

sich in seiner Brust auch die Gewalt der Liebe, die nicht mehr eine eigensüchtige Leidenschaft, sondern das tiefste Gefühl seines Herzens ist. Das erste Wort seines von Glück erfüllten Herzens ist der Name der Geliebten, die noch immer auf der Höhe des Altars steht. Er eilt ihr auf den innern Stufen entgegen, und seiner Seele entringt sich der innigste Ausdruck seines Gefühls in der Anrede „Liebe Lilie“ und der Ueberzeugung, daß ihre Unschuld und Liebe das Köstlichste ist, was ihm jetzt noch zu Theil werden kann, daß sie sein Glück vollenden. Es ist wohl nicht zufällig, daß bei dem letzten Erscheinen des jungen Königs bei der schönen Lilie, wo er sich zuletzt voll eifersüchtiger Verzweiflung in ihre Arme stürzte, jede Anrede an sie fehlt. Auf dem Altar des Tempels beim ersten Sonnenstrahl war auch in ihrer Brust ein neues Leben erwacht; ihr Blick war mit seelenvollster Theilnahme dem Geliebten gefolgt, als er zu den Königen geführt und mit ihren Gaben ausgestattet wurde, und der vollste Strahl reiner Liebe hatte ihre Seele durchzuckt. Dem sehnsüchtig in ihm die Erfüllung aller ihrer Herzenswünsche fühlenden, von ihrem Zauber befreiten Mädchen fällt der jetzt mit allen Herrschergaben, auch mit Weisheit ausgestattete junge König um den Hals. „Sie hatte den Schleier weggeworfen und ihre Wangen färbten sich mit der schönsten, unvergänglichsten Röthe.“ Früher hörten wir von dem feuerfarbigen Schleier, der ihr Haupt mehr zierte als bedeckte, der dann von der Lampe des Mannes sanft leuchtete und ihre blassen Wangen mit einer unendlichen Anmuth färbte. Jetzt bedarf es des Schleiers nicht mehr; ihre blassen Wangen haben nun eine natürliche Röthe, das Zeichen frischesten Lebens wieder gewonnen. So ist auch jede äußere Spur ihrer Bezauberung von ihr gewichen; denn bei aller reizenden Anmuth ihres Antlitzes, welche uns der Dichter so trefflich in der liebevollen



Bewunderung der Alten schildert, lag die Blässe des Todes auf ihm, wie all ihrer theilnehmenden Neigung zum jungen Könige die Glut einer rein fühlenden, im Besitze des Geliebten die Erfüllung aller Herzenswünsche, den andern zu ihrem vollen Leben nothwendigen Theil ihres Herzens empfindenden Seele ihr abging. Wenn der junge König im Vollgefühl seines Glückes dem Manne mit der Lampe vorwirft, er habe die vierte Kraft vergessen, welche neben Weisheit, Schein und Gewalt auf Erden herrsche, und zwar früher, allgemeiner, gewisser, so darf dieser erwiedern, die Liebe herrsche nicht, sie thue aber mehr, sie bilde. Natürlich ist hier nur von der Liebe der Geschlechter die Rede, welche gegenseitig einander bilden, und zunächst von der stillen Gewalt, welche das Weib über den Mann übt. In Goethes Hermann und Dorothea ist der Springpunkt des ganzen Gedichts in den Worten des Pfarrers ausgesprochen: „Wahre Neigung vollendet sogleich zum Manne den Jüngling." Humboldts Aufsatz „über die männliche und weibliche Form" war eben in den Horen erschienen. Dort hieß es, die Macht des Weibes beruhe vorzugsweise auf der lebendigen Gegenwart, wo nicht vor den Sinnen, doch vor der Einbildungskraft. Schillers dem Jahre 1796 angehörendes Gedicht Die Macht des Weibes läuft in den Satz aus:

Wahre Königin ist nur des Weibes weibliche Schönheit:
Wo sie sich zeige, sie herrscht, herrschet bloß, weil sie sich zeigt.

So ist die Entzauberung der Prinzessin und des jungen Königs, die zu innigstem Bunde vermählt sind, vollendet. Aber auch die allgemeine jetzt eingetrete e Wohlfahrt muß geschildert werden, ehe wir alle im Märchen aufgetretene Personen in einem behaglichen oder auf ihre Weise fördernden Zustande verlassen. Zunächst sehen die im Tempel Versammelten bei dem vollen Tagesscheine durch die offene Pforte einen in der Art der griechischen Tempel

mit Säulen umgebenen Vorhof und an dessen Ausgang die mittlerweile entstandene, dem reichsten Verkehr die vollkommenste Freiheit gestattende Brücke, wobei der Mann mit der Lampe nicht unterläßt auf die Aufopferung der Schlange ehrenvoll hinzuweisen, welcher der König selbst sein Leben, seine Völker die Brücke schuldig seien, ohne aber hervorzuheben, daß die Brücke auch die nothwendige Bedingung der Entzauberung war. Nun kommen auch die drei Begleiterinnen der schönen Lilie, welche sie schlafend unter der Sorge des Habichts zurückgelassen hatten, der beim ersten Sonnenstrahl mit dem aus der Höhe von dem Spiegel der einen Dienerin zurückgeworfenen Lichte sie wecken sollte. Der Garten, in welchem sie geschlafen, war gleichfalls verwandelt worden, was das Märchen nicht berührt; aus ihm waren sie in den Vorhof, durch ihn in den Tempel getreten. An den Dienerinnen wird keine Veränderung bemerkt; sie sind eigentlich zu einer solchen zu wenig selbständige Naturen, bloß als Dienerinnen der Prinzessin beigegeben. Man erinnere sich dessen, was Faust kurz vor dem Ende der Helena des Faust die Chorführerin Panthalis sagen läßt und unserer Bemerkung dazu. Nichts kann verkehrter sein, als wenn Hartung in diesen unbedeutenden Figuren, von denen die eine die Harfe, die andere den Sonnenschirm, die dritte den elfenbeinernen Feldstuhl trägt, die drei christlichen Tugenden, Glaube, Hoffnung und Liebe, sehn will. Cholevius hat sehr passend auf die drei Dienerinnen der Helena in der Odyssee hingewiesen, welche dieser Sessel, Teppich, Spindel und dem Korb mit Wolle tragen (IV, 123 ff.). Im Garten der schönen Lilie brachte die zweite statt des Sonnenschirmes den Schleier, mit welchem ihre Herrin von dort versetzt wurde, und die erstere holte nach der Harfe auch den Spiegel, dessen die Lilie jetzt ebenso wenig als des Schleiers bedarf. Mit den drei sich deutlich als die Dienerinnen

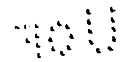
verrathenden schönen Mädchen war aber auch noch ein viertes eingetreten; es ist die verjüngte Alte, die sich bei Anbruch des Tages auf Geheiß ihres Mannes im Flusse gebadet hatte. „Geh und folge mir!“ hatte er ihr gesagt. „Alle Schulden sind abgetragen.“ Und als sie nun, verjüngt und verschönert, mit den drei andern Mädchen die silbernen Stufen hinan zu ihrem Manne eilt, spricht dieser: „Wohl dir und jedem Geschöpfe, das sich diesen Morgen im Flusse badet.“ Der Fluß, der früher, als sie bei ihrem Versprechen die Hand in ihn tauchte, kohlschwarz geworden war und immer mehr abzunehmen schien, hat jetzt seine stygische Gewalt verloren, ja er ist zu einem heilsamen Flusse geworden, wenn auch seine besondere Wunderkraft auf diesen Morgen beschränkt ist. Daß auch der Mann mit der Lampe seiner Frau als ein Jüngling erscheint, erklärt dieser als eine Augentäuschung*), die ihm erfreulich ist, weil sie ihm die Liebe seiner Frau sichert, die sich froh entschließt, eine neue Ehe mit ihm einzugehn; denn alle vorhandene Ehen sind mit dem heutigen eine neue Ordnung der Dinge bringenden Tage gelöst. Man erinnert sich hierbei des jüdischen Halljahres, mit welchem alle geschlossene Verträge ungültig wurden. Hier soll damit in der Weise des Märchens bezeichnet werden, daß eine ganz neue Ordnung der Dinge, ein neues Reich eingetreten ist. Auch der einzige noch nicht Verwandelte, der Riese, muß sich jetzt der neuen Ordnung fügen. Der König, als er sieht, welches Unheil der Schatten seiner ungeheuren Fäuste auf der Brücke anrichtet, möchte im ersten Augenblicke zum Schwerte greifen, aber noch zur Zeit erinnert er sich, daß es wohl andere Mittel der Abwehr gebe, und so blickt er auf sein Szepter,

*) Schon die Kirchenväter erklärten viele Zaubereien als bloße Verblendung der Augen, wie auch Mephistopheles in Auerbachs Keller „Sinn und Ort verändert“.

dann auf die Lampe und das silberne Ruder, als ob er von diesen Hülfe erwarte: doch der Mann mit der Lampe beruhigt ihn mit der sofort sich erfüllenden Versicherung, jener habe zum letztenmal geschadet, die Zeit seiner ungeschlachten Gewalt sei vorüber.

Das neue Herrscherpaar soll aber auch noch von dem Volke verehrt werden. In dem Augenblick, wo dieses in den Tempel dringen will, fängt der über der Kuppel des Tempels schwebende Habicht das Sonnenlicht mit dem Spiegel auf und wirft es über die auf dem Altar stehende Gruppe, wodurch diese von einem so himmlischen Glanze erleuchtet wird, daß das Volk vor ihnen wie vor neuen Göttern niederfällt. Es ist dieses eine freilich wunderliche, aber dem Märchen wohl anstehende Art der Huldigung. Das königliche Paar steigt aber nebst seiner Begleitung, während das Volk vor ihm auf seinem Angesicht liegt, in den Altar hinab, aus welchem es sich durch verborgene unterirdische Hallen in seinen Palast begibt. Das Volk sieht darauf neugierig im Tempel sich um, und es würde sich nicht so bald entfernt haben, hätten nicht die Irrlichter, für die im neuen Reiche keine Stelle mehr ist, es bei ihrem Abschiede durch einen neuen Goldregen, der sich bald hie, bald da ergoß, herausgelockt und, so seiner Gier ein Fest bereitet, wie ähnliche bei der deutschen Kaiserkrönung gebräuchlich waren. Mit einem echten launigen Märchentrumpfe schließt der Dichter: mit der Versicherung, daß Tempel und Brücke, deren Gründung gleichsam das äußerlich verkörperte Ergebniß der Lösung des Zaubers sind, noch heute bestehe, letztere noch immer von Wanderern wimmele (man wünschte dabei auch des sonstigen Verkehrs gedacht), der erstere der besuchteste auf der ganzen Erde sei. Wer diese Versicherung als baare Münze nimmt, verkennt eben den Charakter jeder märchenhaften Erzählung.

Der eigentliche Inhalt des Märchens kann nach der gegebenen Entwicklung unmöglich zweifelhaft scheinen. Es schildert unter der Entzauberung eines jungen Königs und der von ihm geliebten Prinzessin und der diese bedingenden Verhältnisse die Erhebung aus einem Zustande ärgster Verwirrung und Noth und die Herstellung eines Zustandes allgemeiner Wohlfahrt. Herbeigeführt wird die durch das Schicksal vorhergesehene Entzauberung durch die Aufopferung der von thätiger Theilnahme erfüllten Schlange und des die Entwicklung fördernden Mannes mit dem Geist der Lampe. Der letztere ist es, der im entscheidenden Augenblicke alle, welche bei der Ausführung behülflich sein müssen, auffordert, ihre Pflicht zu thun, der dem Habicht aufträgt, wie er die Dienerinnen beleuchten soll, und die schöne Lilie anweist, was sie bei der Wiederbelebung des jungen Königs thun soll. Alle übrige Personen folgen nur ihren Neigungen, selbst die gutmüthige und theilnahmvolle Alte ist keines edlen Entschlusses fähig; alle leben nur so vor sich hin. So die schöne Lilie selbst, der schmachtende Prinz, der Fährmann, der Riese und die gaukelnden Irrlichter. Daß die Schlange die Aufopferung zum allgemeinen Besten bezeichnen soll, kann nach ihrem ganzen Auftreten nicht zweifelhaft sein; sie wirkt nicht bloß leidend, sondern auch thätig. Wie in so manchen Sagen, wird der Fluch durch eine freiwillige Aufopferung gesühnt. Schwieriger dürfte die Deutung des Mannes mit der Lampe scheinen. Man könnte in ihm das Licht des Geistes, den thätigen Menschengeist sehen, aber dieser ist wenigstens theilweise durch die Schlange vertreten, und in seiner ganzen Wirksamkeit erscheint der Alte mehr als Erfüller des Schicksals, als ein überirdischer Lenker, als ein „heiliger Vater". Und so dürften wir in ihm unzweifelhaft die über der Welt waltende Vorsicht, die höhere Weisheit erkennen, welche auch aus der traurigsten Ver-



kümmerung und der ärgsten Verwirrung die Menschen zu geordneten Zuständen und zur Wohlfahrt zurückführt, ein Gedanke, welcher dem Dichter bei der gräßlichen Verwirrung der Welt wohl kommen mußte. Auf eine solche Beziehung deutet Goethe selbst hin, wenn in dem Briefe an Schiller, mit dem er das Märchen übersendet, nachdem er bemerkt, Märchen seien à l'ordre du jour und ein paar die Furcht vor den vorrückenden Franzosen und die steigende Verwirrung bezeichnende Nachrichten gemeldet hat, mit seiner Lilie klagt, daß der Tempel noch nicht am Flusse stehe und die Brücke noch nicht gebaut sei. Die Herstellung des aufgeregten Frankreichs, dessen Umwälzung zu keiner wirklichen Grundlegung der Freiheit geführt habe, weil dem Volke der sittliche Sinn fehle, erwartete er von dem in der Geschichte herrschenden Weltgeiste, der zur Zeit die rechten Mittel und Wege finden werde. Auf das letztere geht freilich unser Märchen nicht ein, in welchem die Aufopferung der Schlange die Lösung des Zaubers herbeiführt. Demnach würde der ideelle Sinn des Ganzen nur darin liegen können, daß die Herstellung geordneter staatlicher Zustände nur durch thätige Aufopferung unter der Einwirkung höherer die Geschicke der Welt leitender Weisheit erfolgt. Wenn der Mann mit der Lampe, als er an das Werk geht, alle auffordert, ihr Amt zu verrichten, ihre Pflicht zu thun, damit ein allgemeines Glück erzielt werde, so ist dies nur eine nebensächliche, keineswegs die Handlung durchziehende Wahrheit, so daß Schiller, dem Hartung folgt, nicht darin die Idee des Märchens suchen durfte. Alles übrige ist freie Dichtung, ohne besondere Bedeutung, wenn auch im einzelnen manche treffliche Gedanken geäußert werden, wie daß die Weisheit, der Schein und die Macht auf Erden herrschen und sie verbunden den wahren Herrscher machen, daß das Licht herrlicher als Gold, noch erquicklicher als das Licht das Gespräch ist. Die beiden letz-

tern Gedanken werden freilich durch die besondern Verhältnisse der Schlange veranlaßt, die sich freut, durch das genossene Gold leuchtend geworden zu sein und in Folge dessen den goldenen König zu Fragen veranlaßt zu haben.

Außer der Schlange und dem Manne mit der Lampe hat keine der auftretenden Personen für sich eine sinnbildliche Bedeutung; sie sind eben mit Ausnahme der Könige, die ihre Bedeutung selbst aussprechen müssen, nur durch die märchenhafte Handlung bedingt. Dies gilt auch von den beiden bezauberten Personen selbst, über deren früheres Schicksal, selbst über die Veranlassung und den Zusammenhang der Verzauberung, das Märchen uns ganz im Dunkel läßt. Gar große Mühe hat man sich damit gegeben, die schöne Lilie symbolisch zu deuten. So sah Hotho in ihr die Kunst, Göschel die Freiheit, die zuletzt in die Liebe verwandelt werde. Mein eigener Versuch, in der bezauberten Lilie die falsche Freiheit zu sehn, die zur wahren, das allgemeine Glück gründenden Freiheit werde, hält gleichfalls vor richtiger Auffassung des Ganzen nicht Stich. Hartung erkennt in ihr die Idee, wo denn die Schlange sich gefallen lassen muß, die Gelehrsamkeit, der Mann mit der Lampe die prüfende Forschung zu vertreten. Wieck erklärt die Lilie für die Liebe, wie ihm der Mann mit der Lampe die Vernunft ist. Rosenkranz meint, wenn der Dichter eine Jungfrau geradezu die schöne Lilie nenne, so könne er darunter nur an die Unschuld erinnern wollen, deren Symbol die Lilie sei, wonach er denn im königlichen Jüngling die Schuld sieht, da die Mißsituation, in welcher er sich befinde, daß er ohne Thron umherirre, eine Schuld voraussetze. Solche Beweise treffen aber nicht. Man könnte im Gegentheil sagen, der Dichter zeige gerade durch den Namen der „schönen Lilie", daß er unter ihr die Unschuld nicht verstehe, weil er eben das Märchen-

räthsel nicht so geradezu verrathen werde. Ebenso wenig kann die Lilie, wie Giesebrecht will, die Liebe selbst sein. Meyer sieht in ihr gar die Poesie. Cholevius endlich versteht sich dazu, in dieser Prinzessin das Königthum, und zwar das französische, im Königssohne einen Prinzen des Hauses Bourbon zu sehn, der dem hohen Berufe der Herstellung der Monarchie in Frankreich gewachsen sei. Sie ist aber nur die verzauberte Prinzessin. Auch der junge vertriebene König hat nur in der Handlung des Märchens selbst seine Bedeutung; er ist gleichfalls bezaubert und muß wieder hergestellt werden. Dasselbe gilt von der guten Alten, dem Weibe des Mannes mit der Lampe; daß dieser gerade sie zur Frau hat, ist eben ein rein märchenhafter Zug, in welchem wir nicht einmal die launige Absicht sehen, daß dem Manne, der als unscheinbarer Bauer auftritt, auch eine diesem Stande entsprechende, aber den entschiedenen Gegensatz seiner innern Natur darstellende Frau gegeben wird. Daß sie schon hundert Jahre mit dem Alten verbunden ist, kann nur als Märchenzug gelten, eben so die wunderbare Eigenschaft ihres Korbes. Einmal auf dem Wege, alle oder die meisten Figuren des Märchens allegorisch zu deuten, fand man auch für den Riesen leicht eine Auslegung*), und selbst der Fährmann und die Irrlichter mußten sich eine solche gefallen lassen. Unter den letztern glaubte man, worauf schon A. W. Schlegel deutete, leichtfertige, muntere, redselige Franzosen geschildert, und Cholevius meint sogar in ihnen die irreleitenden Lichter der Aufklärung, die geschäftig wühlenden Sophisten zu er-

*) Wenn Schiller in dem Brief an Goethe schreibt: „Der Schatten des Riesen könnte Sie leicht etwas unsanft anfassen“, so versteht er darunter die Welthändel, eine ungeschlachte Macht, der sich im Grunde keine geistige Kraft gewachsen fühlt, da Zufall und rohe Gewalt hier herrschen.

kennen, während andere das flache prunkende Wissen, den Witz oder die Sehnsucht in ihnen fanden.

Der Dichter wollte in seinem Märchen ein reiches, phantastisches Leben entfalten, eine glänzende Welt des Wunderbaren, an welcher die Einbildungskraft sich spielend erfreue. Darauf sind alle Gestalten berechnet, die er in diese kaleidoskopische Dichtung hereinzieht, darauf alle seltsame Szenen, in welche er uns versetzt. Welche prächtige Figuren machen seine Irrlichter, die „Herren von der vertikalen Linie", neben der grünen Schlange, die sich nicht von Staub, sondern von Kräutern nährt, ihrer „Muhme von der horizontalen Linie"*), die von dem genossenen Golde ganz glänzend wird**), das lustige, leichtfertige Schwanken, Drehen und Schütteln jener neben dem Daherschießen dieser, ihrer Ausspannung als Brücke über den Fluß, die sich dann plötzlich wieder erhebt und hinter denjenigen sich bewegt, die eben über sie geschritten waren. Wie wunderbar ist der Riese in der großen Felskluft, dessen Körper keiner Anstrengung fähig ist, während sein Schatten gewaltige Kraft hat, auf dem man gar am Abend über den Fluß setzen kann, den wir einmal aus dem Bade steigen und mit dem Schatten seiner Hände in den Korb der Alten greifen, ein andermal schlaftrunken umhertappen, dann, von der Sonne geblendet, die Hände erheben und mit dem Schatten seiner Fäuste Menschen und Thieren Unheil bereiten sehen! Und wie märchenhaft sind die schöne Lilie und der junge Königssohn ausgeführt, die von den gewohnten bezauberten Prinzen und Prinzessinnen so ganz verschieden sich erweisen! Und da-

*) Ganz ähnlich nennt Mephistopheles im Faust die Schlange seine Muhme, freilich mit Beziehung auf den Sündenfall.

**) Daß sie gerade von ihrem Golde so glänzend wird, ist ein rein märchenhafter, kein bedeutungsvoller Zug.

zwischen die gute Alte, die geschäftige Botin, mit ihrem Wunderkorbe und der Angst um ihre geschwärzte und immer mehr schwindende Hand, und im Gegensatze dazu der Bauer mit der wieder ganz neu wirkenden Wunderlampe, dieser „heilige Vater", der mit den verborgenen Wegen des Schicksals vertraut ist, dessen Vollendung er ins Werk setzt. Und dann wieder die redenden Bildsäulen der vier Könige, von denen die seltsamste Gestalt der vierte gemischte, der so viel Kopfbrechens gemacht hat, aber nicht allein im Märchen eine so prächtige komische Figur bildet, sondern sich auch ungezwungen von selbst erklärt. Wenn den einen der drei Könige Keule, Schwert und Lorbeerkranz, der Schmuck des Kriegsfürsten, als König der Gewalt, den andern sein verziertes Gewand, Krone, Gürtel und Szepter als König der Würde und Majestät, den dritten der einfache Mantel und der Eichenkranz als König der Weisheit bezeichnen, so fehlt diesem vierten jedes Zeichen dieser Art; er ist nichts als ein schwerfälliges, wenn auch ansehnliches Metallbild, das sich an eine Säule anlehnen muß, während die drei andern sitzen; denn auch vom goldenen Könige müssen wir dies annehmen, obgleich wir vom Anfange von ihm nur lesen, daß sein Bildniß „aufgestellt war"; erhebt er ja sich später, wie nach ihm der silberne und der eherne. Der Anblick des gemischten Königs ist ein unangenehmer, da die eherne Masse mit goldenen und silbernen Adern ganz unregelmäßig durchzogen ist. Wer kann hierin das Bild eines unselbstständigen, charakterlosen Mannes verkennen, den Gegensatz der drei andern Könige, die Charaktere aus einem Gusse sind. Ein solches Gegenbild der drei Könige, von denen jeder eine der Haupteigenschaften des wahren Königs ausprägt, schien dem Dichter zu seinem Märchen mit Recht höchst passend, ohne daß er darein etwas Besonderes legte, wie seine Erklärer gethan haben. So sieht Giesebrecht in ihm das nicht ohne seine Schuld zu-

sammenbrechende alte Herrscherhaus. Freilich hätte Goethe auch ein Königsbild dichten können, in welchem die drei Metalle in regelmäßiger Weise miteinander wechseln, und so die innige Verbindung der drei Herrschertugenden angedeutet wäre, aber das paßte nicht in den Zusammenhang des Märchens, abgesehen davon, daß eine solche Darstellung einer regelmäßigen Durchziehung der Bildsäulen von den drei Metallen immer mehr den Begriff einer Zusammensetzung als der lebendigen Vereinigung geben würde. Daß die Vereinigung der drei Eigenschaften den wahren Herrscher mache deutet die Antwort des Mannes mit der Lampe an, der eherne König solle sich mit seinen ältern Brüdern verbinden, wobei die Bezeichnung des Alters sich nicht darauf beziehen soll, daß diese wirklich früher dagewesen, sondern den innern Vorzug andeutet, wie auch die Griechen ihr *πρεσβύτερος*, *πρεσβύτατος* zum Ausdrucke der höhern Würde brauchen.

Wie viele prächtige märchenhafte Bilder entfalten sich vor uns in dem durch lieblichen Wechsel so unendlich reizenden Märchen von den lachend in dem Kahne auf dem Flusse*) sich schaukelnden und am Lande Goldstücke von sich schüttelnden Irrlichtern an bis zu dem Balgen des Volkes um die hie und da aus der Luft fallenden Goldstücke der unsichtbaren Irrlichter. Die märchenhaften Erscheinungen steigern sich in fesselnder Spannung bis zu der wunderbaren Wanderung des Tempels der Könige, be welchem dem schalkhaften Dichter wohl die Versetzung der casa

*) Bei dem großen Flusse schwebt durchaus kein bestimmter Fluß vor, am wenigsten der von Cholevius, als sei es selbstverständlich, hierher gezogene Rhein; denn das Märchen hält sich ganz im allgemeinen. Daß der Fluß als vom Regen geschwollen und übergetreten bezeichnet wird, soll vielleicht dazu dienen, die Ermüdung des Fährmanns mehr zu begründen: jedenfalls tritt dadurch das Bild des Flusses anschaulicher hervor

santa in den Lorbeerhain (Loreto) bei Recanati vorschwebte. Und wie unmerklich führt uns der Dichter in der märchenhaften und doch so eng sich aneinander, so fest ineinander schlingenden Handlung von einem Wunder zum andern fort, wie gleiten wir ordentlich dahin, ohne zu fühlen, daß wir uns bewegen! Das Gold der Irrlichter, welches der alte wunderliche Fährmann, der die Kraft besitzt, seine Fahrgäste, bis sie ihm die Zahlung des Fahrgeldes versprechen, festzubannen, in eine ungeheure Felsenkluft am jenseitigen Ufer schüttet, weil er es nicht behalten darf, wird von der dort, da es Nacht ist, schlafenden, aber durch den Klang der Goldstücke erweckten „schönen grünen" Schlange mit großer Begierde verschlungen. Dadurch erscheint sie, wie sie zu ihrer Freude bemerkt, durchsichtig und leuchtend, so daß alles, woran sie vorüberzieht, anmuthig erglänzt. Die Neugierde, von wem die Goldstücke herkommen, und der Wunsch, womöglich, auch in Zukunft solche sich zu verschaffen, treiben sie aus dem Felsen, dann über die bergige Wildniß zwischen Kräutern und Gesträuchern durch zur Ebene, wo sie endlich in der Ferne den Glanz der Irrlichter bemerkt, denen sie durch Sumpf und Rohr mühsam nachkriecht. Als sie diese endlich erreicht, fragt sie die lieben Verwandten (denn auch sie sind irdischer Natur), wo das glänzende Gold hergekommen, welche Frage diese durch ein mehrfach wiederholtes einen Regen von Goldstücken bewirkendes Schütteln lachend beantworten. Leider kann sie, als sie sich daran von neuem gelabt und ihrem Körper dadurch den herrlichsten Glanz verliehen hat, sich nicht so dankbar, als sie wünschte, beweisen; denn zu dem Palaste und Garten der schönen Lilie kann sie die Herren nicht führen, weil diese auf der andern, von ihnen eben, ohne sich nach deren Aufenthalt zu erkundigen, verlassenen Seite des Flusses wohnt, und sie nach dieser nur zu Mittag oder am Abend übersetzen können. Nach der Ent-

fernung der Irrlichter kann die Schlange sich nicht enthalten, eine Entdeckung zu verfolgen, welche sie vor einiger Zeit in den dunklen Felsklüften gemacht hat, und über die sie nun, da sie ihr eigenes Licht mit sich bringt, durch den Augenschein sich zu überzeugen hofft. So dringt sie denn durch eine Ritze in den hier unter der Erde ruhenden Tempel der Könige, über dessen Geschichte uns das Märchen absichtlich im Dunkel läßt. Bald nach ihr erscheint hier der Mann mit der Lampe, dessen Nähe sich vorher durch die Erhellung der dunklen Ader an der marmornen Wand ankündigt. Dieser stellt das baldige Aufstehen der Könige in Aussicht und spricht zuerst das bedeutsame Wort aus: „Es ist an der Zeit." Wir folgen nun dem wunderbar die Erde durchstreifenden Manne zu seiner Hütte, wo er seine Frau findet, welche ihm von dem erzählt, was ihr mit den Irrlichtern begegnet ist. Sie ist eine ganz gewöhnliche alte Frau, was bei dem höhern Geiste ihres freilich äußerlich auch unscheinbaren Gatten seltsam auffällt, aber dieser wunderbare Gegensatz ist ganz dem Charakter des Märchens gemäß, welchem auch der Zug entspricht, daß sie schon über hundert Jahre mit dem Manne verbunden ist. Der Mann schickt sie zur schönen Lilie, ihr zu sagen, sie solle nicht trauern, ihre Erlösung sei nahe; aber zuerst muß sie dem Fährmann den von den Irrlichtern versprochenen Fährlohn, drei Kohlhäupter, drei Artischocken und drei Zwiebeln, bringen, da sie diese Verpflichtung übernommen hat. Das einzige Wunderbare, das wir an der uralten Frau finden, ist die Eigenschaft ihres Korbes, der über ihrem Haupte schwebt, wenn er etwas Todtes trägt, wogegen frisches Gemüse oder ein lebendiges Thier schwer in ihm lastet. Der Riese raubt ihr auf dem Wege ein Kohlhaupt, eine Artischocke und eine Zwiebel; der Fährmann will die sechs Stücke nur unter der Bedingung nehmen, daß sie die Lieferung der andern drei

ihm in vierundzwanzig Stunden verspricht, indem sie die eine Hand in den Fluß steckt; diese aber wird davon kohlschwarz und scheint kleiner zu werden, ja der Fährmann droht ihr, daß diese ganz verschwinden werde, wenn sie ihr Versprechen nicht halte. Weiter begegnet sie dem durch die Liebe zur schönen Lilie unglücklichen vertriebenen jungen Könige, welchen sie aber, da er kaum auf ihre Frage antwortet, eben verlassen will, als ihre Bemerkung, sie müsse eilen, um zur Mittagszeit bei der Brücke der Schlange zu sein, da sie der schönen Lilie ein Geschenk von ihrem Manne zu bringen habe, ihn neugierig macht und zu einem Gespräche führt, in welchem der junge König sein Unglück und die Alte die Geschichte ihres in einen Onyx verwandelten Mopses erzählt. Der bisher Hoffnungslose faßt, als er von dem Manne mit der Lampe hört, einige Hoffnung, dieser werde auch ihm hülfreich sein. Beide gehen zusammen über die grüne Schlange, die sie nie so glänzend gesehen haben, und diese folgt ihnen, als sie eben über sie geschritten, und schließt sich ihnen an; denn auch sie will zur schönen Lilie, um ihr Muth zuzusprechen, da sie ihr melden kann, daß nicht allein die Brücke, die sie selbst bildet, glänzender geworden, sondern sie auch den Tempel der Könige unter der Erde entdeckt und das große Wort vernommen, es sei an der Zeit. Auch die Irrlichter sind unsichtbar über die Schlange gegangen und sie verabreden mit der letztern, wo diese sie vor Abend antreffen soll. Daß sie nicht alle zugleich vor die schöne Lilie treten, wird märchenhaft dadurch begründet, daß so viele Personen auch um diese sein konnten, doch nur einer nach dem andern kommen durfte, weil sie sonst empfindliche Schmerzen litt. Die Alte naht zuerst mit ihrem wunderbaren Geschenke und der Verheißung ihres Gatten, es sei an der Zeit und das größte Unglück werde Vorbote des größten Glücks sein. Die schöne Lilie aber hat eben

einen herben Verlust erlitten, da ein Habicht ihren Liebling, einen Kanarienvogel, getödtet hat; daß der Räuber*), von ihrem Blicke getroffen, ohnmächtig am Bache umherschleicht, ist ihr ein schlechter Trost. Die Alte wird, nachdem sie herzlichsten Antheil an dem neuen Mißgeschick derselben bezeigt hat, durch Sorge für ihre Hand getrieben von dannen zu kommen, da sie leider in dem Garten der Lilie keine Artischocke bekommen kann; aber die Ankunft der Schlange noch vor Beendigung des Liedes der schönen Lilie verhindert sie sich sofort zu verabschieden. Die guten Nachrichten dieser, besonders aber das Wort: „Es ist an der Zeit!" das sie von ihr eben zum zweitenmal vernimmt, erheitert sie, aber bald soll sie durch den Tod des von eifersüchtiger Verzweiflung in ihre Arme getriebenen jungen Königs in höchste Betrübniß versetzt werden. Hier ist die eigentliche Exposition der Handlung zu Ende. Die Lösung erfolgt mit derselben wie Kettenglieder in einander greifenden natürlichen Entwicklung durch die Schlange und den Mann mit der Lampe. So fließt die ganze Erzählung von Mitternacht bis zum zweiten Morgen in ununterbrochenem ruhigen Fortgange, ohne irgend einen Stillstand, ohne irgend einen Sprung; die Bühne, auf welcher das Märchen spielt, wird nie leer. Die Irrlichter führen zur Schlange, diese zu den Königen, wo der Mann mit der Lampe erscheint, den wir nach Hause begleiten, von wo er seine Frau zur schönen Lilie schickt, zu welcher wir mit ihr wandern, wo das Weitere sich entwickelt, bis alle zum Tempel der Könige ziehen, der dann wunderbar auf dem kirchhofartigen Garten der bezauberten Prinzessin sich niederläßt, und hier erfolgt die Erlösung und Vereinung der beiden Bezauberten, nachdem die Schlange sich geopfert hat.

---

*) Man erwartet eher „Mörder". „Räuber" deutet das Wesen des Vogels im Gegensatz zu ihrem kleinen lieben Gesellschafter an.

Und bei allem Märchenhaften bewundern wir die herrliche Charakteristik, die ihren Gipfelpunkt in der ganz aus dem Leben gegriffenen guten Alten findet. Sie ist eine ganz beschränkte, an das gewöhnliche Leben geknüpfte, keiner Erhebung über ihren engen Kreis fähige, aber höchst gutmüthige sinnliche Natur, deren Schwächen uns erheitern. Wie ganz anders erscheint ihr gegenüber die Schlange, eine innigsten Antheil nehmende, lebhaft thätige, keine Anstrengung scheuende, vorsorgliche, aufopferungsvolle Natur. An die böse Natur der Schlange ist bei ihr nicht zu denken; sie ist ein geistig lebendiges, höher begabtes Thier, wie in der griechischen Mythologie. Halten wir dagegen die immer gaukelnden und scherzenden, sorglos überall umherflatternden, immer nur spielenden, keines ernsten Gedanken fähigen leichtfertigen Irrlichter. Die stille Ruhe eines selbstgewissen, klug aufmerkenden, stets bereiten Geistes tritt uns im Manne mit der Lampe entgegen. Am wenigsten ausgeführt sind diejenigen, welche in Bezug auf die Handlung als Hauptpersonen, aber doch weniger thätig als leidend erscheinen, weil sich an ihnen eben das Schicksal erfüllt. Auch die übrigen Figuren sind ohne besonders ausgeprägte Charakteristik, man könnte fast sagen nur mit einem Striche gezeichnet, da sie nur nebensächlich eintreten, auch die Könige, die bloß ein Märchenleben führen, kein persönliches Dasein haben. Aber alle schließen sich zu einer in sich abgerundeten Handlung zusammen und bilden so auch im Zusammenwirken das anmuthige, die Einbildungskraft reizende, spannende und erheiternde Märchen, dem die launige Frische der Darstellung und der Reichthum an mannigfachen, aus lebensfrischer Erfahrung und reiner Anschauung der Dinge geschöpften Gedanken noch einen ganz besondern Werth verleihen. Das lebendige, die Einbildungskraft in anmuthige Bewegung setzende Ineinanderspielen wunderbarer Gestalten ist der

eigentliche Reiz des Märchens, und so ließ Schiller treffend das Märchen in den Xenien auf eine vorwitzige alberne Frage erwiedern:

„Mehr als zwanzig Personen sind in dem Märchen geschäftig.
Nun, und was machen sie denn alle?" „Das Märchen, mein Freund." *)

Das Märchen wird vom Geistlichen am Abende des ersten eigentlichen Erzählungstages vorgetragen, und es wäre nicht unmöglich, daß auch das zweite beabsichtigte Märchen, auf das Goethe nach wenigen Bemerkungen in Bezug auf das erste übergehn wollte, noch an demselben Abende sich angeschlossen hätte. Jedenfalls sollten auf den ersten noch mehrere Erzählungstage folgen. Daß zu dem beabsichtigten halb Dutzend Geschichten „Joseph der Zweite", „Die pilgernde Thörin" und „Melusine", vielleicht auch eine Geschichte aus China und „Der Mann von fünfzig Jahren" gehören sollten, ist bereits erwähnt. Ob alle diese Erzählungen vom Geistlichen vorgetragen werden, ob nicht einmal ein anderer aus der Gesellschaft diesen ablösen sollte, wie es schon bei den gespenstermäßigen Geschichten Friedrich und Karl gethan hatten, muß unentschieden bleiben. Unzweifelhaft aber sollten die Unterhaltungen auch äußerlich einen gewissen Abschluß erhalten, indem die Verhältnisse unserer Ausgewanderten selbst sich weiter entwickelten. Nicht umsonst kann der Bräutigam Luisens so bedeutsam am Anfang hervortreten, nicht umsonst der bevorstehenden Wiedergewinnung von Mainz gedacht sein. Jener muß mit der Nachricht von der Uebergabe von Mainz nach einigen Tagen kommen, und in der sichern Hoffnung einer baldigen Rückkehr nach den Besitzungen der Familie jenseit des Rheines das Ganze

*) Schillers Gattin gibt dieses Xenion ihrem Gatten. Goethe spricht von den „achtzehn Figuren dieses Dramatis". In Wirklichkeit sind es, den Kanarienvogel, den Mops und den Habicht mitgerechnet, neunzehn.

seinen Schluß finden. Ob der Bräutigam von dem Auszuge der Franzosen und dem Unwillen der Mainzer über die Klubbisten, die sich zum Theil flüchteten, zum Theil auf der Flucht ertappt wurden, hätte erzählen sollen, entzieht sich natürlich der Entscheidung. Wahrscheinlich sollte hier auch Karl in Folge der Berichte über den in Frankreich nach der Gefangennehmung der Girondisten ausgebrochenen Bürgerkrieg von seiner Begeisterung für die im Westen aufgegangenen Sterne der Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit zurückkommen, vielleicht auch der Geistliche noch eine besondere Rolle spielen. So würde das Ganze seine künstlerische Abrundung gefunden haben, wie sie der Dichter nach der ausgeführten Anlage ohne allen Zweifel beabsichtigte. Leider hielt ihn die kalte Aufnahme der Unterhaltungen von der Vollendung zurück, die ihm auch später, da die politischen Zustände so trostlos geworden waren und ganz andere Bestrebungen ihn anzogen, nicht gelang. Aber manches, was hier seine Stelle finden sollte, wurde zu dem herrlichen deutschbürgerlichen Epos Hermann und Dorothea verwandt, in welchem wir, wie hier einer aus dem linksrheinischen Deutschland ausgewanderten adligen Familie, einer eben dorther fliehenden Gemeinde begegnen, aus welcher ein edles Bürgermädchen den Sohn des Wirthes des kleinen auf der rechten Rheinseite in einiger Entfernung vom großen vaterländischen Strome gelegenen Landstädtchens mit Hand und Herz beglückt.

---

Druck von G. Reusche in Leipzig.

# Erläuterungen

zu

# den deutschen Klassikern.

Erste Abtheilung:

Erläuterungen zu Goethes Werken.

---

## XVI. Erzählungen 2.

Leipzig,
Verlag von Ed. Wartig.
1873.

# Goethes
# Novelle
und
# die guten Frauen.

Erläutert

von

**Heinrich Düntzer.**

Leipzig,
Verlag von Ed. Wartig.
1873.

Ich ging dabei zu Werke, wie ein Maler, der bei gewissen Gegenständen gewisse Farben vermeidet und gewisse andere dagegen vorwalten läßt.

# Novelle.

Die anmuthige, süß duftende, tief gemüthliche, wunderbar zum Herzen sprechende Dichtung, welche in Goethes letzten Lebensjahren aus seiner gestaltenden Künstlerhand vollendet hervorging und anspruchslos unter der unscheinbaren Bezeichnung Novelle an das Ende des fünfzehnten Bandes der Ausgabe letzter Hand trat, gehört jenen Schöpfungen an, die Jahrzehnte lang seinem Geiste vorschwebten, bis sie endlich in der ihnen gemäßen Form sich verkörperten. „Mir drückten sich“, äußert er selbst im Jahre 1823, „gewisse große Motive, Legenden, uraltgeschichtlich Ueberliefertes so tief in den Sinn, daß ich sie vierzig bis funfzig Jahre lebendig und wirksam im Innern erhielt; mir schien der schönste Besitz, solche werthe Bilder oft in der Einbildungskraft erneut zu betrachten, da sie sich denn zwar immer umgestalteten, doch, ohne sich zu verändern, einer reinern Form, einer entschiedenern Darstellung entgegenreiften.“ Beispielsweise führt er fünf Balladen an, von denen er die ihm aus Percys Reliques of ancient English poetry schon um 1770 bekannte Sage der Bettlerstochter von Bednall-green im Jahre 1813 als Oper bearbeiten wollte, doch entschied er sich später für die Balladenform, in welcher sie ihm erst nach langem Ringen drei Jahre später gelang,

aber erst nach vier weitern Jahren unter der einfachen Bezeichnung Ballade erschien. In ähnlicher Weise soll Goethe den Stoff zu Hermann und Dorothea, mit dem er freilich nicht so lange sich trug, ursprünglich dramatisch zu behandeln beabsichtigt haben. Daß er den Inhalt seiner Novelle bereits vor dreißig Jahren habe ausführen wollen und ihn schon seit dieser Zeit im Kopfe trage, vertraute er am Anfange des Jahres 1827 Eckermann. „Damals, gleich nach Hermann und Dorothea, wollte ich den Gegenstand in epischer Form und Hexametern behandeln", äußerte er, „und hatte auch zu diesem Zwecke ein ausführliches Schema entworfen." Dem Staatsrath Schultz schreibt er, die Konzeption sei über dreißig Jahre alt. Die Annalen berichten unter dem Jahre 1797 von einem gleich nach Hermann und Dorothea entworfenen neuen episch-romantischen Gedichte. „Der Plan war in allen seinen Theilen durchgedacht, den ich unglücklicherweise meinen Freunden nicht verhehlte. Sie riethen mir ab, und es betrübt mich noch, daß ich ihnen Folge leistete; denn der Dichter allein kann wissen, was in einem Gegenstande liegt und was er für Reiz und Anmuth bei der Ausführung daraus entwickeln könne." In dieser mehrere Jahre vor unsere Novelle fallenden Aeußerung ist manches ungenau.

Kurz vor der Vollendung von Hermann und Dorothea, zwischen dem 22. Januar und dem 31. März 1797, erzählte Goethe (es war die Zeit seines ersten längern Aufenthaltes in Jena in diesem Jahre) seinen neuen Plan Schiller und Wilhelm von Humboldt. Nach Weimar zurückgekehrt, nahm er zunächst Hermann und Dorothea vor; die erste Hälfte ward zum Drucke fertig gemacht und die zweite, so weit sie vollendet war, prosodisch gereinigt. Darauf gerieth der Dichter in das Studium des alten Testaments und des Homer, und er begann einen Aufsatz über Moses und

den Zug der Kinder Israel in der Wüste, in welchem er „das menschlisch Wahrscheinliche von dem Absichtlichen und bloß Imaginirten zu sondern" suchte. Aber Wolfs Prolegomena zum Homer führten seine Gedanken auf das Wesen des epischen Gedichts. Eine Haupteigenschaft des epischen Gedichtes schien ihm, daß es immer vor- und zurückgehe. Dabei seien alle retardirenden Motive episch, nur dürften es keine eigentlichen Hindernisse sein, welche ins Drama gehörten. „Sollte," schreibt er am 19. April an Schiller, „dieses Erforderniß des Retardirens, welches durch die beiden homerischen Gedichte überschwenglich erfüllt wird, und welches auch in dem Plan des meinigen lag, wirklich wesentlich und nicht zu erlassen sein, so würden alle Plane, die gerade hin nach dem Ende zu schreiten, völlig zu verwerfen oder als eine subordinirte historische Gattung anzusehn sein. Der Plan meines zweiten Gedichtes hat diesen Fehler, wenn es einer ist, und ich werde mich hüten, bis wir hierüber ganz im Klaren sind, auch nur einen Vers davon niederzuschreiben. Mir scheint die Idee außerordentlich fruchtbar. Wenn sie richtig ist, muß sie uns viel weiter bringen, und ich will ihr gern alles aufopfern." Schiller erwiederte am 21.: „Ihre Idee von dem retardirenden Gange des epischen Gedichtes leuchtet mir ganz ein. Doch begreife ich noch nicht ganz, nach dem, was ich von Ihrer neuen Epopöe weiß, daß jene Eigenschaft bei dieser fehlen soll." Goethes Erwiederung, wohl vom 24., fehlt auch noch in der dritten Ausgabe des Briefwechsels, liegt uns aber vor. Sein neuer Stoff, schreibt er, habe keinen einzigen retardirenden Moment; alles schreite von Anfang bis zu Ende in einer geraden Reihe fort; allein er habe die Eigenschaft, daß große Anstalten gemacht werden, daß man viele Kräfte mit Verstand und Klugheit in Bewegung setze, daß aber die Entwicklung auf eine Weise geschehe, die den Anstalten

ganz entgegen sei, und auf einem ganz unerwarteten, jedoch natürlichen Wege. Es frage sich nun, ob man einen solchen Plan für einen epischen ausgeben könne oder ob man ein derartiges Gedicht zu einer subordinirten Klasse historischer Gedichte rechnen müsse. Nächstens wolle er ihm den Plan dieses neuen Gedichtes schicken. Schiller antwortet am 25.: „Daß die Forderung des Retardirens aus einem höhern epischen Gesetze erfolgt, dem auch noch wohl auf einem andern Wege Genüge geschehn kann, scheint mir außer Zweifel zu sein. Auch glaube ich, gibt es zweierlei Arten zu retardiren; die eine liegt in der Art des Wegs, die andere in der Art des Gehens, und diese, däucht mir, kann auch bei dem geradesten Wege, und folglich auch bei einem Plan, wie der Ihrige ist, sehr gut stattfinden." Doch möchte er das Gesetz des Retardirens anders ableiten. „Beide, der Epiker und Dramatiker", bemerkt er, „stellen uns eine Handlung dar, nur daß diese bei dem letztern der Zweck, bei erstern bloßes Mittel zu einem absoluten ästhetischen Zwecke ist. Aus diesem Grundsatz kann ich mir vollständig erklären, warum der tragische Dichter rascher und direkter fortschreiten muß, warum der epische bei einem zögernden Gange seine Rechnung besser findet. Es folgt auch, wie mir däucht, daraus, daß der epische sich solcher Stoffe wohl thut zu enthalten, die den Affekt, sei es der Neugierde oder der Theilnahme, schon für sich selbst stark erregen, wobei also die Handlung zu sehr als Zweck interessirt, um sich in den Gränzen eines bloßen Mittels zu halten. Ich gestehe, daß ich dieses letztere bei Ihrem neuen Gedicht einigermaßen fürchte, obgleich ich Ihrer poetischen Uebermacht über den Stoff das Mögliche zutrauen darf. Die Art, wie Sie Ihre Handlung entwickeln wollen, scheint mir mehr der Komödie als dem Epos eigen zu sein; wenigstens werden Sie viel zu thun haben, ihr das Ueberraschende, Verwunderung Erregende

zu nehmen, weil dieses nicht so recht episch ist.“ Schiller gab in der Abhandlung über naive und sentimentale Dichtung der Komödie vor der Tragödie ästhetisch insofern den Vorzug, als in letzterer schon durch den Gegenstand sehr viel geschehe, in der erstern nichts durch den Gegenstand, alles durch den Dichter. Nicht das Gebiet, aus welchem der Gegenstand genommen sei, sondern das Forum, vor welches der Dichter ihn ziehe, entscheide das Tragische oder Komische. Der Tragiker müsse immer das Herz interessiren, der Komiker immer den Verstand unterhalten, jener durch beständige Erregung, dieser durch beständige Abwehr der Leidenschaft seine Kunst zeigen. „Ich erwarte Ihren Plan mit großer Begierde“, fährt er fort. „Etwas bedenklich kommt es mir vor, daß es Humboldten damit auf dieselbe Art ergangen ist wie mir, ungeachtet wir nicht vorher darüber kommunizirt hatten. Er meint nämlich, daß es dem Plan an individueller epischer Handlung fehle. Wie Sie mir zuerst davon sprachen, so wartete auch ich immer auf die eigentliche Handlung; alles, was Sie mir erzählten, schien mir nur der Eingang und das Feld zu einer solchen Handlung zwischen einzelnen Hauptfiguren zu sein, und wie ich nun glaubte, daß diese Handlung angehn sollte, waren Sie fertig. Freilich begreife ich wohl, daß die Gattung, zu welcher der Stoff gehört, das Individuum mehr verläßt und mehr in die Masse und in ein Ganzes zu gehn zwingt, da doch einmal der Verstand der Held darin ist, der weit mehr unter sich als in sich faßt. Uebrigens mag es mit der epischen Qualität Ihres neuen Gedichtes bewandt sein, wie es will, so wird es, gegen Ihren Hermann gehalten, immer eine andere Gattung sein, und wäre also der Hermann ein reiner Ausdruck der epischen Gattung, und nicht bloß einer epischen Species, so würde daraus folgen, daß das neue Gedicht um so viel weniger episch wäre. Aber das wollten

Sie ja eben wissen, ob der Hermann nur eine epische Art oder die ganze Gattung darstelle, und wir stehen also wieder bei der Frage. Ich würde Ihr neues Gedicht geradezu ein komisch-episches nennen, wenn nämlich von dem gemeinen eingeschränkten Begriff der Komödie und des komischen Heldengedichts ganz abstrahirt wird. Ihr neues Gedicht, kommt mir vor, verhält sich ungefähr eben so zu der Komödie, wie der Hermann zu dem Trauerspiel; mit dem Unterschied nämlich, daß dieser es mehr durch seinen Stoff thut, jenes mehr durch die Behandlung. Aber ich will erst Ihren Plan erwarten, um mehr darüber zu sagen." Goethe erklärte sich mit Schillers Bemerkungen über Drama und Epos sehr einverstanden. „Ich kann nichts weiter hinzufügen", schreibt er diesem, „sondern ich muß Ihnen meinen Plan schicken oder selbst bringen. Es werden dabei sehr feine Punkte zur Sprache kommen, von denen ich jetzt im allgemeinen nichts erwähnen mag. Wird der Stoff nicht für rein episch erkannt, ob er gleich in mehr als einem Sinne bedeutend und interessant ist, so muß sich darthun lassen, in welcher andern Form er eigentlich behandelt werden müßte." Aber zur Mittheilung des Planes kam es nicht. Schon am 28. schreibt Goethe: „Gestern, als ich der Fabel meines neuen Gedichtes nachdachte, um sie für Sie aufzusetzen, ergriff mich aufs neue eine ganz besondere Liebe zu dem Werke, welche nach allem, was indeß zwischen uns (über das Wesen des Epos) verhandelt worden ist, ein gutes Vorurtheil für dasselbe gibt. Da ich nun weiß, daß ich nie etwas fertig mache, wenn ich den Plan zur Arbeit nur irgend vertraut oder jemand offenbart habe, so will ich lieber mit dieser Mittheilung noch zurückhalten; wir wollen uns im allgemeinen über die Materie besprechen, und ich kann nach dem Resultate im stillen meinen Gegenstand prüfen. Sollte ich dabei noch Muth und Lust be-

halten, so würde ich es ausarbeiten, und fertig gäbe es immer mehr Stoff zum Nachdenken als in der Anlage; sollte ich daran verzweifeln', so ist es immer noch Zeit, auch nur mit der Idee hervorzutreten." Goethe merkte wohl, daß Schillers Besprechung und seine geäußerten Bedenken ihn nur stören würden. Das Schema ward wirklich entworfen, aber von der Ausführung hielten der Aufsatz über Moses, die Durchsicht seiner italienischen Papiere und die letzte Durcharbeitung der folgenden Gesänge seines Hermann, so wie mancherlei Geschäfte, welche ihn zu keiner dichterischen Thätigkeit kommen ließen, Goethe ab; auch war ja noch der letzte Gesang von Hermann auszuführen. Vom 19. Mai bis zum 16. Juni verweilte er zu Jena. Hier entstanden außer dem Schlusse Hermanns eine Anzahl Balladen. Ueber das, was in eine prosodische Form gehe oder nicht gehe, ward manches verhandelt; das neue epische Gedicht ließ Goethe vorläufig ganz ruhen, da er an der epischen Natur seines Stoffes immer entschiedener zu zweifeln begann. In Weimar nahm er, während der Unruhe, in welche ihn seine Reise nach Italien versetzte, um sich nur etwas zu thun zu geben, den Faust vor, da dessen verschiedene Theile in verschiedenem Tone behandelt werden konnten und das Ganze durchaus subjektiv war, auch die Beschäftigung mit den Balladen ihn auf diesen „Dunst- und Nebelweg" gebracht hatte. Vielleicht, meint er, gehe auch das Interessante seines neuen epischen Gedichtes endlich in einem solchen Reim- und Strophendunst in die Luft, doch wolle er es noch ein wenig „kohobiren" (wiederholt destilliren) lassen. „Wenn ich Sie neulich recht verstanden habe", schreibt Schiller am 26., „so haben Sie die Idee, Ihr neues episches Gedicht, die Jagd, in Reimen und Strophen zu behandeln. Ich vergaß neulich (am 24.) ein Wort darüber zu sagen, aber diese Idee leuchtet mir sehr ein, und ich glaube sogar,

daß dies die Bedingung sein wird, unter welcher allein dieses neue Gedicht neben Ihrem Hermann bestehn kann. Außerdem, daß selbst der Gedanke des Gedichts zur modernen Dichtkunst geeignet ist und also auch die beliebte Strophenform begünstigt, so schließt die neue metrische Form schon die Konkurrenz und Vergleichung aus; sie gibt dem Leser eben sowohl als dem Dichter eine ganz andere Stimmung, es ist ein Konzert auf einem ganz andern Instrument. Zugleich partizipirt es alsdann von gewissen Rechten des romantischen Gedichts, ohne daß es eigentlich eines wäre; es darf sich, wo nicht des Wunderbaren, doch des Seltsamen und Ueberraschenden mehr bedienen, und die Löwen- und Tigergeschichte, die mir immer außerordentlich vorkam, erweckt dann gar kein Befremden mehr. Auch ist von den fürstlichen Personen und Jägern nur ein leichter Schritt zu den Ritterfiguren, und überhaupt knüpft sich der vornehme Stand, mit dem Sie es in diesem Gedicht zu thun haben, an etwas Nordisches und Feudalisches an. Die griechische Welt, an die der Hexameter unausbleiblich erinnert, nimmt diesen Stoff daher weniger an, und die mittlere und neue Welt, also auch die moderne Poesie, kann ihn mit Recht reklamiren." Man sieht, Schiller versuchte alles, den Freund zu bestimmen, seine Jagd in die neuere balladenmäßige Form zu kleiden, ja er führte sogar einen Grund an, der, wenn er stichhaltig wäre, beweisen würde, daß dieser bei seinem Hermann, der ganz in dem deutschen Bürgerleben der Gegenwart wurzelt, sich in der Versform vergriffen habe. Goethe erwiederte dem Freunde, der ihm seine Ballade „Der Ring des Polykrates" gesandt hatte: „Da ich durch meinen Faust bei dem Reimwesen gehalten werde, so werde ich gewiß auch noch einiges (zum Musenalmanach) liefern. Es scheint mir jetzt auch ausgemacht, daß meine Tiger und Löwen in diese Form gehören

ich fürchte nur fast, daß das eigentliche Interessante des Sujets (eben die Löwen- und Tigergeschichte mit Ausschluß der Schilderung der Jagd) sich zuletzt gar in eine Ballade auflösen möchte (statt den Stoff zu einem größern erzählenden Gedichte zu liefern). Wir wollen abwarten, an welches Ufer der Genius das Schiffchen treibt." Aber seine wenige freie Zeit wandte er dem Faust und der Beschäftigung mit Italien und der alten Kunst zu. Bei dem achttägigen Besuche, den Schiller darauf in Weimar machte, wird der Jagd kaum vorübergehend gedacht worden sein; Goethe hatte die Lust daran ganz verloren, da der Stoff zu einer epischen Darstellung sich nicht zu eignen schien. Auch auf der Reise, die ihn an den Vierwaldstättersee führte, war von seiner Jagd nicht mehr die Rede, vielmehr bildete sich hier der Gedanke an ein anderes episches Gedicht, an einen Wilhelm Tell. Nach seiner Rückkehr veranlaßte ihn besonders A. W. Schlegels Beurtheilung seines Hermann über den wesentlichen Charakter des Epos und des Dramas weiter nachzudenken und seine Ansicht darüber in einem besondern Aufsatze zu entwickeln, den er am 23. Dezember an Schiller sandte. Als Gegenstand des Epos bezeichnet er hier den außer sich wirkenden Menschen, Schlachten, Reisen, jede Art von Unternehmung, die eine gewisse sinnliche Breite fordert, wonach auch die Darstellung einer Jagd sehr wohl für ein episches Gedicht sich eignen würde. Aber längst war aller Antheil an der fürstlichen Jagd und der Tiger- und Löwengeschichte in ihm geschwunden, wozu freilich Schillers Bedenken beigetragen hatten, aber dieser hatte nur seine Ueberzeugung rücksichtslos ausgesprochen, und Goethe selbst war gleich am Anfange zweifelhaft gewesen, hatte aber dann seinen Plan entworfen und Schiller keinen weitern Einfluß auf seine Entscheidung gelassen, die dann gegen eine epische Behandlung ausfiel, und mit Recht, da die Tiger- und

Löwengeschichte nicht innig genug mit der fürstlichen Jagd verbunden war, um als eigentliche Haupthandlung des Gedichtes hervorzutreten. Wenn Goethe selbst dreißig Jahre später bedauerte, daß er durch Schillers und Humboldts Bedenken abgehalten worden sei, das Gedicht in Hexametern zu schreiben, und daraus gleichsam die Moral zieht, man solle nie jemand fragen, wenn man etwas schreiben wolle, da der Dichter allein wisse, welche Reize er einem Gegenstande zu geben fähig wäre, so übersah er, daß er selbst darüber den ersten Zweifel geäußert hatte und die Frage über die reine Kunstform ihm damals vor allem am Herzen lag, er nichts dichten wollte, was dieser zuwider sei. Schiller hatte ihn durchaus nicht abgehalten, vielmehr seiner „poetischen Uebermacht über den Stoff" sehr viel zugetraut, wenn er auch dem Bedenken über die epische Tauglichkeit des Stoffes insofern zugestimmt hatte, als er statt des von Goethe erhobenen, ihm nicht gegründet scheinenden zwei andere hervorhob, durch die sich aber Goethe so wenig überzeugen ließ, daß er auch nach ihnen, ja man kann fast sagen, im Gegensatze zu ihnen, von einer „ganz besondern Lust" zu dem Gedichte ergriffen, das Schema desselben entwarf und sich vor allen irgend möglichen Einflüssen des Freundes dadurch sicherte, daß er jede weitere Aeußerung darüber abschnitt. Wenn Goethe selbst später seinem edlen Freunde Unrecht that, weil er sich des Standes der Sache nicht mehr vollständig erinnerte, so verging sich noch viel schärfer und ungerechter Riemer in seiner argen Verstimmung gegen Schiller, dessen Verhältniß zu seinem Meister Goethe er in ungünstigstem Sinne auffaßte. Freilich würde Goethes plastisches Talent in der Schilderung der Jagd sich auch auf das glänzendste bewährt haben, und in diesem Sinne mögen wir es bedauern, daß dieser sich durch seine Bedenken, aber wohl auch durch seine einer größern Dichtung un-

günstige Stimmung von der Ausführung des Gedichts abhalten ließ, doch würde er es wohl ebenso wenig vollendet haben, wie seinen gleichfalls vollständig entworfenen Tell und die diesen verdrängende Achilleis, von welcher nur der erste Gesang zur Ausführung kam.

Fast unbegreiflich ist es, wie Riemer behaupten konnte, der Inhalt des Jagdgedichtes, das Goethe in den Wanderjahren (II, 4) seinem Manne von funfzig Jahren zuschreibt, dürfe für den Anfang dieses beabsichtigten epischen Gedichtes gelten, da jenes nach den bestimmtesten Aeußerungen des Dichters ja einer „subalternen" und „fast unechten" Dichtart angehörte, ein entschiedenes Lehrgedicht war, welches das ganze Jagdwesen nach den verschiedenen Jahreszeiten behandelte, wobei „nichts versäumt, alles wohl gesehen, klar aufgenommen, leidenschaftlich verfolgt, leicht und scherzhaft, oft ironisch dargestellt" war, wenn auch durch das Ganze ein elegischer Ton klang, da es „mehr als ein Abschied von diesen Lebensfreuden verfaßt" war. Goethe selbst äußert gegen Eckermann, sein Jagdgedicht, dessen Schema er erst nach der Abfassung der Novelle wiedergefunden hatte, sei zwar in der Handlung und dem Gange der Entwicklung der Novelle gleich, aber im Detail doch ein ganz anderes, durchaus für eine epische Behandlung in Hexametern gedacht gewesen. Leider ruht das Schema bis heute ungedruckt in Goethes Archiv, wenn es nicht seit dem Jahre 1827 verkommen sein sollte, aber die oben mitgetheilten Aeußerungen des Briefwechsels zwischen Goethe und Schiller bestätigen uns genügend die Gleichheit des Inhalts. Schiller gedenkt der Löwen- und Tigergeschichte und der fürstlichen Personen und Jäger, und er nennt das Gedicht die Jagd, wogegen Goethe von seinen „Tigern und Löwen" spricht, wo die Mehrheit doch wohl kaum auf einer Ungenauigkeit des Ausdrucks beruht. Nach Schiller

zeigte sich in Goethes Erzählung des Inhaltes seines neuen Gedichtes keine „Handlung zwischen einzelnen Hauptfiguren", was sich daraus erklärt, daß die eigentliche Geschichte die der Tödtung des drohenden Tigers und die Zähmung des Löwen durch den Knaben war, dem dieser ruhig folgte. Endlich entspricht der Entwicklung der Novelle auch Goethes Aeußerung, es würden große Anstalten gemacht, viele Kräfte mit Verstand und Klugheit in Bewegung gesetzt, aber die Entwicklung geschehe auf eine Weise, die den Anstalten ganz entgegen sei und auf einem ganz unerwarteten, jedoch natürlichen Wege.

Fragen wir aber, wie Goethe auf diesen Stoff gekommen, so dürfte dabei eine wirkliche Geschichte zu Grunde liegen, die wir freilich nicht sicher nachweisen können, doch mag es immerhin gestatten sein, hier eine schon im Jahre 1849 von mir geäußerte Vermuthung zu wiederholen. Den 2. Juli ritt Goethe mit Knebel von Ilmenau ins Gebirge. Am ersten Tage gingen sie, wie er der Frau von Stein meldet, auf Schwarzburg, wo sie „im Zucht- und Tollhaus merkwürdige Gestalten sahen", dann auf dem vortrefflichen Wege der Schwarza nach „durch ein tiefes Thal zwischen Fels- und Waldwänden" auf Blankenburg, wo sie die Bergwerke befuhren, weiter nach Rudolstadt, wo sie nur schliefen. Am Schlusse des Briefes an Frau von Stein heißt es: „Wenn ich zurückkomme, lad' ich Euch alle auf eine Geschichte ein, die Euch gewiß rühren und gefallen soll."*) Und nach der Rückkehr am 15. schreibt er der Freundin: „Vielleicht magst Du heute Abend eine Gesellschaft bei Dir versammeln, wo ich meine Geschichte erzähle." Wenn man nun auch meinen könnte, die Geschichte habe Goethe

*) An den Herzog Karl August schreibt er; „Wir haben sehr schöne Gegenden durchstrichen; auch sind uns menschliche Dinge allerlei Art vorgekommen, die Knebel (der eher als er den Herzog wiedersah) erzählen soll."

in Schwarzburg im Zucht- und Tollhause vernommen, und sie beziehe sich gerade auf einen der daselbst Eingesperrten, so wäre es doch auch nicht unmöglich, daß gerade die Geschichte mit dem Tiger und Löwen sich bei Schwarzburg oder Blankenburg begeben und Goethe sie dort vernommen hätte, woher es sich auch erklären würde, daß dem Dichter eben diese Gegend, wie wir sehn werden, bei der Beschreibung der Oertlichkeit vorschwebte. Als er so viele Jahre später nach Stoffen zu einem epischen Gedichte suchte, zog ihn die Darstellung einer Jagd als epischen Hintergrundes um so mehr an, als er selbst häufig in Gegenwart fürstlicher Personen diesem vornehmen Vergnügen beigewohnt hatte, wozu ihm die vor Jahren vernommene Geschichte, welche ihn so lebhaft bewegt hatte, als Haupthandlung sehr passend schien.

Auch nachdem Goethe die Achilleis aufgegeben hatte, kam er nicht zur Ausführung seiner „Tiger- und Löwengeschichte", obgleich seine Theilnahme an Schillers Musenalmanach ihn hätte veranlassen können, den Gegenstand als Ballade zu bearbeiten. Dagegen zog ihn ein vom Herzog angekaufter Tiger an, der in Nürnberg dem Menageriebesitzer Albi erfroren war. Meyer hatte denselben in Nürnberg gezeichnet. Bertuch erzählte am 19. Januar 1799 nach Böttigers Bericht: „Goethe will eine Biographie des Tigers schreiben. — Dessen Ahnen wird er von dem Menageriehalter Albi erfahren. Loder, der immer geschäftige Handlanger Goethes und des Herzogs Procyon, wird anatomische Vorlesungen öffentlich über den Tiger halten." Weder bei dem beabsichtigten zweiten Theile seiner Unterhaltungen noch bei den Erzählungen, die er durch die Person des wandernden Wilhelm Meister miteinander in Verbindung setzen wollte, scheint er an die Geschichte des Tigers und Löwen gedacht zu haben. Erst als er im Jahre 1819 einen Entwurf seines Lebens und seiner schriftstellerischen

Leistungen unternahm, kam ihm auch das beabsichtigte Jagdgedicht wieder in die Erinnerung. Damals fand er wohl das alte Schema wieder vor, aber an eine Bearbeitung desselben dachte er jetzt ebenso wenig als bei dem Plane seiner Ausgabe letzter Hand. Erst als er für letztere die Wanderjahre vollenden wollte, fiel ihm der Gedanke ein, für diese auch eine Erzählung aus jener alten Tiger- und Löwengeschichte zu machen. Er begann damit am Ende des Jahres 1826. Da er einige Zeit vergebens nach dem alten Schema gesucht hatte, ging er ohne dasselbe an die Bearbeitung. Am Abend des 15. Januar 1827 legte er Eckermann den Anfang der seit einiger Zeit vollendeten Erzählung bis zu der Stelle vor, wo alle um den von Honorio getödteten Tiger stehen und der Wächter eben die Nachricht bringt, der Löwe habe sich vor der Schloßruine im Sonnenschein gelagert. Auf Eckermanns Bemerkung, er müsse dabei nach einem sehr bestimmten Schema gearbeitet haben, bemerkte Goethe, daß er das Sujet schon dreißig Jahre im Kopfe trage, und gleich nach Hermann und Dorothea ein Schema zur epischen Behandlung des Gegenstandes entworfen habe; er freue sich, daß er dieses, welches er erst nach Vollendung der Arbeit wiedergefunden, nicht früher in Händen gehabt, da es ihn nur verwirrt haben würde. Drei Tage später ließ er Eckermann das Weitere lesen. Als Aufgabe der Erzählung und als Ziel, das ihn zur Ausführung gereizt, bezeichnete er die Darstellung, wie das Unbändige, Unüberwindliche oft besser durch Liebe und Frömmigkeit als durch Gewalt bezwungen werde. Mit der Ausführung der Geschichte in Prosa sei er jetzt am besten gefahren; da es auf genaue Zeichnung der Oertlichkeit besonders angekommen sei, wäre die gereimte Form sehr hinderlich gewesen, und den anfänglich realen, zuletzt ganz ideellen Charakter habe er am besten in Prosa mit am Schlusse

eintretenden Liedern darstellen können. Goethe gab die Erzählung Eckermann mit nach Hause, um sie genau durchzugehn. Als dieser am 21. die Exposition sehr lobte, bemerkte der Dichter, nach dem natürlichen Gesetze einer guten Exposition müsse der Menageriebesitzer schon hier auftreten; die Leute müßten, als die Fürstin mit dem Oheim an der Bude vorbeireiten, herauskommen und sie zum Eintritte einladen. Da aber Eckermann, der zuerst entschieden seine Zustimmung dazu geäußert hatte, bei seinem folgenden Besuche sich gegen diese Aenderung erklärte, weil es eine gar gute Wirkung mache, wenn die Leute später als durchaus neue fremde Wesen mit ihren abweichenden wunderlichen Kleidungen und Manieren hervorträten und sich selbst als Besitzer der Thiere darstellten, gab Goethe ihm entschieden Recht. Dies müsse ihm auch, bemerkte er, beim ersten Entwurf im Sinne gelegen haben. Darauf kam die Ueberschrift zur Sprache, welche man der Erzählung geben solle. Von den Vorschlägen, welche Eckermann und Goethe selbst machten (etwa die Jagd, der Tiger und der Löwe und das Kind mit dem Löwen), waren einige für den Anfang, andere für das Ende gut, keiner für das Ganze passend. Endlich rief Goethe: „Wissen Sie was? wir wollen es die Novelle nennen; denn was ist eine Novelle anders als eine sich ereignete unerhörte Begebenheit? Dies ist der eigentliche Begriff, und so vieles, was in Deutschland unter dem Titel Novelle geht, ist gar keine Novelle, sondern bloß Erzählung oder was Sie sonst wollen. In jenem ursprünglichen Sinne einer unerhörten Begebenheit kommt auch die Novelle in den Wahlverwandtschaften (II, 10) vor." Das ist geschichtlich nicht begründet, da novella in Italien jede unterhaltende Erzählung hieß, wie schon in den dem Ende des dreizehnten Jahrhunderts angehörenden Cento novelle antiche, doch ist freilich die Beschränkung

des Ausdruckes Novelle, im Gegensatze zu der gewöhnlichen Erzählung, auf eine Begebenheit sonderbarer Art gestattet, während man jetzt unter diesem Namen meist kleine, anziehende und manche spannende Situationen bietende Erzählungen versteht. Heinrich von Kleist hatte schon 1810 zwei Bände Novellen und Erzählungen herausgegeben, und Tieck war seit einigen Jahren mit Novellen hervorgetreten, durch welche er eine ganz neue Bahn in Anschluß an Goethes kleinere Erzählungen in den Unterhaltungen, den Wahlverwandtschaften und den Wanderjahren betrat. Als Eckermann zwei Tage später wieder zu Goethe kam, bemerkte der Dichter, er habe doch noch etwas an der Exposition zu thun, der Löwe müsse brüllen, wenn die Fürstin an der Bude vorbeireite, wobei er einige gute Reflexionen über die Furchtbarkeit dieses gewaltigen Thieres anstellen lassen könne. Eckermann fand das sehr gut, sowohl an der Stelle selbst als zur größern Wirkung für das Folgende. Der Löwe sei bisher fast zu sanft, ohne alle Spuren von Wildheit erschienen; dadurch, daß er brülle, lasse er uns wenigstens seine Furchtbarkeit ahnen, und es thue dann später eine desto größere Wirkung, wenn er sanft der Flöte des Kindes folge. Goethe selbst meinte, diese Art zu ändern und zu bessern sei die rechte, wenn man ein noch Unvollkommenes durch fortgesetzte Erfindungen zum Vollendeten steigere. Aber genauer betrachtet ist auch diese wirklich erfolgte Aenderung keine Verbesserung; ehe der Löwe wirklich erscheint, ist dessen Furchtbarkeit schon so lebhaft bezeichnet, nicht allein durch den Menageriebesitzer selbst, der ihn das grausamste der Thiere nennt und erzählt, wie ein Bauer vor ihm sich auf den Baum geflüchtet, sondern auch durch den Fürsten und dessen gegen ihn getroffene Anstalten, und es ist viel besser, wenn erst, als der Tiger getödtet ist, die Fürchterlichkeit des Löwen hervortritt. Auch thut das

Brüllen in der Menagerie keineswegs seine volle Wirkung, da wir uns den Tiger als gefährlicher denken, wie er auch auf dem vor der Menagerie aufgehängten Bilde dargestellt ist. Gervinus, der gegen unsere Novelle so verstimmt ist, daß er sie eine „unsäglich geringfügige Produktion" lästert, sieht auch darin Goethes falsches Streben nach Bedeutsamkeit, daß die Frage, ob darin der agirende Löwe an einer gewissen Stelle brüllen solle oder nicht, tagelang erörtert werde, was eine geradezu falsche Behauptung ist, die Gervinus aber auch noch in der letzten Ausgabe hat stehn lassen. Von einer Erörterung, und gar einer tagelangen, ist gar keine Rede, Eckermann stimmte nur aus voller Ueberzeugung dem von Goethe mitgetheilten Gedanken bei, und es handelte sich bloß darum, daß der Löwe schon vorher, in der Exposition, seine furchtbare Wildheit äußern müsse, damit die spätere Zähmung durch das Kind um so stärker hervortrete. Und wie kann man ein falsches Streben nach Bedeutsamkeit darin finden, daß der Dichter nach der Vollendung seines Werkes sorgsam beachtet, ob er nicht dies oder jenes ändern, diesen oder jenen Zug zur größern künstlerischen Wirkung einfügen müsse. Mag auch der Dichter, besonders wenn dies erst nach längerer Zeit geschieht, wo die Dichtung ihm schon ferner getreten ist, hierin zuweilen fehlgreifen, nur die ärgste Verstimmung gegen unsere Novelle machte es möglich, daß Gervinus eine solches Nacharbeiten an der vollendeten Dichtung verwerflich finden konnte. Goethe war über die ihm gelungene Dichtung so erfreut, daß er sie, statt sie den Wanderjahren einzuverleiben, schon am Schlusse der dritten Lieferung seiner Werke gab, die zur Ostermesse 1828 erschien und unter andern auch den Anfang des zweiten Theils von Faust brachte. Leider scheint der Handschrift die letzte Durchsicht gefehlt zu haben, welche leicht einige kleine Anstöße getilgt haben würde. „Einiges Frische hier und da in diesen

Bändchen darf ich wohl empfehlen", schrieb Goethe am 22. April an Zelter. Knebel äußerte am 11. Juni, nachdem er der neuen Szenen des Faust gedacht, mit Bezug auf die Unterhaltungen und die Novelle: „Gewiß, Deine Erzählungen können für eine kleine Lebensphilosophie gelten, reich an Fülle und Anmuth", und drei Monate später, mit Beziehung auf Goethes Aeußerung, es sei belohnend zu erfahren, daß eins und das andere von dem vielfachen in Tag und Luft Hineingeschriebenen von einem guten Geiste wiederklinge: „Die artige Novelle im fünfzehnten Bande habe ich auch gefunden, und sie hat mich ergetzt. Ich las just am Tage vorher eine indische Erzählung aus der Ramayana, mit der sie eine ferne Aehnlichkeit hat; in dieser ist viel Zauberhaftes, und das ergetzte mich auch sehr." Freund Schultz schrieb am 31. Dezember aus Wetzlar: „Bei Lesung Ihrer Novelle im fünfzehnten Bande — wie athmeten wir Himmelsluft! Diese zarten Anklänge finden in unserer zu irdischen Atmosphäre kaum einen Wiederklang; aber sie werden nicht aufhören, immer heller zu tönen und die reinsten Gefühle zu wecken und zu stärken, so lange es Menschen geben wird." Goethe erwiederte, die freundliche Aufnahme der Novelle gereiche ihm zur angenehmsten Empfindung. „Man fühlt es ihr an, daß sie sich vom tiefsten Grunde meines Wesens losgelöst hat. Die Konzeption ist über dreißig Jahre alt; es müssen sich Spuren davon in der Korrespondenz (mit Schiller) finden." Schultz fand die betreffenden Briefe über das damals beabsichtigte epische Gedicht.

Die früheste ausführliche Besprechung der Novelle gab K. J. Coppenrath im allgemeinen Oppositionsblatt 1829 Nr. 332 ff. Er unterschied in ihr eine epische und eine lyrische Gruppe; das den Mittelpunkt bildende Kind vereinige und vermittle beide, indem es alle Klugheit, Besonnenheit und Vorsicht

des Fürsten durch seinen kindlichen Gesang besiege. Honorio werde durch seine heldenmüthige That gleich belohnt, wodurch nicht ein neues Verhältniß geknüpft, sondern ein schon bestehendes geschlossen und abgerundet werde. Nach Goethes Tode trat zuerst Göschel mit einem am letzten vom Dichter erlebten Sylvesterabend vor einem befreundeten Kreise gehaltenen Vortrage über die Novelle Kind und Löwe im zweiten Bande seiner Unterhaltungen (1834) hervor, in welcher er eine der „lieblichsten und friedlichsten" Dichtungen verehrte. Der Sinn, welcher die lieblichen Massen, Gruppen und Bilder belebe und beleuchte, findet er im Hauptbilde, im Kinde und dem Löwen, um welche sich alle andern Bilder sammeln. „Daß das zarte Kind, singend und betend, den wilden Löwen bändigt, durch frommen Sinn und Melodie, die sich im Gebet enthüllt (das Kind selbst aber betet gar nicht), das ist — der Grundtext — der ganzen Predigt. Hierin ist auf das anmuthigste ausgedrückt die Macht und der Sieg des Wahren, Schönen und Guten über alles, was ihm feindlich entgegenzutreten scheint: aber welch ein Sieg? Es ist der Sieg, welcher das Ueberwundene zu sich aufnimmt und mit sich versöhnt: es ist der Sieg Gottes selbst, der durch Liebe den Feind bewältigt, so daß dieser am Ende zum Schemel seiner Füße anbetend niederfällt." Im folgenden Jahre gab dann Eckermann in seinen Gesprächen mit Goethe nicht allein seine Unterredungen mit dem Dichter über die Novelle, sondern auch seine auf ihre dichterische Entwicklung gerichteten Betrachtungen, welche die erneute Lesung derselben mit dem Erbprinzen im März 1831 veranlaßt hatte. Während der Erbprinz sehr glücklich über die schöne Dichtung war, freute sich Eckermann in das geheime Gewebe der Komposition deutlich hinzusehen, über die hinaus man sich nicht leicht etwas Vollendeteres denken könne. Er empfand in ihr eine

gewisse Allgegenwart des Gedankens, welche daher entstanden sein möge, daß der Dichter so sehr Herr seines so viele Jahre im Innern gehegten Stoffes gewesen, daß er das Ganze wie das Einzelne in höchster Klarheit zugleich übersehn und jede einzelne Partie geschickt dahin stellen konnte, wo sie an sich nothwendig sei, aber zugleich das Kommende vorbereite und darauf hinwirke. Gehalt und Kunst, meint er, stehe in dieser Dichtung, die sowohl für den Dichter wie für den Leser ein sehr günstiges Maß des äußern Umfanges habe, viel zu hoch, als daß die Menschen wüßten, was sie damit anzufangen haben. „In der poetischen Region läßt man sich alles gefallen, und ist kein Wunder zu unerhört, als daß man es nicht glauben möchte; hier aber, in diesem hellen Lichte des wirklichen Tages, macht uns das Geringste stutzen, was nur ein weniges vom gewöhnlichen Gange der Dinge abweicht; und von tausend Wundern umgeben, an die wir gewohnt sind, ist uns ein einziges unbequem, das uns bis jetzt neu war. — Zu dem Schluß von Goethes Novelle wird im Grunde weiter nichts verlangt, als die Empfindung, daß der Mensch von höhern Wesen nicht ganz verlassen sei, daß sie ihn vielmehr im Auge haben, an ihm Theil nehmen und in der Noth ihm helfend zur Seite stehen." Gerade Eckermanns Lob rief Gervinus' sehr abfälliges Urtheil über unsere Novelle hervor. Dagegen rühmte Karl Simrock in seinem Rheinland sie als eine der köstlichsten und süßesten Früchte des goetheschen Lebensbaumes, die noch nicht genug gewürdigt sei. Eine sehr ausführliche Betrachtung widmete unserer Dichtung A. Lehmann in der 1846 erschienenen Programmabhandlung: „Ueber Goethes Novelle: Das Kind mit dem Löwen", worin er, da er das Bedürfniß der Verknüpfung aller Theile der Novelle zu einem einheitlichen Ganzen fühlte, zu der wunderlichen allegorischen Deutung gelangte: Honorios unbändige Leidenschaft

zur Fürstin sei die Unbändigkeit des Löwen, die Fürstin das Kind, welches diese Unbändigkeit durch reine Liebe und Bezähmung läutere. Rosenkranz, der die Novellen in den Wanderjahren für Meisterstücke erklärt, sagt von unserer Novelle, sie habe sich diesem Romane sehr wohl eingliedern lassen, da dessen Novellen alle auf Entsagung oder Wanderung ausgehen. Einen Versuch ausführlicher Erläuterung gab ich selbst im Jahre 1848 in Herrigs und Viehoffs Archiv IV, 1 ff., abgedruckt und ergänzt in meinen Studien zu Goethes Werken. Endlich hat L. Giesebrecht, dem nicht einmal Eckermanns Mittheilungen und die Stellen im Briefwechsel zwischen Goethe und Schiller, viel weniger die anderweitigen Besprechungen, bekannt waren, 1861 in seiner Zeitschrift Damaris S. 90 ff. über unsere Novelle gehandelt. Auch er rühmt die hohe künstlerische Vollendung der Dichtung, in welcher sich die hohe poetische Kraft und Frische des Dichtergreises bewähre. „Welch ein Rhythmus, welch ein Wohllaut in dieser Prosa! Nirgend ein mattes, müssiges Wort, jedes scharf bezeichnend; wo die Beschreibung eintritt, wie anschaulich! die Charaktere der Personen, wie unvergleichlich bestimmt! die Leidenschaft, sei sie zart, sei sie ungestüm, in gleicher Wahrheit, und meist mit wenigen Strichen gezeichnet! Dazu die weise, maßvolle Anordnung, welche dies reiche Menschenleben und Naturleben, leise vorgehend, übersichtlich, spannend, immer voller an den Leser heranführt, bis er mitten drinnen steht." Aber statt die Novelle als einheitliche dichterische Schöpfung aufzufassen, sieht er darin nur, wie in den Geheimnissen, den Gegensatz der Menschen mehr thätiger Natur und der mehr leidenden, die alles von der Einwirkung der Gnade erwarten. Die eigentliche Spitze der Dichtung erkennt er in dem nur nebensächlichen Rufe der Frau an Honorio, er müsse zuerst sich selbst überwinden. Dadurch sei Goethe wieder zu seinem Ur-

sprung zurückgekehrt; denn er habe dies doch wohl zuerst aus — Gellerts Schule überkommen, der von dem Siege über sich selbst sage, so schwer er sei, bringe er göttliches Vergnügen. Als ob die uralte Lehre von der Selbstüberwindung dem Dichter aus dieser Quelle geflossen wäre, er diese nicht als nothwendige Tugend erkannt hätte, welche nicht erst durch das Vergnügen, was sie der Seele gewährt, empfohlen zu werden brauche. Vgl. unten unsere darauf bezügliche Bemerkung.

In dem beabsichtigten epischen Gedichte sollte die Darstellung der Jagd eine höchst bedeutende Stelle einehmen, doch würde wohl der Dichter, statt den Auszug zu beschreiben, uns gleich in das lustige Treiben der edlen Jäger versetzt, dann etwa die mittägliche Ruhe an einem reizend gelegenen Punkte der Waldung beschrieben haben, wo es denn auch kaum an der Erzählung von Jagdgeschichten gefehlt haben könnte. Goethe war seit seiner ersten weimarer Zeit häufig Theilnehmer an fürstlichen Jagden gewesen. Eine große Jagd wurde schon anderthalb Monat nach seiner Ankunft in Weimar am 21. Dezember 1775 bei Apolda zu Ehren des Statthalters von Erfurt veranstaltet. Den 16. Januar 1776 nahm Goethe an der herzoglichen Jagd bei Schwansee Theil, von wo sie (auch damals war der Statthalter mit seinem Gefolge Gast des Herzogs) erst am 18. zurückkehrten. Als er im Juli dem Herzog nach Ilmenau folgte, mußte er häufig mit zur Jagd; die in dem herrlichen Gedichte Ilmenau sieben Jahre später beschriebene Jagdszene gehört vielleicht in diese Zeit oder während des abenteuerlichen Aufenthaltes daselbst zur Feier des herzoglichen Geburtstags vom 2. bis 6. September. Als man ein Jahr später bei Gelegenheit der Anwesenheit des Prinzen Joseph von Hildburghausen sich von Wihelmsthal aus eifrig dem Jagdvergnügen hingab, hielt Unwohlsein Goethe zurück; auch durfte er am Ende

des Jahres, während der Herzog sich mit einem großen Jagdzug nach Eisenach begab, den Harz besuchen. In der damals gedichteten Harzreise im Winter bittet er den Vater der Liebe, er möge die Brüder der Jagd segnen, „auf der Fährte des Wilds mit jugendlichem Uebermuth fröhlicher Mordlust, späte Rächer des Unbills, dem schon Jahre vergeblich wehrt mit Knitteln der Bauer". Aber im nächsten Januar kann er sich der Schweinehatz nicht entziehen. Auch finden wir ihn am 17. und 18. November 1780 bei der dem Prinzen von Philippsthal zu Ehren veranstalteten Jagd um Troistädt und Magdala, am 30. bei der Jagd und Tafel zu Ettersburg in Anwesenheit des Prinzen von Meiningen. Bei der feierlichen Jagd mit Musik, welche am 10. Juli 1781 zu Hetschburg stattfand, wird Goethe nicht gefehlt haben. Dagegen entzog er sich den Jagden, an denen sich der Herzog im Dezember zu Eisenach drei Wochen lang vergnügte. Von dort schrieb Goethe an Frau von Stein: „Der Herzog ist vergnügt, und gut, nur find' ich den Spaß zu theuer. Er füttert achtzig Menschen in der Wildniß und dem Frost, hat noch kein Schwein, weil er im Freien hetzen will, das nicht geht, plagt und ennuyrt die Seinigen und unterhält ein paar schmarutzende Edelleute aus der Nachbarschaft, die es ihm nicht danken. — Der Herzog thut etwas Unschickliches mit dieser Jagd, und doch bin ich nach seiner Herzoglichkeit mit ihm zufrieden. — Sein Unglück ist, daß ihm zu Hause nicht wohl ist." Weil der ihm befreundete Herzog von Gotha angekommen und das Wetter so schön war, hätte er doch gern der großen Jagd am 13. beigewohnt, aber es trieb ihn nach Weimar zurück. Auch von der großen Jagd zu Apolda am 21. Januar 1782 entschuldigte er sich. Daß der Herzog „seine Existenz im Hetzen und Jagen hatte" und leidenschaftlich mit einer neuen Hof- und Jagduniform sich beschäftigte, ärgerte ihn. In den fol-

genden Jahren enthielt sich Goethe aller Jagdvergnügen, denen er den Herzog sich sehr leidenschaftlich hingeben sah, besonders als der Oberkammerherr von Pöllnitz aus Ansbach ihm eine Meute geschenkt und ihn später die Parforcejagd ganz methodisch gelehrt hatte. Aber im Mai 1786 konnte er sich zu Ilmenau, wohin der Herzog von Meiningen gekommen war, nicht ganz von der Jagd zurückhalten. Nach der Rückkehr aus Italien wird er doch zuweilen nicht umhin gekonnt haben, sich an einer herzoglichen Jagd zu betheiligen, besonders bei fremden Besuchen, wie bei der Anwesenheit des darmstädter Hofes zu Weihnachten 1795. Das Treiben einer fürstlichen Jagd hatte er diese zwanzig Jahre über so oft und mannigfaltig mit erlebt, daß eine lebendige Schilderung einer solchen ihn um so mehr reizen mußte, als er auch die Charakterbilder mancher Theilnehmer an denselben hineinverweben konnte. Schon gleich am Anfange, dann auch bei der mittäglichen Waldrast wird das Gedicht der Fürstin und des zu ihrem Dienste zurückgelassenen Kammerherrn gedacht haben, dem die Novelle den Namen Honorio gibt. Dadurch war denn der Uebergang gebahnt zu dem gegen Abend unternommenen Ritte der Herzogin, die ihrem Gemahle entgegenkommen sollte. Wie die Tiger und Löwen ausgebrochen sein sollten, läßt sich nicht bestimmt sagen, wahrscheinlich aus einem benachbarten Orte, nicht aus der fürstlichen Residenz; sie werden wohl zunächst der Jagd begegnet sein und, von ihnen verfolgt, ein Tiger sich der Fürstin entgegengestürzt haben, den der Begleiter derselben glücklich tödtete. Auch die Bezähmung des einen Löwen durch das Kind wird schon für das Gedicht bestimmt gewesen sein, das in der Rührung über die glückliche Rettung der Fürstin und die Bewältigung der wilden Natur durch das unschuldige seiner wartende Kind einen glücklichen Schluß gewann, wie es mit der fröhlichen Jagdlust

und einem Gespräche des Fürsten mit einem Verwandten der Fürstin begonnen haben dürfte, bei dem etwa der Bruder der Herzogin Luise Landgraf Christian von Darmstadt vorgeschwebt haben könnte. Später ward aus ihm der Oheim Friedrich.

Als Goethe die Behandlung des Stoffes in der erzählenden Form ins Auge faßte, war es unumgänglich, daß er die ausführliche Beschreibung der Jagd fallen ließ, und nur das ausführte, was die Geschichte von dem Tiger und Löwen ins deutlichste Licht setzte. Dazu war vor allem die lebendige Anschaulichkeit der Oertlichkeit und der Zeit erforderlich. Die letztere konnte nebensächlich an den gehörigen Stellen erfolgen, wogegen die Oertlichkeit auf das genaueste schon gleich von Anfang an bezeichnet und besonders die Trümmer der Burg, vor denen der Löwe lag, und der Schloßhof, in welchem die Bezähmung des Löwen durch das Kind erfolgt, voraus gleichsam eingeprägt werden mußte, damit dieser so wichtige Punkt uns als bekannt entgegentrete. Mit Recht that sich Goethe auf die Art, wie ihm dieses gelungen, etwas zu Gute. Daß ihm hierbei im allgemeinen eine bestimmte Gegend vorschwebte, darf bei der Gegenständlichkeit, welche sich Goethe stets vorsetzte, nicht bezweifelt werden. Wenn der Dichter sagt, der Fluß, an dem die Fürstin heranreitet, sei hier zwar noch ein schmales, nur leichte Kähne tragendes Wasser gewesen, das aber nach und nach als größter Strom seinen Namen behalten*) und ferne Länder beleben sollte, so hat man hierin eine bestimmte Hindeutung auf den Rhein finden wollen. Auch Göschel denkt offenbar an den Rhein, wenn er äußert, die Lage des Fürstenthumes könnte bei genug-

*) Etwas frei ist die Verbindung „nach und nach als größter Strom seinen Namen behalten“ statt „nach und nach, ohne seinen Namen zu ändern, zum größten Strome werden“.

samen geographischen, statistischen und historischen Kenntnissen, aus dem beschriebenen Jahrmarktsverkehre mit holländischen und französischen Artikeln, aus dem Flusse, aus Berg- und Flachland und sonst vielleicht erschlossen werden. Aber von holländischen und französischen Artikeln ist ja keine Rede. Wenn die Fürstin bemerkt, daß hier Gebirg und flaches Land nah aneinander grenzen, der Hochländer Holz und Eisen zu manchem Gebrauch umzubilden wisse, während jene drüben mit den vielfältigsten feinern Waaren entgegenkommen, so hatte hier freilich der erste Druck statt Hochländer Holländer, aber der Druckfehler springt als solcher von selbst in die Augen, und jene drüben sind offenbar die Bewohner des Flachlandes, das also offenbar jenseit des Flusses gedacht wird, während auf dem diesseitigen Ufer in geringer Entfernung von ihm das Gebirge sich erhebt. Der Fürst hat seine junge Gemahlin beim Reiten über den Hauptmarkt aufmerksam gemacht, daß hier das Gebirgsland mit dem flachen Lande einen glücklichen Umtausch treffe, und wir hören, daß Bergbewohner mit Flachländern (von Hügeln, Auen und Wiesen her) und Gewerbsleuten der kleinern Städte hierher gekommen, die alle am bedeutendsten Orte der Gegend ihre Erzeugnisse vortheilhaft zu verkaufen hofften. Wir können hieraus nur schließen, daß das Gebirge mit seinen „Felsen, Fichten und Föhren" nicht zu weit entfernt war. Simrock bemerkt, der Rhein müsse gemeint sein, da die Donau, an die man sonst denken könne, nur durch das Fürstenthum Siegmaringen fließe, das keine der geschilderten ähnliche Stammburg habe. An dem Rheine aber, so lange er nur leichte Kähne trage, liege nur die Grafschaft Baduz, die man mit Unrecht als Fürstenthum Liechtenstein bezeichne. Diese passe ganz und gar zu Goethes Schilderung, da der Fürst in einem Schlosse residire, das in einiger Höhe über dem Orte, jedoch tief

unter den hohen Ruinen der alten Stammburg liege; freilich sei Baduz keine Stadt, sondern nicht viel mehr als ein Flecken, aber der Dichter könne Ursachen gehabt haben, in diesem Punkte, der vielleicht befremdet hätte, von der Wirklichkeit abzuweichen. Warum aber nicht viel eher in einem für die Oertlichkeit selbst viel weniger bedeutenden Umstande? denn daß das schmale Wasser später ein so bedeutender, länderbeherrschender Strom wird, ist für die zu beschreibende Gegend ohne alle Bedeutung, wogegen es eine viel belangreichere Veränderung ist, wenn aus einem Flecken eine ansehnliche Stadt gemacht wird. Fragt man, weshalb überhaupt Goethe der spätern Größe des Flusses Erwähnung thut, so geschieht es eben nur, um das Bild des noch schwachen und schmalen Flusses eben durch seine spätere Größe und Bedeutung zu heben, wobei er sich der man könnte fast sagen sinnbildlichen Erfahrung bedient, daß auch die größten Ströme, welche gleichsam die Pulsader des Völkerverkehrs bilden, am Anfange nur unbedeutend sind, wie er es so ergreifend in Mahomets Gesang dargestellt hat, wo der endlich herrlich angeschwollene Strom, wie ein durch ein ganzes Geschlecht seiner Brüder hoch emporgetragener Fürst, in rollendem Triumphe Ländern Namen gibt und Städte gründet. In allergenauester Deutung der Worte des Dichters, der von „fernen Ländern" spricht, würden diese nur auf den größten in Deutschland entspringenden Strom, die Donau, passen, aber der Dichter wollte eben keinen bestimmten Strom nennen und nicht ein, wenn man sich genau an die Worte hält, einfach zu lösendes Räthsel aufgeben, sondern nur den Gegensatz der jetzigen Unbedeutenheit des Flusses zur spätern länderbeherrschenden Größe hervorheben. Der Rhein wird bekanntlich erst bei Chur schiffbar, aber Goethe kam auf keiner seiner drei Schweizerreisen nach Baduz, und doch konnte ihn nur eine persönliche Anschauung der Gegend veran-

lassen, die Szene dorthin zu verlegen. Die thüringische oder sächsische Saale, die auf dem Fichtelgebirge entspringt, wird erst bei Kösen schiffbar, nachdem sie die thüringischen Herzogthümer verlassen hat.. Wie oft sah Goethe den gewöhnlich schmalen und seichten Fluß bei Jena vor Augen, der ihm doch im Märchen zu einem großen Flusse wurde! Auch bei Rudolstadt hatte er ihn mehrfach gesehen, wie er mit der ganzen Oertlichkeit bekannt genug war, um sie bei seiner Dichtung vor Augen zu haben. So genau aber sich an die Wirklichkeit zu halten, daß er keinen freien Zug sich erlaubt hätte, lag dem Dichter ganz fern.

Die erste sichere Nachricht, daß Goethe in Rudolstadt gewesen, haben wir erst aus dem Jahre 1781, da er doch sehr viel in dem benachbarten Großkochberg auf dem Gute seiner Herzensfreundin verweilte. Daß er die Erzählung nach Rudolstadt verlegte, würde sehr erklärlich, wenn dieser wirklich, wie wir anzudeuten wagten, die Geschichte zu Grunde läge, welche er während jener Reise vernahm, auf welcher er am 3. Juli 1781 in Rudolstadt schlief. Obgleich der rudolstädtische Hof mit dem weimarer, dessen Herzog der Lehnsherr des Fürsten war, in naher Verbindung stand, besuchte Goethe ihn doch erst, als er seine Rundreise als Gesandter bei den thüringischen Herzogen vollendet hatte. Er kam am Abend des 16. Mai 1782 nach Rudolstadt. Ueber diesen Besuch fehlt uns leider jeder weitere Bericht. Das Fourierbuch gedenkt desselben gar nicht, auch nicht die Aufzeichnungen des Fürsten Ludwig Günther II. in seinem Handkalender, aus dem sich aber ergibt, daß der Erbprinz und andere fürstliche Personen damals an den Blattern erkrankt waren. Daß Goethe wirklich damals in Rudolstadt war, erweist die Fremdenliste des Wochenblattes. Am Abend des 18. ging er nach Kochberg. Den 7. September 1788 fuhr er von Kochberg mit Herders Gattin, Frau von Schardt, Fritz und Lott-

chen von Lengefeld nach Rudolstadt, wo sie bei Hofrath von Beulwitz im Hause seiner Schwiegermutter, der Oberhofmeisterin von Lengefeld, auch Schiller fanden. Schiller ging mit Goethe in angenehmen Gesprächen an der Saale spazieren. Jedenfalls werden sie auch damals die schönen Aussichtspunkte besucht haben. Erst am späten Abend fuhren sie zurück.*) Unter dem Jahre 1817 berichtet Goethe in den Annalen: „Die Begierde, etwas dem Phidias Angehöriges mit Augen zu sehn, ward so lebhaft und heftig, daß ich an einem schönen sonnigen Morgen, ohne Absicht aus dem Hause fahrend, von meiner Leidenschaft überrascht, ohne Vorbereitung aus dem Stegreife nach Rudolstadt lenkte, und mich dort an den erstaunenswürdigen Köpfen von Monte Cavallo für lange Zeit herstellte.“ Diese kolossalen in Rom gemachten Abgüsse der Dioskurenköpfe befanden sich, wie noch heute, im Schlosse, das Goethe demnach auch damals besucht haben muß. Aber auch sonst besuchte unser Dichter zu dieser Zeit mehrfach Rudolstadt Prof. Obbarius hörte vom Buchhändler Renovanz erzählen, dieser sei zuweilen nach Rudolstadt gekommen, um sich einen tüchtigen Schöpsenbraten vom ersten besten Metzger holen zu lassen, und ihn nach Weimar mitzunehmen. Diese Angabe wird durch eine Aeußerung in einem Briefe von Karl von Stein in Kochberg bestätigt, der am 17. Oktober 1817 seiner Mutter schreibt, sein Hauslehrer habe erzählt, Goethe habe dieser Tage mit eigener Hand einen Schöpsenbraten, Semmel und Tabak in Rudolstadt gekauft, alle übrigen Merkwürdigkeiten den Rudolstädtern gelassen.

*) In den Aufzeichnungen des Fürsten Ludwig Günther II. heißt es: „7. September kam der Herr Geheimerath Goethe mit dem Herrn von Stein und noch einigen Damen nach Rudolstadt und speiste bei dem Herrn Hofrath von Beulwitz, lernte Schillern kennen und sah bei dem Herrn von Brockenburg das Naturalienkabinet.“

Von einer nähern Beziehung Goethes zum rudolstädter Hofe findet sich keine Spur. Die Aufzeichnungen des Fürsten Ludwig Günther II., die Tagebücher des Fürsten Ludwig Friedrich II. und der Fürstin Caroline sprechen von keiner Begegnung mit diesem, außer daß Ludwig Friedrich II., den Ifflands Gastspiel nach Weimar gezogen hatte, dort am 31. März 1796 mit Schiller, Iffland, Wieland, Herder, Bertuch, Voigt, Kraus, Knebel u. a. bei Goethe zu Mittag speiste. Fürstin Caroline Luise hielt die Vermuthung, bei der Fürstin der Novelle habe sie dem Dichter vorgeschwebt, für unwahrscheinlich. Vgl. Auemüllers Lebensschreibung dieser Fürstin S. 36 Anmerkung.

Daß bei dem fürstlichen Schlosse, welches „von dem Fuße herauf in einiger Höhe stand und so vor- als hinterwärts mannichfaltige bedeutende Ansichten gewährte", das rudolstädter 200 Fuß über der Saale auf einer Höhe, dem Schloßberge, liegende Schloß, die sogenannte Heidecksburg, vorschweben könne, leidet keinen Zweifel. Nach dem Brande von 1735 war das Schloß mit seinem Thurme in den Jahren 1743 und 1744 neu aufgebaut worden. „Das weiße, große Schloß" fiel Schiller bei seinem Aufenthalte in Rudolstadt (1788) vortheilhaft auf. Es besteht aus einem südlichen, einem westlichen und einem nördlichen Flügel. Wenn Goethe, als die Fürstin später es von einem hohen Felsen in der Nähe der alten Stammburg in klarster Beleuchtung sieht, von dessen „Hauptgebäuden, Flügeln, Kuppeln und Thürmen" spricht, so wird niemand ihm eine solche Verschönerung des Schlosses als ungebührlich vorwerfen dürfen; denn sich ganz treu an alle einzelne Züge der Wirklichkeit zu halten, liegt dem Dichter fern, der von der Wirklichkeit eben nur das ihm Passende nimmt, es zu seinem Zwecke ergänzt und ausschmückt. In den hintern Zimmern bietet das Schloß eine freie schöne Aussicht in das Gebirge und man

erblickt dort „über Busch, Berg und Waldgipfel die hohen Ruinen der uralten Stammburg“. Wenn man in den hintern Zimmern des rudolstädter Schlosses auch nicht die Ruinen der über dem in gerader Linie etwa 1½ Stunde entfernten Blankenburg sich erhebenden alten Stammburg Greifenstein, der Wiege des unglücklichen Kaisers Günther, wegen der zwischenstehenden Berge sehn kann, so scheint dies mir kein Beweis gegen die Annahme, das rudolstädter Schloß habe dem Dichter vorgeschwebt; denn eine solche Aussicht vom neuen Schlosse nach der uralten Stammburg war für den Dichter zu seinem Zwecke durchaus nöthig. Den bedeutendsten Punkt bildete ihm gerade die Nähe des neuen Schlosses und der alten Ruine, der Charakter der letztern und der nahen Umgegend im ganzen und großen, wobei er alle einzelne Züge geschickt benutzte, die seinem Zwecke gemäß waren. Alles in allem genommen paßt Rudolstadt viel genauer als Baduz, und ein mehr entsprechender, Goethe bekannter Punkt als Grundlage der dichterischen Oertlichkeit dürfte nicht nachzuweisen sein. In Rudolstadt selbst erklärt man sich allgemein gegen die Annahme, die dortige Gegend habe dem Dichter in der Novelle vorgeschwebt. So Herr Geheimarchivar Auemüller und Herr Prof. Klußmann, denen ich für manche bezügliche Mittheilung zu bestem Danke verpflichtet bin.

Der Fürst hat in dem nach vorn liegenden Saale von seiner jungen, ihm seit einiger Zeit angetrauten Gattin*) Abschied genommen, diese von dort noch dem aus dem Schloßhofe mit dem Jagdzuge fortreitenden Gemahle herabgewinkt. Der ins Gebirge

*) Die Fürstin hatte, wie wir später hören, schon oft Honorio im Lanzen- und Ringelspiel und auf der Reitbahn gesehen. Häufig waren seit ihrer Vermählung Reisende an der Hoftafel gewesen, die von fremden Landen und Städten in Honorios Gegenwart erzählten.

führende Weg geht zum Hinterthor heraus bergauf; das paßt auf das rudolstädter Schloß, wo man einige Zeit steigt, bis man zur breiten, um den Berg sich windenden Straße gelangt. Auch fuhr man früher durch ein dunkles Gewölbe bergunter in die Stadt, wie die Fürstin mit ihren beiden Begleitern durch das Vorderthor den Berg herab reitet. Ueber den Markt gelangt die Fürstin zu einem zur Vorstadt führenden freien Platze, wo am Ende vieler kleiner Buden und Kramstände das Brettergebäude der Menagerie sich befand. Dem Dichter schwebt hier wohl der sogenannte Anger vor, ein großer Platz, auf welchem man das einst berühmte rudolstädter Vogelschießen hielt, auch bei Jahrmärkten Buden für wilde Thiere aufschlug. Vor dem Thore reiten sie zunächst am Flusse hinan, weiter durch Frucht- und Lustgärten sachte hinaufwärts; dann kommen sie durch einen Busch und ein Wäldchen, aus dem ein Wiesenthal aufwärts führt; von dort gelangen sie zu einem Walde und „nach einem lebhaften Stieg“ zu einem höhern Aussichtspunkte, wo sie noch in bedeutender Entfernung über Baumgruppen die Ruinen der alten Stammburg als Fels- und Waldgipfel hervorragen sehen. Dieses alles entspricht in den Hauptpunkten dem Weg von Rudolstadt nach Blankenburg, den wir in umgekehrter Folge Goethe schon im Jahre 1781 mit Knebel machen sahen. Der Weg am Flusse hin ist jetzt durch Gartenanlagen vernichtet, dagegen erkennt man in dem zwischen beiden nach Blankenburg und Stadt Ilm laufenden Feldwege den von Goethe beschriebenen Pfad. Nachdem man eine kleine Höhe erreicht hat, kommt man in ein Wäldchen, dann rechts an einem von einem starken Quell bewässerten Wiesenthal, links an einem zum Theil mit Fichten bewachsenen Berge vorbei, hinter welchem die Gegend freier wird; rechts sieht man das Dörfchen Zeigerheim, links im Hintergrunde die Ruine Greifen-

stein, aber erst wenn man das Dörfchen im Rücken und eine ziemlich steile Höhe erstiegen hat, öffnet sich eine weite Aussicht; rechts liegen Saalfeld und viele Dorfschaften nach Kahla hin, links Rudolstadt mit seinem Schlosse, in der Mitte die in mannichfachen Windungen fließende Saale. Nur die von Goethe erwähnten Mühlen fehlen und auch die Worte „sofort nach der Rechten zu die untere Stadt" treffen nicht ganz zu. Aber im allgemeinen ist die Uebereinstimmung so groß, daß kaum zu zweifeln ist, dem Dichter habe wirklich bei der hier geschilderten Oertlichkeit Rudolstadt vorgeschwebt, wie in den Wahlverwandtschaften Wilhelmsthal. Entschieden sprach sich hierfür der leider frühe hingeschiedene von edlem Freisinne hingerissene und deshalb von seiner lieben Saale verbannte Dr. Theodor Obbarius aus, während dessen Vater, der wackere Horazianer Prof. Dr. Samuel Obbarius, welchem wir auch die beiden Schriften „Rudolstadt und seine romantischen Umgebungen, für Einheimische und Fremde dargestellt" (1853) und „Rudolstadt, sein Fichtennadelbad und seine Umgebungen" (1855) verdanken, der Meinung war, viele Züge paßten auf Rudolstadt nicht, nur der Weg nach dem fast zwei Stunden entfernten Blankenburg biete schwache Aehnlichkeiten dar. Freilich ist das ganze Fürstenthum Schwarzburg-Rudolstadt größtentheils ein Gebirgsland, da selbst an der nordwestlichen Gränze, wo es die fruchtbarsten Ebenen hat, ein Gebirgszug hereinstreift, aber eine so genaue Abschilderung der Wirklichkeit hatte Goethe auch gar nicht im Sinne, nur das rudolstädtische Schloß, die Stadt, der Weg nach der alten Stammburg und diese selbst schwebten ihm vor, alles übrige gestaltete er frei nach dem Zwecke seiner Dichtung und selbst bei den in der Hauptsache treu geschilderten Punkten durfte er zur größern Wirkung sich Freiheiten erlauben,

auch einzelne Lücken seiner Erinnerung in entsprechender Weise unbedenklich ergänzen.

Doch wenden wir uns zur Ausführung der kunstvoll gearbeiteten Novelle selbst. Der Dichter führt uns in anschaulichster Darstellung mit wenigen treffend ausgewählten Zügen mitten in die zum Aufbruche bereite Jägerschaar im fürstlichen Schloßhofe, wobei gleich in den ersten Worten die Zeit als die eines frühen nebligen Herbstmorgens bezeichnet wird. Die fortschreitende Zeit hat die Novelle ebenso glücklich überall bezeichnet und verwandt, wie Hermann und Dorothea. Alle warten auf die Ankunft des Fürsten, der eben von seiner jungen Gemahlin Abschied nimmt. Hier ergibt sich nun die glückliche Gelegenheit, den Fürsten kurz zu schildern und die Personen des Hofes einzuführen, welche in der Erzählung hervortreten sollen. Der Fürst selbst ist, wie seine ganz für ihn geschaffene Gemahlin, „von thätig lebhaftem Charakter", und so hatte sich schon in der kurzen Zeit das innigste Verhältniß zwischen den Gatten gebildet. Sein Vater war ein treuer Landesvater gewesen, der die großen Lehren der französischen Umwälzung wohl genutzt hatte. Goethe bezeichnet dieses weltgeschichtliche Ereigniß als den „Zeitpunkt, wo es deutlich wurde, daß alle Staatsglieder in gleicher Betriebsamkeit ihre Tage zubringen, in gleichem Wirken und Schaffen, jeder nach seiner Art, erst gewinnen und dann genießen sollte". Ganz so hatte er in seinen „Aufgeregten" die Gräfin als einen „Zögling der Begebenheiten" bezeichnet, „die uns einen lebendigen Begriff geben von allem, was der wohldenkende Staatsbürger wünschen und verabscheuen muß". In den venediger Epigrammen werden auch die Großen aufgefordert, Frankreichs traurig Geschick zu bedenken, und in Bezug auf die tollen heftigen Sprecher in Frankreich heißt es, ein Toller rede in Freiheit weise Sprüche. Der Sohn, welcher ganz in die

Fußtapfen des Vaters getreten war, hatte sich der Pflege des materiellen Wohlseins seiner Unterthanen eifrig zugewandt, wie es auch in Weimar Karl August auf das liebevollste gethan hatte, und so war in seinem „Länderkreise" (freilich ein etwas gezwungener Ausdruck) eine große Betriebsamkeit entstanden, wovon der gerade einfallende Hauptmarkt Zeugniß gab. So wird schon hier gleich der Jahrmarkt glücklich eingeleitet, zu welchem auch die für das Folgende so bedeutende Menagerie gekommen war. Aber bei aller dem Volke des Landes gewidmeten Sorge*) konnte der Fürst doch bei den schönen Herbsttagen nicht unterlassen, endlich, besonders zum Vergnügen der vielen angekommenen Fremden, eine Jagd ins Gebirge zu veranstalten, die er schon so lange verschoben hatte. Unter dem Fremden ist vornehmer Besuch auf dem Schlosse gemeint, dessen freilich sonst gar nicht weiter gedacht wird, nur daß später, als der Fürst wegreitet, auch Gäste außer dem Gefolge genannt werden. Die Fürstin hätte sich gern an der Jagd betheiligt, aber man hatte für heute einen fernen Jagdzug sich vorgesetzt, dessen Beschwerden der Fürst seine Gattin nicht gern aussetzen mochte, dagegen schlug er ihr einen Spazierritt mit seinem Oheim Friedrich vor, zu dessen Anordnung und Begleitung er ihr den Stall- und Hofjunker Honorio, einen „wohlgebildeten*) jungen Mann", zurückläßt. Friedrich und Honorio sind die einzigen Personen unserer Novelle, welche mit Namen ge-

*) Daß der Fürst „besonders mit dem Finanzminister anhaltend arbeitete" und sich meist über den Jahrmarkt, „diese zudringenden Gegenstände", unterhielt, würde man gern durch eine einfache Bezeichnung seines dem Besten des Landes gewidmeten, nicht auf kostspielige Vergnügungen gerichteten Strebens ersetzt sehn.

**) Von der Körperbildung, wie wenn Goethe seinen Hermann den „wohlgebildeten Sohn" nennt.

auch einzelne Lücken seiner Erinnerung in entsprechender Weise unbedenklich ergänzen.

Doch wenden wir uns zur Ausführung der kunstvoll gearbeiteten Novelle selbst. Der Dichter führt uns in anschaulichster Darstellung mit wenigen treffend ausgewählten Zügen mitten in die zum Aufbruche bereite Jägerschaar im fürstlichen Schloßhofe, wobei gleich in den ersten Worten die Zeit als die eines frühen nebligen Herbstmorgens bezeichnet wird. Die fortschreitende Zeit hat die Novelle ebenso glücklich überall bezeichnet und verwandt, wie Hermann und Dorothea. Alle warten auf die Ankunft des Fürsten, der eben von seiner jungen Gemahlin Abschied nimmt. Hier ergibt sich nun die glückliche Gelegenheit, den Fürsten kurz zu schildern und die Personen des Hofes einzuführen, welche in der Erzählung hervortreten sollen. Der Fürst selbst ist, wie seine ganz für ihn geschaffene Gemahlin, „von thätig lebhaftem Charakter", und so hatte sich schon in der kurzen Zeit das innigste Verhältniß zwischen den Gatten gebildet. Sein Vater war ein treuer Landesvater gewesen, der die großen Lehren der französischen Umwälzung wohl genutzt hatte. Goethe bezeichnet dieses weltgeschichtliche Ereigniß als den „Zeitpunkt, wo es deutlich wurde, daß alle Staatsglieder in gleicher Betriebsamkeit ihre Tage zubringen, in gleichem Wirken und Schaffen, jeder nach seiner Art, erst gewinnen und dann genießen sollte". Ganz so hatte er in seinen „Aufgeregten" die Gräfin als einen „Zögling der Begebenheiten" bezeichnet, „die uns einen lebendigen Begriff geben von allem, was der wohldenkende Staatsbürger wünschen und verabscheuen muß". In den venediger Epigrammen werden auch die Großen aufgefordert, Frankreichs traurig Geschick zu bedenken, und in Bezug auf die tollen heftigen Sprecher in Frankreich heißt es, ein Toller rede in Freiheit weise Sprüche. Der Sohn, welcher ganz in die

Fußtapfen des Vaters getreten war, hatte sich der Pflege des materiellen Wohlseins seiner Unterthanen eifrig zugewandt, wie es auch in Weimar Karl August auf das liebevollste gethan hatte, und so war in seinem „Länderkreise" (freilich ein etwas gezwungener Ausdruck) eine große Betriebsamkeit entstanden, wovon der gerade einfallende Hauptmarkt Zeugniß gab. So wird schon hier gleich der Jahrmarkt glücklich eingeleitet, zu welchem auch die für das Folgende so bedeutende Menagerie gekommen war. Aber bei aller dem Volke des Landes gewidmeten Sorge*) konnte der Fürst doch bei den schönen Herbsttagen nicht unterlassen, endlich, besonders zum Vergnügen der vielen angekommenen Fremden, eine Jagd ins Gebirge zu veranstalten, die er schon so lange verschoben hatte. Unter dem Fremden ist vornehmer Besuch auf dem Schlosse gemeint, dessen freilich sonst gar nicht weiter gedacht wird, nur daß später, als der Fürst wegreitet, auch Gäste außer dem Gefolge genannt werden. Die Fürstin hätte sich gern an der Jagd betheiligt, aber man hatte für heute einen fernen Jagdzug sich vorgesetzt, dessen Beschwerden der Fürst seine Gattin nicht gern aussetzen mochte, dagegen schlug er ihr einen Spazierritt mit seinem Oheim Friedrich vor, zu dessen Anordnung und Begleitung er ihr den Stall- und Hofjunker Honorio, einen „wohlgebildeten*) jungen Mann", zurückläßt. Friedrich und Honorio sind die einzigen Personen unserer Novelle, welche mit Namen ge-

---

*) Daß der Fürst „besonders mit dem Finanzminister anhaltend arbeitete" und sich meist über den Jahrmarkt, „diese zudringenden Gegenstände", unterhielt, würde man gern durch eine einfache Bezeichnung seines dem Besten des Landes gewidmeten, nicht auf kostspielige Vergnügungen gerichteten Strebens ersetzt sehn.

**) Von der Körperbildung, wie wenn Goethe seinen Hermann den „wohlgebildeten Sohn" nennt.

nannt werden, woher man sie für bezeichnend zu halten fast verleitet wird.*) Göschel sieht im Namen Friedrich eine Hindeutung auf den friedlichen Charakter des fürstlichen Oheims; da läge es noch näher, in Honorios Namen eine Beziehung auf die Ehrsucht seines Trägers zu finden. Beim Namen Friedrich könnte man daran denken, daß unter den letzten rudolstädter Fürsten dieser Name gangbar war. Karl Augusts Oheim von mütterlicher Seite hieß Friedrich August. Aber die Wahl des Namens ist höchst zufällig, auch Honorio dürfte kaum mit Bezug auf seine Ehrsucht benannt sein.

Der Dichter benutzt sehr geschickt den fürstlichen Oheim, um die Ruinen der alten Stammburg, in dessen Schloßhofe die Geschichte mit dem Löwen spielen soll, uns hier gleich möglichst anschaulich vorzuführen. Die Fürstin ist, nachdem sie ihrem Gemahle noch mit dem Schnupftuche zum Abschiede gewinkt hatte, in die hintern Zimmer geeilt, wo sie das Fernrohr nach einer öden steinigen Fläche hinwendet, über welche der Jagdzug nach einiger Zeit ziehen muß, und die später für die Erzählung so wichtig wird. Ihre innige Neigung zu ihrem Gatten läßt sie nicht die geringste Möglichkeit vernachlässigen, diesen, selbst wenn es auch nur durch Hülfe des Fernrohrs wäre, noch einmal zu schauen. Die Erwähnung des Fernrohrs bringt den Dichter schon hier auf die alte Stammburg, auf welche man dieses gern zu richten pflegte, wie man noch gestern Abend gethan hatte**), da gerade

*) Da gleich im Anfang der fürstliche Oheim Friedrich genannt wird, so ist es störend, daß es bei dem ersten Auftreten desselben heißt „Fürst Oheim, Friedrich mit Namen“. Besser fiele am Anfange „Friedrichs“ aus.

**) „Ueber Busch, Berg und Waldgipfel“, nicht etwa „Berg- und Waldgipfel“, wie man vermuthet hat.

bei der Abendbeleuchtung die hochragende Ruine am deutlichsten hervortritt, weil dann eben die größten Licht- und Schattenmassen wirken. Sehr schön zeigt sich der Fürstin Liebe darin, daß, als sie den Fürsten deutlich durch das Fernrohr erblickt, ihre Augen glänzen, sie auch zu zu sehn glaubt, wie dieser still halte und auf das Schloß, worin er sie weiß, zurückblicke, und sie von innigster Freude ihm mit dem Schnupftuche winkt, als ob er dies sehn müßte.

Durch den fürstlichen Oheim, der nach diesem ihre herzlichste Liebesneigung verrathenden Schauen durch das Fernrohr eben eintritt, werden wir von dem Zustande der uralten Stammburg und der auf ihre Herstellung verwandten Thätigkeit, auch dem fernern Plane unterrichtet, so daß uns später, wo die Stelle vor den Ruinen und der Schloßhof gleichsam zur Szene der Handlung werden, diese Oertlichkeit schon bekannt ist. In glücklichster Weise läßt der Dichter den Oheim des Fürsten im Gegensatz zu diesem, der angestrengt für das Wohl seines kleinen Landes sorgt, liebevollen Eifer den Trümmern der alten Stammburg widmen, welche er zu erhalten, zugänglich zu machen und durch genaue Zeichnungen nahe zu bringen sucht. Die Blätter, welche er durch einen Zeichner hat ausführen lassen, bringt er eben, um sie der Fürstin, die er in der Abwesenheit des Gatten unterhalten möchte, zur Ansicht vorzulegen und das, was zu ihrer Herstellung geschehen, daran zu erklären. Zwei Ansichten sind es, die er erläutert, den Theil, wo die eigentliche Burg lag, und den Schloßhof, zu welchem der Zugang durch das Durchbrechen der Mauer gewonnen werden mußte. Diese Beschreibung paßt im ganzen und großen auf Greifenstein; denn dort haben sich die äußern Ringmauern, ein Theil des Hauptthurms auf dem Felsengipfel und seitwärts von diesem herablaufende mit einem Vorsprung

versehene Zingeln*) noch erhalten, ebenso der Schloßhof, wogegen der Thorthurm freilich auch eingestürzt ist, aber nicht den Schloßhof unzugänglich gemacht hat, auch keine Mauern zu durchbrechen, keine Gewölbe zu sprengen waren, um einen bequemen, aber versteckten Weg zu demselben zu eröffnen. Das letztere ergibt sich als eine äußerst glückliche, später wohlbenutzte Erfindung. Die Lage der kleinen Wohnung für den Maler und Wärter in einer Ecke ist nicht näher bestimmt; wir haben sie uns aber, wie bei ähnlichen Burgtrümmern, nahe beim Hauptthurme zu denken. Vortrefflich ist ausgeführt, wie die Mauern und der Fels des Hauptthurms seit hundertundfünfzig Jahren mit einem mächtigen Wald von Eichen, Fichten und Ahornbäumen überwachsen, wie die Wurzeln und die durch die Lücken der Mauern sich durchschlingenden Aeste hier dem Ganzen einen wunderlichen Charakter der Wildniß gegeben, wie selbst auf der Treppe zum Hauptthurme oben ein gewaltiger Ahorn sich erhebt und den Thurm überschattet, wie aber auf dem Schloßhofe selbst hohe Bäume aufgeschossen und durch die Galerien des Schlosses, durch die Fenster und Thüren der gewölbten Säle gedrungen sind.**) Der Oheim, der sich hier als liebevoller Freund der Kunst und Natur darstellt, unterläßt nicht, die Schönheit der Aussicht und den mächtigen Eindruck des Ganzen, dieser merkwürdigen Verbindung von „Altem und Neuem, Starrem, Unnachgiebigem, Unzerstörlichem und Frischem, Schmiegsamem, Unwiderstehlichem“, bezeichnend hervorzuheben, und auch das Verdienst des Zeichners dankbar zu wür-

*) Zwinger muß Druckfehler statt „Zingeln“ sein; denn der Zwinger ist drinnen. Vorher muß es „wüßte (statt wußte) zu sagen“ heißen.

**) Statt „durch Thüren durch und Fenster“ muß es doch heißen „durch Thüren und durch Fenster“. Vorher stand im ersten Druck „zu Wurzeln“ statt des später hergestellten „zu wurzeln“.

digen, dessen ausgeführte Bilder in ihrem Gartensaale eine Stelle finden sollen, um jeden zum Besuche dieser wunderbaren Trümmer zu reizen.*) In anderer Weise wird das Vorzeigen von Bildern in den Wanderjahren II, 7 benutzt. Zur Veranschaulichung der Oertlichkeit hat Goethe sich anderer Mittel in den Wahlverwandtschaften (I, 6 ff.) und in der Erzählung „Wer ist der Verräther" in den Wanderjahren (I, 8) bedient.

Jetzt meldet Honorio, daß alles zum Spazierritte bereit sei. Die lebhafte Fürstin möchte nun sogleich zur Stammburg hinanreiten, um das mit Augen zu schauen, dessen Bild sie so klar umrissen vor sich gesehen, dessen bedeutsamen Anblick Fürst Friedrich so wundersam geschildert hat, daß sie nicht recht an die Wirklichkeit glauben kann. Als dieser aber bemerkt, noch bleibe manches herzustellen, ehe die Burgtrümmer sich völlig in der auf den Bildern umrissenen Gestalt zeigten, will die Fürstin doch wenigstens bis an den Fuß der Burg hinanreiten, um von da einen weitern Blick in die Gegend zu thun. Der Dichter muß zu seinem Zwecke die Fürstin auch an der Menagerie vorüberreiten lassen, damit der Ausbruch des Tigers und des Löwen später nicht ganz unvorbereitet komme; dieser Umweg durch die Stadt wird aber glücklich durch den gleich am Anfang erwähnten Jahrmarkt begründet und durch den schon gestern angeregten Antheil der Fürstin daran. Lebhaft spricht die Fürstin Theilnahme und Verständniß der Wichtigkeit dieses Umtausches der Waaren gegeneinander aus. Der Fürst geht darauf mit der Bemerkung ein, gerade in dieser Jahres-

*) In den Worten „der nicht wünschte sich dort" ist „sich" entweder vor „nicht" zu stellen, oder ganz zu streichen. Möglich wäre es ja, daß statt „seine Betrachtungen anzustellen" ursprünglich ein anderer Ausdruck, zu welchem ein „sich" gehörte, gestanden, dieses „sich" aber bei der Aenderung sich durch Versehen erhalten hätte.

zeit, im Herbste, sei ein solcher Jahrmarkt von besonderer Wichtigkeit, da man sich dann für den Winter zu versorgen habe; man müsse dann mehr empfangen, als man gebe, für dasjenige, was man biete, etwas erhalten, das dem Anbietenden nützlicher sei, wozu er die national-ökonomische Bemerkung fügt: „Dies zu bewirken ist am Ende die Summe des ganzen Staatshaushalts, so wie der kleinsten häuslichen Wirthschaft." Das, was der Staat den Bürgern gibt, hat für diesen geringern Werth, als das, was er von den Bürgern einnimmt, ist diesen aber wichtiger, als was sie dafür entrichten, und ebenso ist es bei jeder Wirthschaft; das, was wir bekommen, muß uns dienlicher sein, als was wir dafür geben. Der Fürst bedient sich aber dieser freundlich zustimmenden Bemerkung in der Weise seiner Weltleute nur als Uebergang zur Ablehnung des Rittes über den Jahrmarkt, wobei der Dichter glücklich dem behaglichen alten Herrn die Schwäche leiht, daß er ihn die Erzählung einer schon oft von ihm vernommenen Geschichte wieder beginnen läßt, in welcher ihn die Fürstin unterbricht. So wird denn hier die Geschichte jenes schrecklichen Marktbrandes vom Dichter bloß angedeutet, deren ausführliche Schilderung weiter unten so wirkungsvoll verwandt werden soll.*) Man könnte glauben, Goethe hätte besser gethan, hier selbst die weitere Andeutung jenes Unglücks, von den Worten an „wie er sich nämlich" ganz wegzulassen, da der spätere Bericht dann noch wirksamer wäre, auch diese Ausführung hier nicht nöthig scheint. Die Fürstin eilt, indem sie das Gespräch abbricht, zum Schloßhofe, wo sie rasch das Pferd besteigt und gleich dadurch die Ent-

*) „Eine solche Güter- und Waarenbreite", nach dem bei Goethe besonders später überhand nehmenden Gebrauche des Abstraktums, wie es z. B. in Johanna Sebus (vom Jahre 1809) heißt: „Die Breite schwoll."

scheidung gibt, daß sie, ohne ein Wort zu äußern, zum Vorderthore nach der Stadt hinreitet. Der Fürst muß ihr nachgeben, wie ungern er auch über den für den Reitenden beschwerlichen und durch die Erinnerung an jenen Brand ihm widerwärtigen Jahrmarkt reitet; denn ihrer Anmuth konnte niemand widerstehn. Der Dichter benutzt die Gelegenheit, auch Honorios Neigung zu der schönen Gebieterin hervorzuheben, deren Dienst ihn sogar die Jagd, nach der sein frischer, kühner Muth so sehr verlangt hatte, vergessen läßt. Wenn der Dichter wie man wohl angenommen, eine leidenschaftliche, unwiderstehliche Liebe Honorios, durch die er unglücklich wird, vorausgesetzt hätte, so mußte er dies hier andeuten. Daß auch ein Reitknecht sie begleitet, wird übergangen.

Wenn die Fürstin Oheim Friedrich gegenüber ihren Willen durch rasche Entscheidung durchgesetzt hat, so erheitert sie dagegen dessen Unmuth*), als sie wirklich auf dem Markte häufig aufgehalten werden, durch geistreiche Bemerkungen. Ja heute, wo wirklich der erste Jahrmarktstag ist (da gestern erst die Waaren angekommen waren und die Buden eingrichtet worden), werden sie viel mehr, als gestern, aufgehalten, da alle die schöne Fürstin zu sehn wünschen, die sich so frei unter sie mische. Sie wiederhole ihre gestrige Lection, bemerkt sie (gestern hatte ihr Gemahl sie hier auf so manches aufmerksam gemacht), da die Nothwendigkeit, wegen des großen Andranges des Publikums um sie stille zu stehen, ihre Geduld auf eine harte Probe stelle. Eine andere Bemerkung der auf die aus so verschiedenen Gegenden zusammen-

*) „Die schöne Liebenswürdige", eine etwas auffallende Verbindung, wie in den Wanderjahren „die Schöne-Gute" oder „die Gute-Schöne", „die sinnige Gute", „die Merkwürdige".

gekommenen Verkäufer und Käufer gerichteten Fürstin bezieht sich auf die Verschwendung an Tuch, Leinwand und Band*), die alle diese hier zusammenkommenden Männer und Frauen, seien es Hoch- oder Flachländer oder Bewohner kleiner Städte an ihrem Sonntagsputz zeigen, doch gibt sie Oheim Friedrich recht, daß man das Vergnügen, seinen Ueberfluß auf den Putz zu verwenden, dem Menschen lassen müsse. Der Jahrmarkt, den Goethe so geschickt verwendet, um des Fürsten und der Fürstin Theilnahme am materiellen Glücke ihrer Unterthanen zu bezeichnen, ist eigentlich nur der Menagerie wegen erfunden, deren Brettergebäude am Ende der kleinen Buden und Kramstände aufgeschlagen ist. Goethe hatte solche gar oft in seiner Vaterstadt, zu Leipzig und auch in Weimar gesehen. Daß er mit Absicht hier den Löwen seine Stimme erheben läßt, um dessen fürchterliche Wildheit anzudeuten, hörten wir oben von Goethe selbst. Vgl. 20. Veranlaßt wird das Brüllen dadurch, daß es gerade die Fütterungsstunde ist. Daß die Pferde schaudern, als sie die Stimme des Löwen vernehmen, ist ein naturgeschichtlicher Zug. Vor seinem hohlen Gebrüll fliehen alle Thiere entsetzt, ja in Wald und Wüste empfinden sie seine Nähe schon durch den Geruch, wo sie denn in Todesangst gerathen. Wenn es hier heißt, man habe der Bemerkung nicht entgehn können*), wie in dem friedlichen Wesen und Wirken der gebildeten Welt der König der Einöde sich so furchtbar verkündige, so ist das freilich ein gezwungener Ausdruck des Gedankens, dieses

*) Brauschig findet sich nur hier, von Brausche, das im gewöhnlichen Gebrauche nur von einer Beule steht, woher bei Tieck „aufgebrauscht" (fett, angeschwollen). Statt pausig ist die gewöhnliche Form „bausig", aber Goethe sagt auch Pausback, aufpausen statt Bausback, aufbausen.

**) Ganz eigenthümlicher Ausdruck statt es habe ihnen die Bemerkung nicht entgehn können. Gleich darauf steht „dürfen" im Sinne von „können".

furchtbare Gebrüll nehme sich im friedlich ruhigen Bürgerleben gar fremdartig aus. Wenn der Löwe seine Furchtbarkeit weithin durch seine Stimme verkündet, so suchten die vom Menageriebesitzer nach gewohnter Weise ausgehängten, durch ihre Größe und Buntheit anziehenden Gemälde die Schaulust der Vorübergehenden zu reizen. Hier sah man vor allen den Tiger in seiner Fürchterlichkejt und den Löwen in seiner ernsten Majestät dargestellt. Der Tiger ist als das blutdürstigste und grausamste Thier bekannt, das Thieren und Menschen auflauert, mit Wuth auf sie losspringt und seine Tatzen in ihren Nacken schlägt; der Löwe dagegen wirft sich nur, wenn er Hunger hat, auf Thiere und Menschen. Die Menageriebesitzer pflegen eben auf ihren Gemälden der Grausamkeit des Tigers die Majestät des Löwen in möglichst drastischer Gestalt entgegenzustellen. Es läßt sich nicht leugnen, daß durch die Darstellung der ernsthaften Majestät des Löwen, der keine Beute seiner würdig zu achten scheint, die Furchtbarkeit desselben, die durch den eingefügten Zug seines Brüllens hervorgehoben werden sollte, etwas geschwächt wird. Vielleicht hätte dieser schwächende Eindruck durch irgend eine Bemerkung über die Wuth des gereizten oder hungrigen Löwen gehoben werden können. Der Dichter läßt statt dessen die Fürstin selbst vom Verlangen ergriffen werden, später, da sie sich jetzt in ihrem Spazierritte nicht stören lassen will, bei den Leuten einzutreten und die seltenen Gäste näher zu betrachten, was jedenfalls besser ist, als wenn er, wie er nach Vollendung der Novelle beabsichtigte, die Leute selbst hätte erscheinen und die Herrschaften zum Eintritte einladen lassen; freilich bleibt es etwas auffallend, daß hier keiner von den Leuten des Menageriebesitzers sich sehn läßt. Der Fürst leitet das Verlangen, solche grause Raubthiere zu sehn, von dem Triebe des Menschen her, sich durch die Einbildung von fürchterlichen Dingen

einschüchtern zu lassen, um dann hinterher die behagliche Sicherheit dessen angenehmer zu empfinden — eine freilich etwas einseitige Ansicht der Dinge, die aber dem Charakter des alles Schreckliche scheuenden, in anmüthig friedlichem Genusse sich behagenden Fürsten ganz gemäß ist, der freilich dabei nicht beachtet, daß seine Deutung auch die Fürstin treffen würde, die ja eben den Wunsch geäußert hat, die „seltenen Gäste“ auch zu sehn. Oder sollen wir meinen, eben dadurch, daß er es der Fürstin gegenüber sage, zeige er, daß er sie nicht dabei im Sinne habe, so fällt es doch auf, daß diese Worte gerade die Antwort bilden auf den von dieser ausgesprochenen Wunsch. Ein Uebergangswort auf die eigentlich durch das Bild des Tigers angeregte Betrachtung wäre wohl an der Stelle gewesen.

Nachdem auf diese Weise die Menagerie, aus welcher die beiden wilden Thiere ausbrechen sollen, glücklich eingeleitet ist, läßt der Dichter die Fürstin mit ihren Begleitern auf den Höhepunkt gelangen, von welchem sie zu ihrem Entsetzen den in der Stadt entstandenen Brand bemerken sollen. Daß der Weg bis zu dem freiern Standpunkt, wo sie das alte Schloß noch in bedeutender Entfernung über sich hervorragen sehen, im ganzen dem Wege von Rudolstadt nach dem Greifenstein entspricht, ward schon oben bemerkt; die Beschreibung zeichnet sich durch Anschaulichung und Anmuth der leicht fließenden Darstellung aus.*) Von diesem schönen Aussichtspunkte aus reiten sie eine „steinige breite Fläche

*) Die Bezeichnung, daß das alte Schloß der „Zielpunkt ihrer Wallfahrt“ sei, sähe man hier gern gestrichen; wollten sie ja nur bis zum Fuße desselben gelangen. Auch könnte man es anstößig finden, daß, statt der Bemerkung, sie hätten sich nicht enthalten können, sich umzudrehn, um rückwärts zu schauen, der allgemeine Satz steht: „denn niemals gelangte man hierher, ohne sich umzukehren.“

hinan, wo ihnen die mächtige Ruine als ein „grüngekrönter (mit reicher Waldung versehener) Gipfel“ entgegentrat, an dessen Fuß tief unten wenige alte Bäume stehen, wie es auch beim Greifenstein der Fall ist. Die „steinige breite Fläche“ ist wohl die oben erwähnte „öde steinige Fläche“, über welche der Jagdzug hinweg ging. Sie reiten durch die Waldung, bis sie unten zum Fuße der Ruine kommen, wo eben die steilste, unzugänglichste Seite der Felsen ist, auf welchen die alte Stammburg steht. Die Felsen thürmten sich hier seit der Urzeit empor, zwischen ihnen aber lagen größere und kleinere Felsstücke, die im Laufe der Zeit herabgestürzt waren. Vgl. unten die Rede des Menageriebesitzers. Die Schwierigkeit, diese jähen Felsen zu besteigen, hält die jugendlich lebhafte Fürstin nicht ab, die doch noch gern, wenn sie auch heute nicht zu den Ruinen gelangen soll, einen höhern Aussichtspunkt erreichen möchte. Honorio ist gleich bereit, und auch der behagliche Oheim will nicht zurückstehn, sich nicht schwach oder gemächlich zeigen. So entscheidet man sich denn, nach einem vorstehenden Felsen, auf dessen mächtiger Platte man gemächlich stehn und die Aussicht genießen könne, emporzuklettern. Die sich hier öffnende Aussicht war trotz der Höhe noch eine sehr malerische. Wir erhalten hier die glücklich aus der Erwähnung der Beleuchtung sich ergebende Zeitbestimmung, daß es fast Mittag gewesen. Auch der Charakter des Landes dies- und jenseit des Flusses tritt hervor. Diesseit steigt das Land bergartig ab*), so daß hier und dort einzelne Punkte terrassenmäßig hervortreten (die höhern Berggipfel liegen rückwärts), auf der andern Seite „gleitet“ das flache Land, wie es vom Flusse ab zu geschehn pflegt, langsam

*) In „das bergartig terrassenweis unterbrochene“ (Land) muß nach „bergartig“ das Wort „absteigende“, „abfallende“ oder ein ähnliches ausgefallen sein.

aufwärts und bildet nur zuweilen einzelne mäßige Höhen. Das Streiten über die Zahl der Ortschaften, welche man von hieraus sehn könne, nahm Goethe von manchen viel berufenen Aussichten her. Der Mittagsschlaf des Pan, mit welchem die ganze Natur ausruht (der Hirt darf um diese Zeit nicht auf der Pfeife spielen) ist aus Theokrit (I, 15 ff.), weiter von Goethe ausgeführt im Mummenschanz des Faust. Was der Fürstin, wie schon so oft bei solchen heiter ruhigen Aussichtspunkten, auffällt, ist der Gegensatz der so reinlichen (nichts Entstellendes zeigenden) und friedlichen (ganz ruhigen, von keinem Widerspruch beunruhigten) Natur mit der leidenschaftlich bewegten Menschenwelt, wobei Goethe etwa Schillers letztes Chorlied in der Braut von Messina vorschweben könnte, welches mit dem Preise der reinen Lüfte auf den Bergen und der gegensätzlichen Bemerkung schließt, die Welt sei überall vollkommen, wohin der Mensch mit seiner Qual nicht komme.

Die Bemerkung der Fürstin, daß in der Menschenwelt immer Kampf, Streit und Mißstände herrschen, erhält eine schreckliche Bestätigung durch das gräßliche Unglück, dessen erste Zeichen Honorio durch das Fernrohr erkennt, das er nach der Stadt hingerichtet gehalten hatte. Wenn es weiter heißt: „Sie sahen hin und bemerkten wenigen Rauch; die Flamme dämpfte der Tag," so wird dabei die ausdrückliche Erwähnung übergangen, daß nacheinander auch der Fürst und die Fürstin durch das Fernrohr sehen. Bei den Worten: „Das Feuer greift weiter um sich! rief man, immer durch die Gläser schauend", haben wir wohl nur an Honorio und den Fürsten zu denken. Die Flamme wird zuerst von Honorio, dann auch vom Fürsten durch das Fernrohr gesehen. Freilich wäre hier eine genauere Bezeichnung wünschenswerth gewesen. Daß die Fürstin, deren Augen besonders gut

sind, erst zuletzt durch das Fernrohr sieht (denn dies haben wir uns zu denken) und nun auch mit bloßem Auge die Flamme bemerkt, ist ein ganz natürlicher Zug; denn der, welcher gute Augen hat, nimmt am wenigsten zu einem Fernrohr seine Zuflucht. Jetzt sehen alle von Zeit zu Zeit die rothe Flamme emporwirbeln und den Dampf darauf sich erheben. Der Fürst mahnt nun sogleich zur Rückkehr, da er das Traurigste fürchtet; hatte ihm ja schon auf dem Wege immer ein solcher Jahrmarktsbrand geahnt, wie er ihn vor Zeiten erlebt. Das Herabklettern wird nicht weiter beschrieben, da dieses jetzt bei der großen innern Erregung aller Personen ganz nebensächlich ist. Die Fürstin bittet nun den Oheim, möglichst rasch zur Stadt zu reiten, wo seine Hülfe nöthig sei. Goethe wußte durch Erfahrung, wie förderlich das Eingreifen eines Höhern in solchen Fällen sei. Sein Herzog war stets an die Brandstätte geeilt, um mit Rath und That beizustehn, und der Dichter selbst hatte in solchen Fällen, wo er immer Hand anlegte und nicht wich, bis der Brand zu Ende war, die Bemerkung gemacht, was eine umsichtige Leitung hier vermöge. Der Fürstin Besorgniß für den alten Herrn läßt es nicht zu, daß er ohne den hier zuerst erwähnten Reitknecht sich zurückbegebe. Das Wegreiten des fürstlichen Oheims wird so kurz als möglich abgethan, nur hebt der Dichter dabei hervor, daß er zunächst einen „wüsten steinigen Hang" hinunterreiten mußte; es ist dieselbe „steinige breite Fläche", die sie hinangeritten waren.

So ist der Fürst mit dem Reitknecht glücklich entfernt, und die Fürstin mit Honorio in der schrecklichen Gefahr, die sie sofort erleben soll, ganz allein. Dieser bittet die Fürstin, nur langsam auf diesem bösen Boden (dem „wüsten steinigen Hange"), den er näher als durch kleine Steine und kurzes Gras unsicher beschreibt, hinzureiten, wobei man nur noch eine Andeutung wünschte, daß

es abwärts geht. Honorio begründet aber die Bitte, langsam zu reiten, nicht allein durch die Gefahr, sondern auch durch die Hindeutung auf die guten Löschanstalten in der Stadt und auf dem Schlosse, die vereinigt bald des Brandes Meister werden dürften. Ja zuletzt spricht er die Erwartung aus, daß das Feuer schon gelöscht sein werde, wann sie zur Stadt zurückkehrten. Natürlich möchte er die Fürstin gern beruhigt wissen und den günstigen Augenblick, der ihn mit ihr allein läßt, möglichst verlängern; liegt ihm doch schon die Bitte im Sinne, die er später, durch ein wunderbares Ereigniß dazu ermuthigt, zu thun wagt. Aber die Fürstin, die treue Landesmutter, die innigsten Antheil an diesem Unglück so vieler nimmt, dessen Ausdehnung das Allerschlimmste fürchten läßt, kann sich um so weniger beruhigen, als sie den Rauch sich verbreiten sieht und sogar eine Explosion zu vernehmen glaubt, was keine Täuschung ihrer aufgeregten Einbildungskraft, sondern, wie wir später vernehmen, wirklich erfolgt ist. Hier nun tritt der Dichter mit einer lebhaften Schilderung jenes vom Fürsten oft erzählten Brandes ein, dessen Bilder in der Seele der Fürstin quälend aufstiegen. Er schildert zunächst den Anblick, den der gerade in Brand gerathene Jahrmarkt und die Häuser des Marktplatzes dem eben entsetzt aus dem Schlafe erwachten Fürsten darbot, der in einem Gasthause am Markte eingekehrt war. Das Fliegen der brennenden Leinwandfetzen durch die Luft veranschaulicht er durch den Vergleich, „als wenn die bösen Geister in ihrem Elemente um- und umgestaltet sich muthwillig tanzend verzehren und da und dort aus den Gluten wieder auftauchen wollten". Das Element der bösen Geister ist das Feuer; die verschiedenen Gestalten der Fetzen schienen Verwandlungen der bösen Geister, die muthwillig tanzen, bis sie sich selbst aufzehren, dann aber, wenn sie schon aufgezehrt scheinen, sich wieder von neuem

erheben. So trieb die Flamme immer neue glühend sich verzehrende Fetzen in die Luft. Von der Beschreibung der Glut geht der Dichter mit „dann aber" zu den in und bei ihren Buden erwachten Verkäufern über, wobei er jene einmal als Laden, dann als leichte Hütten bezeichnet, wodurch sich das Bild derselben veranschaulicht. Wir sehen zunächst, wie Diener und Herren sich bemühen, die Ballen und auffliegenden Waaren zu retten und in Kisten fortzuschaffen, die aber selbst dann gar bald vom Feuer ereilt werden. Andere, deren Buden noch nicht ergriffen waren, wußten vor Angst und Schrecken nicht, was sie thun sollten, sahen aber dann auch ihre Buden schon an der einen Seite ergriffen, während die andere noch ganz im Dunkel lag. Diesen Unschlüssigen werden die mit Geistesgegenwart und Willensstärke begabten Leute entgegengestellt, die dem wilden Elemente trotzten und mit Einbuße ihrer Augenbraunen und Haare retteten, was irgend zu retten war, wobei freilich die Art, wie sie das Gerettete fortbrachten, nicht ausgeführt ist.

Besorgte Theilnahme an dem schrecklichen, lebhaft vergegenwärtigten Unglücke hatte sich der ganzen Seele der Fürstin bemächtigt, so daß Geist und Auge ihr verdüstert waren, Wald und Wiese, statt erheiternd und erfrischend, ihr bänglich erschien, auch die labende Kühle des „friedlichen Thales", des früher erwähnten aufwärts leitenden, von einer reich herabströmenden Quelle bewässerten Wiesenthales, da sie in dasselbe eintritt, von ihr unbeachtet blieb, als sie unten im Gebüsche entsetzt bei ihrer schon so tief erregten Seele den schrecklichen Tiger auf sie heranspringen sah. Honorio ruft ihr rasch zu, sie möge fliehen, da er den Tiger sofort zu tödten hofft. Kein anderer Ausweg bleibt ihr, als den Berg hinauf mit rasch umgewandtem Pferde zu sprengen. Honorio, der weiß, daß er den Tiger nur von der Seite tödten

kann, eilt dem gräßlichen Raubthiere nach und schießt, sobald er sich ihm nahe glaubt, mit der bereit gehaltenen Pistole. Aber leider fehlt er, und dieser Fehlschuß treibt den Tiger nur zu raschern Laufe; denn hart verfolgte Tiger fliehen feige. Die Fürstin treibt (Honorios Fehlschuß hatte sie vernommen, auch hatte dieser, ihr wohl wieder ängstlich zugerufen, weiter zu fliehen) mit aller Gewalt das Pferd, ohne zu beachten, daß ihr Leibpferd ein zartes, solcher Anstrengung ungewohntes Thier ist, bis dies endlich auf der uns bereits bekannten „steilen, steinigen Strecke*)", deren Schlüpfrigkeit schon oben bezeichnet ist, erst ein paarmal anstößt, dann erschöpft niederstürzt. Ihre entschlossene Geistesgegenwart verläßt sie auch in dieser Noth nicht; rasch erhebt sie sich wieder, auch das Pferd richtet sich auf, aber in Folge des Aufenthaltes war der Tiger ihr jetzt nahe gekommen, ehe sie das Pferd wieder besteigen konnte; freilich schien dieser selbst nur mit Anstrengung fortzukommen, aber weil Honorio, wenn der Tiger eilig vor ihm herflog, immer gleich hinter ihm her war, wenn er in mäßigerer Geschwindigkeit sich bewegte, neben ihm herritt, strengte er sich an. Als beide endlich zu gleicher Zeit an dem Orte ankommen, faßt sich Honorio in diesem letzten Augenblicke der Rettung und feuert mit der zweiten Pistole, indem er sich vom Pferde herabbiegt, auf den Kopf des Ungeheuers, das, durch den Kopf geschossen, sogleich niederstürzt, ohne eine Spur von seiner fürchterlichen Gewalt zu zeigen. Der glückliche Sieger steigt sofort herab und kniet auf dem Tiger nieder, damit dieser sich nicht etwa noch beim Verenden bewegen möge, und er ihm, wenn er sich zu erheben versuchen

---

*) „Strecke" möchte man auch früher lieber als das an zwei Stellen sich findende „Fläche" lesen.

sollte, mit dem gezogenen Hirschfänger den Rest gebe.*) Der Dichter kann nicht umhin bei dieser Gelegenheit der Schönheit Honorios zu gedenken, doch wünschte man statt des einfachen „Der Jüngling war schön" das Bild des als Sieger auf dem Unthier knieenden Hofjunkers etwas näher bezeichnet, und dafür die folgende, nicht glücklich angeknüpfte und auch zu spät kommende Erwähnung der Art, wie er herangesprengt war und den Tiger sicher getroffen hatte, ganz weggelassen. Aber die ganze Stelle muß ohne Zweifel nicht hier, sondern vor den Worten „Der Ritter beugte sich herab" stehn. Der Dichter wollte bezeichnen, daß die Fürstin ihn so feurig muthig heransprengen, mit so sicherer Entschlossenheit sein Ziel habe ins Auge fassen sehen, wie sie es an ihm beim Lanzen- und Ringelspiel auf der Reitbahn gewohnt gewesen.**) Irren wir nicht, so haben wir hier einen spätern, an

*) Als Eckermann gegen Goethe äußerte, die Situation, wo Honorio der Fürstin gegenüber am todt ausgestreckten Tiger stehe, die klagende, weinende Frau mit dem Knaben herzugekommmen sei und auch der Fürst mit dem Jagdgefolge zu der seltsamen Gruppe so eben herbeieile, müsse gemalt ein trefflliches Bild sein, meinte Goethe, der Gegenstand wäre fast zu reich und der Figuren zu viele, so daß die Gruppirung der Figuren und die Vertheilung von Licht und Schatten dem Maler sehr schwer werden würde, dagegen habe er sich wohl den frühern Augenblick, wo Honorio auf dem Tiger kniee, die Fürstin am Pferde gegenüberstehe, als Bild gedacht, und er billigte schweigend Eckermanns Bemerkung, das sei der Kern der ganzen Situation. Man darf aber diese Situation nicht mit der Novelle verwechseln, und daraus schließen, Goethe habe diese Szene als Hauptpunkt des Ganzen bezeichnet.

**) Von den hier genannten Reiterstücken war Goethe auf der Reitbahn zu Weimar wohl selbst mehrmals Zeuge gewesen, da man sich dort an solchen Uebungen häufig belustigte, auch am Lanzen- und Ringelspiel. Das letzte Turnier in Thüringen war gerade auf dem rudolstädter Schloßhofe vom Fürsten Ludwig Friedrich am 26. August 1798 (Goethe war kurz vorher vom Rheine zurückgekehrt) gehalten worden.

falscher Stelle vom Dichter eingeschobenen Zusatz, auf dessen Ungehörigkeit er leider nicht aufmerksam gemacht wurde, wie es Eckermann hätte thun sollen, wenn er anders ihn an dieser Stelle las. Neben der Gewandtheit wird auch das Glück Honorios hervorgehoben, der früher eben nur aus Ungeduld gefehlt hatte, weil er geschossen, ehe er nahe genug war.

Die Fürstin, um ihren ritterlichen schönen Retter ängstlich besorgt, bittet ihn dem Thiere gleich den Rest zu geben, damit dessen Krallen ihn nicht noch im Verenden verletzen möchten; dieser aber fürchtet nichts, da er fühlt, daß es mit dem Tiger zu Ende ist, und nicht unnöthig möchte er das Fell desselben verletzen, das er schon im nächsten Winter am Schlitten der Fürstin als Trophäe seines Sieges prangen sieht; denn seine Ehrsucht fühlt sich durch den Gedanken süß geschmeichelt, als Retter der Fürstin gepriesen zu werden, deren Zuneigung das schönste Ziel seiner Wünsche ist. Ganz andere Gefühle bewegen die Seele der Fürstin; ihr weiches Herz empfindet den frömmsten Dank gegen den Himmel für ihre Rettung. Auch Honorio will nie frömmer gestimmt gewesen sein*), aber was er für Frömmigkeit hält, ist nur der Genuß seines beseligenden Glückes; in der vollen Befriedigung seiner beruhigten Seele denkt er nur an das, was ihm zur höchsten Freude gereicht, er sieht das Fell des Unthiers, durch dessen Erlegung er die Fürstin gerettet, diese auf der winterlichen Lustfahrt begleiten. Aber die Fürstin lehnt einen solchen Schmuck ab, da das Fell sie immer an den ihr von dem Tiger drohenden schrecklichen Tod erinnern würde; doch Honorio meint in seiner ritterlichen Weise, dieses Fell sei doch eine unschuldigere Trophäe als die Waffen erschlagener Feinde. Wenn Honorio dies „mit glühender Wange“

*) Statt „nicht frömmer“ muß es „nie frömmer“ heißen.

spricht, so regt ihn die Zurückweisung seiner leidenschaftlichen Hoffnung auf, und es schmerzt ihn, daß der Fürstin die Erinnerung an ihre Rettung gerade durch die Vorstellung der schrecklichen Gefahr, welcher sie entronnen ist, verbittert wird. Sie sucht seine verletzte Ehrsucht durch die Bemerkung zu beruhigen, das Tigerfell werde sie immer an seine Kühnheit und Gewandtheit erinnern, wozu sie die Versicherung fügt, daß er ewig auf ihren Dank und die Gnade des Fürsten rechnen dürfe. Aber ihrer Mahnung, er möge aufstehn, da er auf dem todten Thiere nicht mehr zu knieen brauche, und sie das Nächste bedenken müßten, will er nicht eher Folge leisten, bis die Gewährung einer Bitte ihn ihrer Gunst und Gnade versichere. Es handelt sich um einen Wunsch, den er lange gehegt und schon mehrfach vergebens dem Fürsten geäußert, um den Urlaub zu einer weitern Reise, welchen der Fürst ihm als seinem Hofjunker ertheilen muß. Freilich hatte er vorgehabt, heute die Vermittlung der Fürstin zu erbitten, aber jetzt wagt er einen Grund hinzuzufügen, welcher auf seiner Neigung gegen die Fürstin selbst beruht; er fühlt sich ihrer Gesellschaft unwerth, weil er die Welt zu wenig gesehen habe, um das Glück ihrer Unterhaltung zu verdienen. Muß er doch den bei der fürstlichen Tafel sich einfindenden Fremden so ungebildet, ja unverständig erscheinen, wenn er bei der Erzählung von fernen Städten und Gegenden gestehn soll, daß er nie daselbst gewesen, sie nicht aus eigener Anschauung kenne. Honorio spricht hiermit ohne allen Zweifel seine Herzensmeinung aus. Von einer leidenschaftlichen Liebesglut, die ihn drängte, von dannen zu kommen, weil es ihm unmöglich ist, von dem Besitze eines solchen Glückes, wie es ihm die Fürstin bieten würde, sich ausgeschlossen zu sehn, ist nicht im geringsten die Rede; seine Ehrsucht möchte sich nur der ganzen Neigung der Fürstin würdig machen, sich als ihren vor allen aus-

gezeichneten, ja ihr nothwendigen Diener anerkannt sehn. Von einer glühenden, ihren Besitz ersehnenden Liebe, von einer „unbändigen“ Leidenschaft, die man hier hat sehn wollen, ist er eben so frei wie Goethe in seinem Verhältnisse zur Herzogin Luise, in die er doch in gewisser Weise verliebt war, ja man kann sagen, daß Honorio, insofern er den Wunsch hegt, der Fürstin zu gefallen, ein Abbild Goethes selbst ist, dessen höchste Freude es war, wenn jene ihn als ihren bevorzugten Diener anerkannte, was ihm in der ersten Zeit bei aller ihr gewidmeten Liebe selten gelang, mehr später, als das Verhältniß zu Frau von Stein sich gelöst hatte, die sehr eifersüchtig war, als die Herzogin in seiner Begleitung nach Aschersleben zum Besuche des Herzogs fuhr. Die Fürstin lehnt es ab, ihre Vermittlung bei ihrem Gatten einzulegen, weil sie nichts bitten möchte, was gegen dessen Ueberzeugung sei, meint aber auch, es bedürfe ihrer Vermittlung gar nicht, da der Grund, welcher bisher den Fürsten zurückgehalten habe, auf seine Bitte einzugehn, durch die heutige mannhafte That gehoben sei. Auf den Grund, welchen Honorio für seinen Wunsch angegeben hat, geht sie gar nicht ein, da sie durch kein bezügliches Wort seine Neigung zu ihr entflammen möchte. Ihre bei aller Anerkennung seiner That sich nicht verleugnende fast kalte Ruhe schmerzt diesen tief, da die Neigung der Fürstin, die er durch seine Rettung im vollsten Maße erlangt zu haben hoffte, sein höchster Wunsch ist, diese aber ihm gerade das ersehnte Pfand derselben versagt. Freilich ahnt sie nicht, wie tief sie ihn dadurch betrübe, daß sie sein Verhältniß nur als ein dienstliches aufgefaßt hatte. Hätte sie eine tiefere Neigung geahnt, so würde sie wohl einen innigern Ton bei ihrer Ablehnung angeschlagen haben, um ihn nicht zu tief zu verletzen, oder es würde von Seiten des Dichters eine Hindeutung, daß sie absichtlich kalt erwiedere, nicht gefehlt haben.

Honorios Verletzung wird dem Leser durch die Trauer verrathen, welche, statt der Freude, wie sie besonders in jugendlichen Gesichtern sich lebhaft verräth, über Honorios Gesicht zog, trotz der von ihr ausgesprochenen Gewißheit, der Fürst werde ihm den verlangten Urlaub jetzt gern ertheilen.

In scharfen Gegensatz zu der Freude über die Niederstreckung des Unthiers tritt der leidenschaftliche Schmerz der eben hastig mit ihrem Knaben den Berg heraufeilenden Frau des Menageriebesitzers, deren Ankunft das Gespräch zwischen der Fürstin und Honorio zu rechter Zeit unterbricht. Sie wirft sich über den todten Tiger, von dem Honorio, eben da er sie gewahrt hatte, sich besinnend aufgestanden war, mit Geschrei und Geheul her, der Knabe aber, dessen schwarze Augen und Locken nebst der in der Hand gehaltenen Flöte gleich hervorgehoben werden, während die Frau ohne weiteres eingeführt und nur auf besondere Veranlassung ihre wenn auch reinlich anständige, doch bunte und seltsame Kleidung kurz erwähnt wird, kniet herzlich weinend, tief gerührt neben ihr auf dem Tiger nieder. Die bunte und seltsame Kleidung dient hier zur Bezeichnung der weit hergekommenen Menageriebesitzer, die auf ihren Reisen in Deutschland die deutsche Sprache angelernt haben; woher sie gekommen, deutet der Dichter nicht an, er gibt ihnen aber einen morgenländischen Charakter. Erst nach langem Geheul der über den Tod des Tigers ganz untröstlichen Frau ergießt sich ihre Klage stoßweise in Worte, die bei aller Abgebrochenheit und Kürze doch durch die Kraft natürlicher Beredtsamkeit rührend zum Herzen sprechen. Die Mundart war eine ganz eigenthümliche, die eben dem einfachen Naturtone entsprach.*)

*) In den Worten: „Vergebens würde man sie in unsern Mundarten übersetzen wollen, den ohngefähren Inhalt dürfen wir nicht verfehlen“ ist nach

Zuerst bejammert sie den Armen, den sie ohne Noth ermordet, da er zahm gewesen und gern sich ruhig irgendwo niedergelassen hätte, wenn man ihn in Ruhe gelassen, weil ihn seine Fußballen geschmerzt, und seine Krallen gelitten, die wegen des Mangels an Wärme nicht mehr heilen konnten. Hiermit tritt die Heldenthat Honorios gleich in ein anderes Licht. Hätte er nicht auf den Tiger geschossen und ihn verfolgt, so würde dieser nicht der Fürstin nachgerannt sein, wobei wir uns gleich erinnern, daß wir oben hörten, wie schwer es dem Tiger geworden, den Berg hinaufzuspringen. Freilich hieß es früher, er sei heranspringend der Fürstin entgegengekommen, aber eben das Herabreiten der Fürstin und Honorios hatte ihn aufgeschreckt, und er würde sich anderswo niedergelassen haben, wäre er von Honorio nicht verfolgt worden, und er hätte dann die Fürstin nicht der drohenden Gefahr ausgesetzt. Aber dieser fürchtete eben das Entsetzlichste von der Wuth des gegen die Fürstin anspringenden Tigers, und er nahm an, er werde auch der Fliehenden folgen, die er unmöglich allein ihrem Schicksal überlassen konnte, da er den Zustand des Tigers nicht kannte, ja er hätte auch, wenn die Leute ihm denselben mitgetheilt, doch nicht auf das Ungewiße hin ihn unverfolgt lassen können. An die Klage um seinen Tod schließt sich, wie in den Klageliedern der Frauen am Schlusse der Ilias um Hektor, die Ausführung an, wie viel sie an ihm verloren haben. Dieser Tiger war ihr Stolz (er war der schönste seines Geschlechts, und so liegt er noch vor ihnen, ein wahrhaft königliches Thier, wobei die Bezeichnung des Königstigers vorschwebt) und ihre Wonne (der Tiger zeigt in der Gefangenschaft eine gewisse Anhänglichkeit, die

---

„Inhalt" offenbar „mitzutheilen", „anzugeben" oder ein ähnliches Zeitwort ausgefallen.

hier mit fast zärtlichem Gefühl geschildert wird); er war so lange ihr treuer Begleiter, der besonders zu ihrem Unterhalte beitrug, da er nebst dem Löwen das anziehendste Stück der Menagerie war. Wenn sich die Frau hier einer Anspielung auf das Räthsel Simsons (Richter 14, 14) bedient: „Speise ging von dem Fresser und Süßigkeit von dem Starken," das auf den von Simson bezwungenen Löwen sich bezieht, in dessen Aas dieser nach einigen Tagen einen Bienenschwarm und Honig fand, so ist dies nur eine ganz dem morgenländischen Tone, den Goethe die Frau, den Knaben und den Mann anschlagen läßt, ganz gemäße biblische Anspielung.*) Die Frau schließt mit der Klage, daß sie ihren Unterhalt jetzt verloren haben.

Alles entwickelt sich in unserer Novelle Schlag auf Schlag. So hat denn auch die Frau noch nicht ausgesprochen, als man schon oben auf der mittlern Höhe des Gebirges den Schloßberg herab Reiter heransprengen sieht, den Fürsten voran, der, da er in den hintern Gebirgen, wo die Jagd stattfand, Brandwolken hatte aufsteigen sehen, im Eilritte die Rückkehr auf dem kürzesten Wege angetreten hatte. Als sie nun auf die uns wohl bekannte „steinige Blöße"**) kommen, staunen sie vor dem seltsamen Anblick, worauf mit wenigen Worten, wohl von Honorio, das Geschehene erläutert wird. Selbst der Fürst, welcher mit den Reitern und den zu Fuße ihn zur Jagd Begleitenden in einem Kreise

*) Göschel sieht in dem biblischen Räthsel, das von dem glücklichsten Humor mit bedeutsamer Ironie in Szene gesetzt sei, den Gedanken, daß auch das Böse zum Guten, auch das Wildeste und Ungeheure in der Natur zur süßen Labung und Erquickung dienen müsse.

**) Sie hieß früher eine „öde, steinige Fläche", „eine steinige, breite Fläche", „die steile, steinige Fläche". „Blösse" im Gegensatze zu dem von Wald und Gesträuch bedeckten Theile des Berges.

um die Gruppe steht, ist so erstaunt, daß er nicht einmal der Rettung der Gattin in einer lebhaften Umarmung Ausdruck gibt, was man doch gern gesehen hätte. Ueberhaupt herrscht in der ganzen Stelle „Nach dem ersten Erkennen — war der Fürst beschäftigt" eine gewisse Trockenheit, Mattigkeit und Gezwungenheit, die durch eine etwas weitere Ausführung vermieden worden sein würde. Der Fürst ist eben mit den zu treffenden Anordnungen beschäftigt, als auch der Menageriebesitzer selbst von unten kommt. Die Veranstaltungen hätte man bestimmter angedeutet gewünscht, und vor allem, daß der Fürst ein Wort an die arme Frau gerichtet, allein noch besser wäre es, wenn überhaupt zu dem Treffen von Ordnung keine Zeit gewesen, sondern der Mann sofort herzugeeilt wäre. Vielleicht sind auch die leicht auszuscheidenden Worte: „Unschlüssig — war der Fürst beschäftigt," nur ein späterer Zusatz des Dichters, und man könnte, wenn man einmal vermuthen darf, auch meinen für „sich in den Kreis drängte" habe ursprünglich ein bezeichnenderes „von unten heraneilte" gestanden, das nur geändert worden sei, um an den erwähnten, durch den Zusatz etwas weiter entfernten Kreis zu erinnern. Anschaulich tritt das Bild des Besitzers der Menagerie in der kurzen Bezeichnung „ein Mann, groß von Gestalt, bunt und wunderlich gekleidet wie Frau und Kind", uns vor Augen. Daß auch er beim Anblicke des Getödteten seinen Schmerz nicht zurückhält und Frau und Kind wieder einstimmen, da in ihnen die Klage des Mannes den Schmerz von neuem erregt, wie schon die Ankunft einer Person, die mit uns denselben Verlust erlitten hat, diesen von neuem uns empfinden läßt, ist ganz natürlich, aber der Ausdruck: „Und nun gab die ganze Familie zusammen Schmerz und Ueberraschung zu erkennen", ist nicht ohne Anstoß; auch er sollte sich, von Schmerz überwältigt, auf den Tiger werfen, aber bald ge=

faßt, auf eine Ansprache des Fürsten, den es zur Stadt treibt, sich erheben, wodurch auch ein besserer Uebergang sich ergäbe, als jetzt in den Worten: „Aber der Mann gefaßt". Der Menageriebesitzer, besonnener als Frau und Kind, bittet den Fürsten um Schonung des Löwen, der auch entkommen und, wie er von einem Manne, der sich vor ihm auf einen Baum geflüchtet, vernommen, links den Berg hinaufgeflohen sei*); hat er auch den Tiger, „dies gute Thier", verloren, so möchte er doch den Löwen sich retten. Die Anrede: „mein Herr und mächtiger Jäger" ist ganz in morgenländischer Lebhaftigkeit; sieht er ja den Fürsten nur als Jäger vor sich. Dabei schwebt die Stelle 1. Mos. 10, 8 f. von Nimrod vor: „Der fing an ein gewaltiger Herr zu sein auf Erden, und war ein gewaltiger Jäger für dem Herrn." Der Fürst befiehlt nun den Jägern, sich mit geladenen Gewehren nach links zu ziehen, aber sie sollen nur im höchsten Nothfall auf den Löwen schießen, ihn vielmehr vor sich hertreiben; aber doch kann er dem Besitzer nicht verhehlen, sie würden am Ende seinen Löwen kaum schonen dürfen, wobei er ihm den Vorwurf des Mangels an Vorsicht nicht zu ersparen weiß. In der Erwiderung des Mannes werden wir auf glückliche Weise darüber belehrt, wie es gekommen, daß sie die wilden Thiere nicht zur Zeit weggeschafft, wobei wir denn auch vernehmen, daß es keine Täuschung war, wenn die Fürstin einen aufflammenden Blitz und

*) In des Dichters alles begründender Weise gibt der Mann auch an, weshalb er nicht nach links hin die Spur des Löwen verfolgt habe. Neugier und die Hoffnung, hier Hülfe beim Aufsuchen des Löwen zu finden, haben ihn zu dem großen Trupp Menschen und Pferden getrieben, wo er denn, ganz in Gedanken an die Rettung des Löwen, durch den für ihn schrecklichen Verlust des Tigers um so schmerzlicher überrascht wurde.

einen Schlag darauf bemerkt zu haben glaubt. Wenn der Mann schließt: „Wir übereilten uns, und sind nun unglückliche Leute", so meint er wohl, sie hätten den Kopf verloren und statt die nöthigste Sorge für die Hauptthiere zu treffen, die weniger bedeutendern in Sicherheit gebracht.*)

Da bringt der Wächter der Stammburg, den wir schon aus dem Bericht des Oheims kennen, die Kunde**), daß der Löwe oben auf dem Schlosse sich vor***) der höhern Ringmauer am Fuße einer hundertjährigen Eiche im Sonnenscheine ganz ruhig niedergelassen habe, wobei der Umstand, daß er nicht auf ihn geschossen, durch dessen ärgerlichen Bericht begründet wird, daß er seine Büchse eben zum Putzen gegeben habe. Von seinem Häuschen hatte der Wächter eine freie Aussicht in das Land, in den Schloßhof und auf das ganze Gemäuer, ja auch in den Hohlweg konnte er sehn, besonders dorthin, wo Fürst Friedrich das Gemäuer durchbrochen hatte. Der Fürst, der gleich bedenkt, wie es seine Pflicht sei, seine Unterthanen vor möglichem Schaden zu wahren, fragt den Mann, welche Bürgschaft er ihm denn geben könne, daß er den Löwen, ehe dieser Unheil anrichte, einfangen werde. Die Begründung, dem Fürsten seien seine militärischen Erfahrungen auch hier zu statten gekommen, da er sich wohl schon in Fällen gefunden gehabt, wo von mehrer Seiten unvermeidliches

*) Es ist dasselbe, was der Apotheker in Hermann und Dorothea I, 121 ff. bemerkt, daß die Gefahr alle Besinnung nimmt.

**) Auch hier dürfte statt der Worte: „Noch war der Fürst mit Anordnungen beschäftigt, aber einen Augenblick schien alles zu stocken, als" ein glücklicherer Uebergang zu wünschen sein; ja das einfache: „Während dieser Rede sah man von oben" würde genügen.

***) Der Wächter sagt hinter, indem er den Standpunkt von seiner Wohnung und dem Schlosse aus nimmt.

Unheil angedroht, dürfte doch etwas störend sein. Ein solches „von mehrern Seiten unvermeidlich herandrohende Uebel" ist hier eigentlich gar nicht vorhanden, da, wenn man darunter den Tod des Löwen und das dem Lande durch ihn drohende Verderben versteht*), beide zu vermeiden wären, man höchstens sagen könnte, eines von ihnen scheine unvermeidlich. Auch bedarf es hier eigentlich gar keiner militärischen Erfahrungen des Fürsten, von denen wir an dieser Stelle zuerst hören, und dessen Geistesgegenwart braucht nicht erst auf solche Weise begründet zu werden. Vielleicht haben wir in den Worten „dem seine — herandrohte', wieder einen spätern unglücklichen Zusatz. Der Mann, welcher Hoffnung schöpft, erbietet sich in seiner hastigen Erwiederung, durch Frau und Kind den Löwen ruhig zu erhalten, bis er selbst mit dem glücklich geretteten eisenbeschlagenen Kasten komme, um ihn in demselben fortzuschaffen. Daß sich der Knabe hierzu seiner Flöte bedienen werde, der schon bei dessen erstem Erscheinen gedacht war, wird dadurch angedeutet, daß dieser bei den Worten des Mannes schon auf seiner Flöte zu spielen beginnt, als wolle er sie versuchen. Das Zähmen des Löwen durch eine Flöte scheint Erfindung des Dichters. Auf Gemmen sieht man einen Eros einen Löwen mit Zitherspiel besänftigen, wie denn bei den Alten der Zither beruhigende, der Flöte aufregende Wirkung zugeschrieben wird. In Libyen glaubte man, wie Plinius erzählt, der Löwe verstehe Bitten und lasse sich durch sie zur Schonung bestimmen. Auch soll er die, welche sich vor ihm niederwerfen, nicht anfallen, er seine Wuth mehr an Männern als an Frauen auslassen, nur bei ärgstem Hunger Kinder fressen. Als erster Löwenbändiger wird

*) Die weiter unten genannten beiden Gefahren, der Brand und „das Entfliehen eines bedenklich ruhenden Löwen," können hier nicht gemeint sein.

der Karthager Hanno genannt. Die Flöte des Knaben, auf welcher man die anmuthigsten Töne hervorlocken konnte, war von der Art der sonst sogenannten sanften, süßen Flöte, „kurz geschnäbelt wie die Pfeifen“. Es ist die sogenannte Block- (auch Bock-) oder Schnabelflöte zu verstehn, die nur aus zwei Stücken besteht, von denen das eine das schnabelförmige Mundstück (flûte à bec oder douce), im Gegensatze zur Querflöte (flûte traversière oder allemande). Der Wächter, der von hier an als Wärtel bezeichnet wird (eine etwas störende Ungleichheit, die leicht zu vermeiden war), erzählt auf die Frage des Fürsten, wie der Löwe heraufgekommen, eine Auskunft, die auch dem Leser zu Gute kommt, der über die Schloßruinen im allgemeinen schon durch den Oheim unterrichtet ist. Der Löwe ist durch den Hohlweg gekommen, der auf beiden Seiten, vorn und hinten, mit Mauern umgeben ist, so daß man, da der Eingang verschüttet war, auf diesem Wege gar nicht in den Schloßhof gelangen konnte. Freilich gibt es noch zwei Fußpfade, die hinaufführen, aber diese sind absichtlich so entstellt, daß nur der Ortskundige sie finden kann. Auf einem derselben war der Wärtel, welcher, da er am Löwen nicht vorüber wollte, den neugebrochenen, verborgenen Zugang nicht benutzen konnte, von oben herabgesprungen. Dieser ist von den Einrichtungen, welche Fürst Friedrich bereits gemacht hat und noch beabsichtigt, so entzückt, daß er das hergestellte Schloß geradezu ein Zauberschloß nennt. Man könnte doch zweifeln, ob diese Begeisterung gerade hier und bei dem einfachen Wärtel recht an der Stelle sei. Der Fürst konnte nicht unterlassen nach dem Kinde*) zu sehn, dessen sanftes Flötenspiel so wunderbar ergriff. Doch

*) Von hier an steht statt „Knabe“ immer „Kind“, was früher nur da sich fand, wo zugleich der Frau gedacht war.

läßt er sich dadurch nicht abhalten, den Befehl zu geben, den er zur vollsten Sicherung für nöthig hält, und er beauftragt damit aus besonderm Vertrauen den Honorio, der sich heute so wacker gezeigt hat, und nun auch das Letzte ausführen soll, das sich etwa noch als nöthig erweisen dürfte; denn den Löwen möchte er schonen, und nur im Falle, wenn er herunter wolle und so Gefahr drohe, sollen er und die Jäger mit ihm den Hohlweg bewachen und von ihren Büchsen (eine solche erhält natürlich hier auch Honorio) Gebrauch machen. Honorio entfernt sich sofort mit den Jägern, was etwas näher bezeichnet sein sollte.

Das Kind spielte noch immer auf der Flöte, und seine gesetzlos sich ergießenden Töne, die liederartig sich bewegten, ohne eine kunstmäßige Melodie zu bilden, ergriffen das Herz aller Umstehenden. Der Mann aber, welcher den Fürsten, dem er sich verpflichtet fühlt, ganz beruhigen möchte, erhebt sich in seiner Rede mit morgenländischem Schwunge und frommer Erhebung der Weisheit Gottes, der alles in der Natur wohl geordnet habe, und preist die dem Menschen über den Löwen gegebene Macht. Sein Ton ist ganz der biblisch patriarchalische, aber seine erregte Einbildungskraft glaubt an alles Wunderbare, das er je vernommen, und mischt es durch einander, ohne sich an die biblischen Anschauungen streng zu halten. Die Begeisterung, mit welcher er spricht, ist keine wild phantastische, sondern mit ruhiger Salbung redet er zum Fürsten, der auch von Gott mit Weisheit begabt sei, und so erkenne, daß alles, was Gott gemacht habe, gut sei, „jedes nach seiner Art", nach der bekannten biblischen Redeweise „ein jegliches nach seiner Art". Gottes weise Einrichtung der Natur zeigt er nun zunächst an den vor ihm sich erhebenden mächtigen Felsen, auf denen die uralte Stammburg erbaut ist. Dieser mit Wäldern reich gekränzte Berggipfel steht unerschütterlich da, nur Theile von

ihm stürzen allmählich herab, und bedecken, in viele Stücke gebrochen, den Abhang. Früher, ehe die Fürstin mit ihren Begleitern einen vorstehenden mächtigen Fels dieses Abhanges zu erklimmen sich anschickte, hörten wir, das zwischen den mächtigen Felsen Herabgestürzte liege in mächtigen Platten und Trümmern, die allmählich weiter herabstürzen, bis sie endlich in einen der Bergbäche fallen, der sie mit sich nach unten in den Fluß trägt, wo sie vom Wasser geglättet werden und von Fluß zu Fluß endlich in den Ozean kommen. Die wundersame Einbildungskraft des Mannes malt ihm die Sache frei aus, und so setzt sie auch an den wie ein fernes Wunder vor seiner Seele schwebenden Ozean die Riesen, welche die Sage auf Bergen und in Wäldern wohnen läßt, und die Zwerge, deren Sitz nach der Sage gerade das Innere der Berge ist. Mit einer leichten Wendung geht er zu den Sternen über, welche von Ewigkeit zu Ewigkeit den Ruhm des Herrn loben. Vgl. die Stellen des Psalmisten (148, 3): „Lobet ihn (den Herrn), Sonn' und Mond, lobet ihn, alle leuchtenden Sterne", und des Gesanges der drei Männer im Feuer (13): „Alle Sterne im Himmel, lobet den Herrn, preiset und rühmet ihn ewiglich." Letztere schwebt wohl Goethe vor. Aber nicht allein im Fernen spricht sich Gottes Weisheit aus, sondern auch in unserer nächsten Nähe, selbst in den kleinsten Geschöpfen, was der Redner an den emsigen und künstlich bauenden, als solche schon in der Bibel gerühmten Bienen und den Ameisen zeigt, von denen er eben eine Anzahl vor sich sieht. Doch die ungeduldig scharrenden und stampfenden Pferde*) erinnern ihn, daß sie höhere Ge-

---

*) Des Zerrüttens der mühseligen Gebäude der Ameisen, deren kleine Welt ein Fußtritt des Wanderers in ein schmähliches Grab stampft, gedenkt Goethes Werther in dem mehrere Vergleichungspunkte bietenden Briefe vom 18. August.

schöpfe sind, die es rastlos von dannen drängt; sie sollen wie Wind und Sturm dahereilen*) und den Menschen tragen, wobei der Dichter sich des biblischen Parallelismus bedient. Vom Pferde aber, das Mann und Weib daher tragen muß, geht er zum Löwen über, und kommt so zum eigentlichen Zwecke seiner Rede. Der Löwe ist der König der Thiere des Waldes und der Wüste**); keines von allen kann ihm widerstehn, was freilich nicht ganz der Wahrheit gemäß ist, da der Elephant, das Nashorn und das Flußpferd ihm Widerstand leisten.***) Aber der Mensch weiß ihn zu zähmen; denn der Löwe hat Ehrfurcht vor ihm, weil er ein Ebenbild Gottes ist, wie auch die Engel, die dem Herrn dienen und dessen Dienern, den guten Menschen, wobei schon die Geschichte Daniels vorschwebt. Daß dieser Beistand der Engel eigentlich zur Behauptung, daß der Löwe Ehrfurcht vor dem Ebenbilde Gottes habe, nicht recht stimmt, kann dem begeistert die Macht des Menschen über den Löwen preisenden Manne nicht einfallen. Uebrigens verwundet der Löwe meist nur den Menschen oder wartet eine Weile, ehe er ihm den tödtlichen Streich versetzt; dessen hohe aufrechte Gestalt scheint ihm Achtung oder Furcht ein=

*) Wie Hiob 30, 29 sagt: „Ich bin ein Bruder der Schlangen und ein Geselle der Straußen.“ Der Vergleich der Schnelligkeit mit der der Winde und des Sturmes ist biblisch, wie Jer. 4, 13: „Seine Wagen sind wie ein Sturmwind, seine Rosse sind schneller denn Adler“, Habacuc 1, 10: „Sie reißen hindurch wie ein Ostwind.“ Homer nennt Pferde „den Winden gleich“.

**) Sprichwörter 30, 30 heißt er der König, „mächtig unter den Thieren“. Jer. 5, 6: „Darum wird auch der Löwe, der aus dem Walde kommt, sie zerreißen, und der Wolf aus der Wüsten wird sie verderben.“

***) Trat auf, durchzog beziehen sich auf den Löwen, den der Mann besitzt; das Folgende dagegen ist allgemein gedacht.

zuflößen. Wenn der Mann den Löwen hier das grausamste der Thiere nennt, so ist dies nicht in Wahrheit begründet; aber bei der sich nicht an die strenge Wirklichkeit haltenden schwungvollen Rede des Mannes fällt dies nicht auf, und dem Dichter selbst muß daran liegen, hierdurch die Gefährlichkeit des Löwen vor der Einbildungskraft des Lesers gleichsam zu erhöhen. Die Rede schließt mit der Geschichte Daniels in der Löwengrube, der, als der König am andern Morgen, wo er ihn zu seiner Freude unverletzt findet, ihn fragt, ob sein Gott, dem er unablässig diene, ihn auch von den Löwen erlöst habe, diesem erwiedert: „Mein Gott hat seinen Engel gesandt, der den Löwen den Rachen zuhielt, daß sie mir kein Leid gethan haben", wo also von einer Zähmung durch den Menschen eben so wenig als von einer Ehrfurcht vor dem Ebenbilde Gottes die Rede ist, sondern die Rettung nur als Lohn seiner Unschuld und seines Gottvertrauens bezeichnet wird, wogegen die ungerechten Ankläger Daniels mit Weib und Kind von den Löwen ergriffen und ihre Gebeine zermalmt werden. Vgl. Daniel 6, 20—24. Nach der andern biblischen Darstellung (Vom Drachen zu Babel) ward Daniel zu den sieben Löwen geworfen, denen man sechs Tage keine Speise gab; der Engel aber speiste ihn durch Habakuks Schüssel.

Die Rede des Mannes ist in Anordnung und Ton meisterhaft zum Ausdruck eines schwungvollen patriarchalischen Glaubens gehalten.*) Mit Recht bemerkte Goethe selbst gegen Eckermann,

*) Wenn der Dichter, nach derselben sagt, sie sei „mit dem Ausdruck eines natürlichen Enthusiasmus" gehalten worden, vor derselben, der Mann habe „mit anständigem Enthusiasmus zu reden angefangen und fortgefahren", so fiele diese Bezeichnung einmal besser weg; an der ersten Stelle genügte wohl „als der Vater zu reden anfing", und es könnte dann etwa in der Mitte nach den Worten: „Doch wer preist — zu Ewigkeit" ein „fuhr der Mann fort" eintreten.

nach der pathetischen Rede des Mannes, die schon poetische Prosa sei, habe eine Steigerung kommen, er habe zum Liede übergehn müssen. Das Kind hat die von gläubigem Gottvertrauen durchwehte Rede des Vaters einigemal mit der Flöte anmuthig begleitet, da es auch von demselben frommen Sinne durchdrungen ist; als dieser mit der Geschichte Daniels in der Löwengrube geendigt hat, beginnt es das Lied von dessen Rettung in der Löwengrube durch frommen Gesang, wobei die Engel diesen nur laben. Der Vater begleitete das Lied hie und da mit der Flöte und die Mutter trat zuweilen als zweite Stimme ein. Das Kind versetzt sich in Gedanken vor den Graben, in welchen man den Propheten geworfen, und glaubt nicht allein seinen Gesang zu hören, sondern auch zu sehn, wie Löwe und Löwin an ihn sich anschmiegen.*) Das christliche Alterthum dachte sich, Daniel habe durch die Kraft des Gebets die Löwen gezähmt, und so stellte ihn auch die Kunst dar, in aufrechter Stellung, mit ausgespannten Armen betend, während zwei oder vier Löwen zahm wie Hunde um ihn herumliegen. Von einem Gesange Daniels weiß die christliche Sage nichts, dagegen trat später bei den drei Männern im glühenden Ofen an die Stelle des Gebetes deren Lobgesang, und dieser schwebt wohl Goethe vor. Das Kind aber wendet seinen Gesang jetzt ins allgemeine, indem es die Allgegenwart schützender Engel ausspricht, welche es die Lieder singen läßt, die alles Unglück abwehren, wobei es der Löwen nicht ausdrücklich gedenkt, aber das an die Stelle des Propheten tretende Kind im Graben

*) „Aus den Gruben, hier im Graben.“ Es denkt sich hier mehrere tiefe Gruben, in welchen die Löwen bewahrt werden; aus einer derselben, dem zunächst liegenden Graben, vernimmt es den Sang und tritt dann hinzu, den Daniel zu sehn.

weist doch darauf hin. Man fühlt die persönliche Beziehung und den frommen Glauben des Kindes heraus, daß ihm der Löwe kein Unglück bringen könne, wenn es mit seinem frommen Sange ihm nahe, wobei das Zusammenkommen mit dem Löwen durch die Worte „in den Gruben, in dem Graben“ angedeutet wird. Wenn Goethe selbst sagt, das Kind habe die Zeilen der eben gesungenen Strophe zu anderer Ordnung durcheinander geschoben und dadurch, wo nicht einen andern Sinn hervorgebracht, doch das Gefühl in und durch sich selbst aufregend erhöht, so trifft dieses nicht zu. Von den neun Zeilen ist keine ganz genau dieselbe mit einer der acht der ursprünglichen Strophe. In dem Verse: „Wäre da dem Kinde bang?“ stand oben „dem Guten“; der Vers: „Diese sanften, frommen Lieder“ begann mit „Ja die sanften“; in dem ersten Verse dieser Strophe: „Aus den Gruben, hier im Graben“, findet sich hier „in den“, „in dem“. Aus V. 2. f.

Hör' ich des Propheten Sang;
Engel schweben, ihn zu laben,

ist jetzt der Anfang des Liedes gebildet:

Engel schweben auf und nieder,
Uns in Tönen zu erlaben.
Welch ein himmlischer Gesang!

In den drei letzten Versen ist der vorletzte Vers aus 3 und 5 zusammengesetzt, die beiden andern haben nur ihre Reimworte aus der Strophe. Die Strophenform ist dieselbe, nur ein Vers vorangetreten, auf den der sechste und achte reimen; die Reimworte sind geblieben, nur ist der Reim wieder Lieder umgestellt, statt

Sang, laben stehen Gesang, erlaben und umgekehrt ist gethan*) statt angethan gesetzt.

Hat schon die Wendung des Liedes auf die eigene Glaubensseligkeit des Kindes einen noch rührendern Eindruck geübt, so geschieht dies im höchsten Grade, als nun die drei wunderlichen Gestalten „mit Kraft und Erhebung" die Wundermacht von Glaube, Hoffnung und Liebe feiern.

Denn der Ew'ge herrscht auf Erden,
Ueber Meere herrscht sein Blick.
Löwen sollen Lämmer werden,
Und die Welle schwankt zurück;
Blankes Schwert erstarrt im Hiebe:
Glaub' und Hoffnung sind erfüllt;
Wunderthätig ist die Liebe,
Die sich im Gebet enthüllt.**)

Die beiden ersten Verse sprechen in einer Art Parallelismus im allgemeinen die Macht Gottes über Erde und Meer aus. Darauf werden V. 3—5 Beispiele von Wundern angeführt, welche der Herr an denjenigen wirkt, die durch Glaube, Hoffnung und Liebe sich derselben würdig machen. Die Märtyrergeschichten sind voll von solchen Wundern, in denen Gott die seinen Getreuen ihres Glaubens wegen drohende Todesstrafe im Vollzuge wunderbar hemmt. So ging der Evangelist Johannes unversehrt aus dem mit siedenden Oel gefüllten Kessel hervor; vor Polycarpus, Fruktuosus und Apollonia wich die Flamme des Scheiterhaufens

*) Wie häufig, für „geschehn", wie im Mummenschanz des Faust, im Liede des Trunkenen, und im Schlußchor des Stückes: „Hier ist's gethan."

**) Nach V. 2 steht im ersten Druck Semikolon, nach V. 4 Punkt.

zurück; Barsabas u. a. tranken ohne Schaden den Giftbecher, was schon Marcus denen verkündigt, die an Christus glauben (16, 18). Von derselben Art sind die drei hier genannten Wunderwerke, von denen das erste, daß Löwen Lämmer werden sollen, offenbar auf die Geschichte Daniels zurückgreift. Daß die ersten Märtyrer häufig den Löwen vorgeworfen wurden, ist bekannt. Der heilige Ignatius bat die Römer in seinem an diese gerichteten Briefe um ihre Fürbitte, daß die Löwen, denen man ihn vorwerfen werde, seiner nicht schonen möchten, wie es bei so vielen frühern Blutzeugen der Fall gewesen; er werde diese auf alle Weise zu reizen suchen, damit er von ihnen zerrißen werde. Ganz irrig hat man hier an die messianischen Weissagungen des Jesaias erinnert (11, 6. 65, 25): „Die Löwen werden bei den Lämmern wohnen, und die Pardel bei den Böcken liegen. Ein kleiner Knabe wird Kälber und junge Löwen und Mastvieh miteinander treiben. — Wolf und Lamm sollen weiden zugleich, der Löwe wird Stroh essen wie ein Rind und die Schlange soll Erde essen. Sie werden nicht schaden noch verderben auf meinem ganzen heiligen Berge, spricht der Herr." Die letztere Stelle schwebt in der Szene der heiligen Einsiedler am Schlusse des Faust vor, wo die Löwen „stumm freundlich" um diese herumschleichen und „den geweihten Ort, den heiligen Liebeshort", ehren.*) Hier ist nicht von der Zeit die Rede, wo der Herr den Frieden bringt, sondern von Wundern, durch welche Gott frommes Vertrauen lohnt, was sich auch aus den beiden folgenden Versen ergibt. Daß „die Welle zurückschwankt", bezieht sich darauf, daß Märtyrer, die man ertränken wollte, von den Wogen nicht verschlungen wurden. Der Bischof Quirinus von Siscia unter Galerius wurde mit einem Mühlsteine am Halse

*) Vgl. auch Herders Werke 1, 145 (meiner Ausgabe bei Hempel).

von der Brücke herab in den Fluß gestürzt, der, statt ihn zu verschlingen, ihn ruhig aufnahm; nachdem er das um sein Unglück trauernde Volk beruhigt und im Glauben bestärkt hat, bittet er Gott, ihm doch die Palme des Blutzeugen nicht zu entziehen; seine Wundermacht habe sich genug an ihm bewährt, da er auf dem Flusse schwimme und die Schwere des Mühlsteins ihn nicht herabziehe, jetzt aber möge er ihn untersinken lassen, was denn auch geschah. Der christliche Dichter Aurelius Prudentius, der bis zum Anfange des fünften christlichen Jahrhunderts lebte und in vierzehn Hymnen (sie sind unter dem Namen Peristephanon in einem Buche vereinigt) das Ende von vielen christlichen Blutzeugen feierte, sagt von Quirinus, nicht die Härte des Eisens, nicht Feuer, nicht wilde Thiere hätten ihn getödtet, sondern der Woge Schlund, die ihn abgewaschen habe, da sie ihn verschlang. Der Blutzeuge Vincentius, dessen Legende gleichfalls Prudentius behandelt, wird zuletzt in derselben Weise ins Meer geworfen, aber die Woge treibt ihn rasch trotz des lastenden Mühlsteins ans Ufer zurück. Man vergleiche auch die von Herder in der Legende „Freundschaft nach dem Tode" bearbeitete Sage von der heiligen Theodora und meine Bemerkung zu Lessings Emilia Galotti V, 6. Seltsam ist es, wie man bei der zurückschwankenden Welle des Wortes des Herrn an Hiob (38, 11) gedacht hat: „Bis hierher und nicht weiter! Hier sollen sich legen deine stolzen Wellen", ohne sich dadurch irren zu lasser, daß man für den folgenden Vers: „Blankes Schwert erstarrt im Hiebe", auch nicht einmal eine so schlecht passende biblische Stelle finden konnte. Die letztern Worte beziehen sich offenbar auf das Wunder, daß das Schwert so stumpf ward, daß es den Hals des Gläubigen nicht verletzte. Eine besondere Legende schwebte Goethe hierbei kaum vor; er bildete sie nur den gangbaren Wundern nach, da eine der häufigsten Todes-

arten das Abschlagen des Hauptes war. Die bezeichneten Wunder sind die Erfüllung des Glaubens und der Hoffnung und die Wirkung der Macht der Liebe Gottes, die sich im Gebete an ihn ausspricht; das letztere gilt freilich im Grunde auch von dem Glauben und der Hoffnung, wird aber nur bei letzterer hervorgehoben.

Was aber hat Göschel aus dem Liede gemacht? „Der Sinn ist", lesen wir bei ihm, „daß unter der Herrschaft der ewigen Liebe (diese wird doch nicht als eine eintretende Bedingung, sondern als wirklich bestehend gedacht!) auch auf der Erde der Löwe zum Lamme werde, und die unbändige Meereswelle mitten im tobenden Heranbrausen sacht und leise zurückschwankt, im ruhig klaren Spiegel der Meeresfläche sich zu ebnen und zu stillen." Wo steht davon etwas, und was machen wir mit dem blanken Schwerte? „Daran erweiset sich zugleich die Ohnmacht alles kreatürlichen Strebens, insofern es seine Grenzen, nämlich den Willen Gottes, nicht erkennet. Und wie die mild aufgehende Sonne erhebet sich dagegen die stille Majestät und Macht des Guten, welches am Ende das Feld behält; das ist der Sieg Gottes selbst und der Sieg ist Friede. Was sich ihm auch entgegensetze, es wird am Ende gezähmt zum Schemel seiner Füße niederfallen, wie der Löwe unter den Liedern des Kindes. Der Kinder ist das Himmelreich." Aehnlich sieht Lehmann, der Göschels Deutung der Worte annimmt, in der Strophe den Gedanken, daß die feindlichen Kräfte und Gewalten sich nicht vermeiden und ausschließen, sondern als Glieder sich gegenseitig ausgleichen, und daß der Zweck des Kampfes und des Sieges nicht Vertilgung und Untergang, sondern Läuterung, Harmonie, Friede sei. Nichts kann den drei Singenden ferner liegen, die nur die Macht Gottes

feiern, der durch Wunderthaten, sich an den fromm auf ihn Vertrauenden bewähre.

Diese Bezeugung ruhigen Gottvertrauens, der aus diesem Gesange so wunderbar spricht, hatte alle ergriffen, sie beruhigt und gerührt. Der Fürst sah mit dem Ausdrucke des tiefsten Gefühls, wie wunderbar die Hand Gottes ihn von der schrecklichen seiner Gattin drohenden Gefahr, an welche er eben kaum ernstlich gedacht, gerettet habe, auf die Erhaltene nieder, welche sich, von Rührung ergriffen, an ihn gelehnt hatte und mit dem gestickten Tüchlein die weinenden Augen bedeckt hielt.*) Die aufeinander folgenden Aufregungen hatten sie gewaltig erschüttert; die fromme durch den Gesang in ihr mächtig geweckte Stimmung läßt die gleichsam staunende Erstarrung in Rührung sich auflösen. Auch die Menge war so ergriffen, daß alle regungslos da standen, keiner an das dachte, was sie noch bedrohte, da man gar nicht wissen konnte, wie weit der Brand um sich greifen und wie es mit dem Löwen gehn werde.

Der Fürst faßt sich zuerst; er befiehlt die Pferde näher zu bringen, da es ihn drängt zur Stadt zurückzukehren, um durch Rath und That bei dem Brande Hülfe zu leisten. Nachdem er nochmals die Frau gefragt hat (der Mann ist zur Stadt, um von dort den eisenbeschlagenen Kasten herbeizuschaffen), ob sie sich getraue, durch den Gesang und die Flöte des Kindes den Löwen zu beruhigen und ihn ohne Gefahr und Schaden in den Kasten zu bringen, was sie und der Knabe in gleicher Weise versichern, wird ihnen der Wärtel, der hier Kastelan heißt, als Führer bei-

*) Auch die schöne Wittwe in den Wanderjahren (II, 5) hält ihr gesticktes Tuch vor die Augen, um zu verbergen, wie bitterlich sie weinte, als sie ihre Brust von einer schweren Last befreit".

gegeben. Die Entfernung des Fürsten und der ihm langsamer nachfolgenden Fürstin ist nur kurz bezeichnet, ebenso das Heraufsteigen der Frau und des Kindes mit dem Wärtel, der von einem der Jäger zu größerer Sicherheit eine Büchse sich hat geben lassen.*) Daß der Mann sich zur Stadt begeben, um den Kasten zu holen, ist als selbstverständlich übergangen. Frau und Kind sind aber fest überzeugt, daß letzteres den Löwen durch den Gesang beruhigen werde, wie erstere ausspricht, als sie in dem Hohlwege, den sie zunächst heransteigen, die Jäger beschäftigt sieht, Reisig zu häufen, um, wenn der Löwe herunterkommen sollte, diesen durch ein großes Feuer zu verscheuchen, vor dem der Löwe sich bekanntlich sehr fürchtet. Der kühne Honorio hat aber weiter oben im Hohlwege Posten gefaßt, um, wenn es nöthig sein sollte, wie er den Tiger getödtet hatte, so auch den Löwen niederzustrecken. Er saß auf einem Mauerstücke, wie in tiefe Gedanken versunken, und schaute um sich her, wie ein Zerstreuter, der das, was um ihn her vorgeht, gar nicht beachtet, und doch war er dessen, was er hier sollte, wohl bewußt, allein seine Gedanken schweiften in die Ferne. Als die Frau ihn bittet, doch ja das Feuer von den Jägern nicht anzünden zu lassen, hört er kaum auf ihr Wort auch wie sie lebhafter in ihn dringt (man bemerke auch hier den Parallelismus der Rede), doch ihren Löwen zu schonen (sie fürchtet, er möge sich verleiten lassen, höher hinaufzugehn und auf

*) Im ersten Druck heißt es: „Mutter aber und Sohn stiegen, von dem Wärtel, der sich eines Gewehrs bemächtigt hatte, steiler gegen den Berg hinan.“ Man hat später die offenbare Lücke vor „steiler“ durch das Wort „geleitet“ ausgefüllt; wir möchten lieber das auffallende „steiler“ streichen und „geleitet“ an dessen Stelle setzen, so daß wir hier einen Hörfehler des Schreibenden hätten. Sonst könnte man auch „mit dem Wärtel“ statt „von dem Wärtel“ schreiben.

den Löwen zu schießen), erwiedert er nichts, sondern schaut stille vor sich nach der Gegend hin, wo eben die Sonne zu sinken beginnt, wodurch wir die veranschaulichende Zeitbestimmung erhalten, daß es bald Abend war. Die Frau aber legt in ihrer Weise in diesen zufälligen Umstand eine Bedeutung, obgleich Honorio gar nicht auf die Sonne und in die Weite hinschaut. Es sei gut, meint sie, daß er nach Abend schaue; dort gebe es noch viel zu thun, meint sie; er solle nur eilen, daß er dorthin komme, wo er große Thaten vollbringen werde, aber vor allem solle er sich selbst überwinden. Man hat in dieser Frau große Weisheit und einen tiefen Naturblick in Honorios Wesen gesehen, wenigstens gemeint, sie habe eine leidenschaftliche Liebe Honorios zur Fürstin geahnt, da sie ihn vor ihr knieen gesehen hatte: allein tiefe Einsicht oder Ahnung liegt ihr so fern, wie ihrem Manne, beide sind nur von dem gläubigen Vertrauen voll durchdrungen und ihre Kenntniß reicht über die Bibel, mancherlei Sagen und Naturanschauungen nicht hinaus. Wenn sie sagt, gegen Abend hin sei noch viel zu thun, so weiß sie von dem, was sich dort begibt und Noth thut, ebenso wenig, als wenn ihr Mann am Ozean die Riesen in Scharen daher ziehen und in der Tiefe die Zwerge wimmeln sieht, ja man könnte gar meinen, sie glaube, dort gelte es die Riesen zu besiegen. Daß sie an politische Kämpfe oder Eroberungen in der neuen Welt denke, liegt ganz fern, und so war auch meine frühere Vergleichung Lotharios in den Lehrjahren ungehörig. Dem schönen, vor Muth strahlenden, jugendliche Kraft athmenden Jünglinge (sie hat ihn „schöner, junger Mann", dann, als sie ihn bittet, „guter, junger Mann" angeredet) traut sie alles zu; aber sie fürchtet dessen Leidenschaft, der sie es auch zuschreibt, daß er er ihren Tiger getödtet, und so gibt sie ihm die biblische Lehre sich selbst zu überwinden, wobei sie wohl zunächst daran denkt, daß

er sich nicht verleiten lassen solle, ihren Löwen aufzusuchen und niederzuschießen. In der Offenbarung Johannis wird dem, der überwindet, das Höchste versprochen. So heißt es z. B. 21, 6: „Wer überwindet, der wird alles ererben, und ich werde sein Gott sein, und er wird mein Sohn sein", wonach der Pfaffe in Faust Gretchens Mutter mahnt: „Wer überwindet, der gewinnt." Herder sagt in der Einleitung seiner Legende Die wiedergefundenen Söhne, tapfer sei der Löwensieger, tapfer sei der Weltbezwinger, tapfrer wer sich selbst bezwang. Wenn es nun darauf heißt, Honorio habe zu lächeln geschienen, so kann dies Lächeln nur der gutgemeinten Weisheit der Frau gelten, aus deren Munde ihn die Wahrheit wunderbar wie die Stimme der Vorsehung anspricht. Er fühlt es, daß die Ehrsucht ihn stachelt und ihn in die Weite treibt, daß auch der Wunsch, von der Fürstin vor allem ausgezeichnet und als ihr erster Diener anerkannt zu werden, nicht bloß aus Neigung, sondern auch aus Ehrsucht hervorgeht, daß selbst in dem Augenblicke, wo das Schicksal ihn bestimmte, die Fürstin zu retten, die er doch eigentlich erst durch sein leidenschaftliches Verfolgen des Tigers in die ärgste Gefahr gebracht, er, statt von freudigem Danke gegen die Gottheit, von Ehrsucht ergriffen, in dem stolzen Gedanken sich gefiel, das Tigerfell am Schlitten der Fürstin prangen zu sehn. War nach der Erklärung der Fürstin „eine gewisse Trauer über sein Gesicht gezogen", weil diese mit einer Art Kälte ihre Vermittlung beim Fürsten abgelehnt hatte, so löst die Trauer sich jetzt auf das zutreffende Wort, das für ihn eine Art Omen ist und ihm von der Frau kommt, deren ganze Erscheinung, wie auch ihre Sprache, etwas Seltsames hat, und mit dem Gefühle, das sich unterdessen in seiner eigenen Brust erhoben hatte, in Einklang steht. Weder „der erste Keim eines ernsten Kampfes" (nach Göschel), noch „der erste Triumph der

Selbstüberwindung" (nach Lehmann) liegt in diesem Lächeln, das so unmerklich war, daß man es nur zu sehn glaubte, oder, wie nach dem Zusammenhange wohl die Worte „Hierauf schien er zu lächeln" zu fassen sind, daß die Frau es nur zu bemerken meinte. Der Dichter begnügt sich, uns von Honorio mit einer leisen Andeutung scheiden zu lassen, daß auch er sich zurecht gefunden, und zwar durch sich selbst, nicht durch den rührenden Gesang, vor welchem er schon auf des Fürsten Befehl sich entfernt hatte; alles Weitere läßt er uns errathen, wenn anders der Leser in diesem Augenblick höchster Spannung sich gemuthet fühlen sollte, darüber weiter zu denken. Göschel meint, ob Honorio von seinen Irrfahrten endlich zurückgekommen, sei zweifelhaft, jedenfalls aber werde er im eigentlichen Sinne zurückgekehrt sein, indem er sich selbst überwunden habe: aber abgesehen von dieser wunderlichen Mystik, könnte man eher glauben, er habe sich gerade dadurch selbst überwunden, daß er dem Drange nach der Fremde widerstanden, und sich treu dem Dienste seines Fürsten gewidmet habe. Der Dichter selbst ließ die Sache absichtlich unentschieden; wir ahnen fast nur, daß Honorio sich selbst überwunden hat. Die Frau aber nimmt solchen Antheil an dem schönen Jüngling, dessen Lächeln sie zuletzt erfreut hat, daß sie, als sie weiter gestiegen, noch einmal auf ihn zurückblickt, wo die dem Untergange sich zuneigende (eine neue veranschaulichende Zeitbestimmung) Sonne denn sein Gesicht so wunderbar mit ihrem röthlichen Strahl überscheint, daß sie nie einen schönern Jüngling gesehen zu haben glaubte. Das Gesicht des Jünglings, den wir „mit glühender Wange" vor der Fürstin knieen sahen, ist jetzt von der Sonne mild geröthet.

Nur noch eines bleibt dem Dichter übrig, da alles übrige, so weit es uns näher angeht, abgethan ist, die Darstellung der Bezähmung des Löwen durch die Flöte und den frommen Sang

des Kindes, welches, wie es Goethe so schön gegen Eckermann aussprach, die Blume des Gewächses ist, das eine Weile kräftige grüne Blätter nach allen Seiten aus einem starken Stengel getrieben hat. Die Rede des Wärtels unterrichtet uns zunächst genauer über den Ort, wo der Löwe sich gelagert, und über die Art, wie ihn das Kind in den Schloßhof hereinbringen soll, so daß er aus demselben nicht heraus kann. Der Löwe liegt draußen ganz nahe der Stelle, wo sie durch die gebrochenen Gewölbe einen geheimen Eingang in den Schloßhof gewonnen haben, den er mit leichter Mühe schließen kann, wobei freilich kaum zu sagen, wie dies möglich, wenn der Wärtel, wie er darauf sagt, verborgen auf den Löwen stets Acht geben will, um, wenn es nöthig sein sollte, ihn gleich mit seiner Büchse niederzuschießen. Sie dürfen nicht durch diesen Eingang gehn, weil sonst der Löwe aufgestört werden würde. Für die Rettung des Kindes, sobald der Löwe in den Schloßhof gekommen, ist dadurch gesorgt; daß er auf einer der nahen Wendeltreppen ihm entfliehen kann.*) Die Frau unterbricht hier die Mittheilung des Wärtels durch die zuversichtliche Versicherung, daß es dieser Vorsicht nicht bedürfe; Gott und Kunst, Frömmigkeit und Glück müßten das Beste thun. Die Verbindung von Gott, Kunst, Frömmigkeit und Glück ist doch etwas auffallend, selbst auch wenn man annehmen will, die Frau füge sich hier der gangbaren, ihr ungewohnten Anschauungs- und Ausdrucksweise. Offenbar werden zwei von außen wirkende Gründe (Gott und Glück) und zwei innere (Kunst und Frömmigkeit) in chiastischer Folge miteinander verbunden. Aber das Glück nimmt sich doch sonderbar im Munde der gottvertrauenden Frau aus und die Erwähnung

*) Er meint die Wendeltreppen am Mittelbaue, auf denen das Kind später in den Schloßhof herabsteigt.

Gottes wirkt eher störend als hebend.*) Ohne allen Anstoß wäre die Stelle, stände bloß „Frömmigkeit (oder Gottvertrauen) und Kunst“. Oben war allein vom Gesange und von den Flötentönen die Rede. Der Wärtel beschreibt nun zunächst den Weg, welchen er sie führen will. Es ist wohl derselbe Weg, den er selbst herabgesprungen ist, einer der beiden hinaufführenden Fußpfade, die Fürst Friedrich mit Absicht entstellt hat. Auf einem beschwerlich steigenden Pfade führt er sie auf ein Gemäuer, gerade dem gebrochenen Eingang gegenüber, von wo das Kind in den Hof herabsteigen und den Löwen hineinlocken soll. Wovon dies Gemäuer die Ueberreste seien, gibt er der Frau nicht an, aber offenbar ist es der Haupttheil des Schlosses, in welchem sich noch die großen Säle und vorn die Galerien mit den zu ihnen führenden Wendeltreppen erhalten haben. Wenn der Wärtel den Schloßhof „gleichsam die Arena des Schauspiels“ nennt, mit Anspielung auf die Arena des Amphitheaters, wo die Kämpfe mit den wilden Thiere stattfanden, so ist dies doch für den Wärtel, und dazu der Frau gegenüber, unpassend, und der einzige Ausweg, den man zur Erklärung finden könnte, der Wärtel prunke nach Art solcher Leute mit aufgeschnappten Floskeln, würde eine hier ungehörige Komik voraussetzen. Wärtel und Mutter verstecken sich, als sie oben angekommen sind, daselbst; ob sie von einem Fenster der Säle oder von den Galerien herab lauern, ist nicht angegeben, doch das Letztere wahrscheinlicher. Eine etwas genauere Angabe würde hier an der Stelle gewesen sein. Das Kind steigt nun auf einer Wendeltreppe in den Hof herab,

*) Ich habe früher die Stelle so zu deuten gesucht: „Das Vertrauen auf Gott erzeugt die wahre Frömmigkeit, welche Glück bringt; aber es bedarf auch eines äußern Mittels der Kunst.“ Doch auch hiernach ergibt sich keine richtige Anordnung der verbundenen Begriffe.

wobei er die Gewöhnung des Löwen an das Kind, seinen leidenden Zustand und seinen Dank nach vollbrachter Heilung außer Acht läßt. Freilich unterläßt der Dichter nicht die Furchtbarkeit des Löwen hervorzuheben, um die Wirkung der Zähmung des in der Freiheit sich befindenden Thieres nicht allzu sehr abschwächen. Für die Glaubhaftigkeit des Ganzen aber hat der Dichter durch die anschauliche Schilderung und Belebung der drei wunderbar in die gewöhnliche Welt eintretenden Personen gesorgt, wo besonders die große Rede des Mannes so natürlich ergreifend wirkt, daß kein Zweifel an der Gegenständlichkeit dieser gläubigen Familie sich zu regen vermag. Hier zeigt sich dieselbe dichterische Kraft, welche im Faust so mächtig sich bewährt, diese „Dichterkünste", welche auch das Wunderbarste „wahr machen". Das Gottvertrauen, dessen Darstellung die Blüte und Blume unserer Dichtung ist, spricht sich nun noch zum Schlusse in der Strophe aus, welche das Kind frei nach der zweiten Strophe des zur Beruhigung des Löwen in der Familie gangbaren Liedes singt, wie wir es früher nach der ersten Strophe eine neue bilden sahen. Aber sonderbarer Weise ist das, was der Dichter von dieser neuen Strophe sagt, eben so wenig wahr als das, was er oben von der andern bemerkte; denn das Kind „verschränkt" nicht „nach seiner Art die Zeilen und fügt neue hinzu", sondern die Strophe ist eine ganz neue, in welcher weder Verse, noch Verstheile, noch Reime der beiden andern Strophen, auch nicht der oben vom Kinde neugebildeten, sich finden, sondern sie klingt nur darin an die erste Strophe an, daß im ersten Theile der Einfluß der Engel, im zweiten die Wirkung des Liedes, daneben aber auch des in der zweiten Strophe gefeierten frommen Sinnes hervortritt. So nehmen, beginnt der mit der Flöte eingeleitete und an einzelnen

Stellen von ihr unterbrochene Schlußgesang, Engel sich der guten Kinder an, bewahren sie durch ihre Mahnung vor dem Bösen. Das bei Goethe so ungemein häufige „und so“*) knüpft hier an die glücklich gelungene Zähmung des Löwen an.**) So, schließt das Kind, bezähmen frommer Sinn und Lied selbst den wilden Löwen, daß er wie an einen lieben Sohn***) sich an das Knie des Kindes schmiegt. Der Glaube und das Lied werden hier als eine Art Beschwörung gedacht, durch die man auf übernatürliche Weise das Verderbliche unschädlich macht und nach seinem Willen lenkt, wie man Schlangen, Feuer, Wunden u. s. w. beschwört. Also der fromme Glaube, welcher in dem Manne, in der Frau und ganz besonders in dem Kinde so mächtig hervortritt, wird auch im Schlußgesange desselben gefeiert, welches sich freut, unter dem Schutze seines Engels zu stehn. Und darauf läuft die ganze Novelle hinaus, sie will uns diesen starken, felsenfesten Glauben in den wunderbaren drei Personen darstellen, welche mit den wilden Thieren die Welt durchziehen; alles übrige dient bloß hierzu, zur Einleitung und zum hervorhebenden Gegensatze. Deshalb mußte die im Getümmel der Vorbereitung zur fürstlichen Jagd begonnene Novelle so einsam auf dem Schloßhofe enden, wo gerade dieser Glaube seine Verherrlichung findet. Alle Gedanken an die übrigen Personen sind vor diesem ergreifenden

---

*) Vgl. Lehmann über Goethes Sprache S. 257 ff.

**) „Selger Engel“ (denn „seliger“ beruht auf Versehen) heißt hier der Schutzengel, der nach dem frommen Glauben jedem Kinde zu Theil wird.

***) Der erste Druck hat hier „lieben“, wonach der Löwe wie ein lieber Sohn an das zarte Knie des Kindes festgebannt werden würde, was weniger passend ist. Es ist demnach mit Riemer und Eckermann liebem zu schreiben, was sich auch in Eckermanns Gesprächen findet.

Bilde verschwunden, und wer hierauf noch nach Honorio, der Fürstin, dem Fürsten, dem Oheime fragen oder nicht beruhigt sein wollte, bis er hörte, der Brand sei gelöscht und der Mann komme, lasse den Löwen in den Käficht und fahre in Begleitung von Frau und Kind mit ihm zur Stadt, den hat die Macht der Dichtung nicht ergriffen und er kann keine Ahnung von künstlerischer Komposition haben. Goethe bemerkte mit Recht gegen Eckermann, dem der Ausgang zu einsam, zu ideal, zu lyrisch schien, er habe keine von den übrigen Personen am Ende noch hervortreten lassen können, ohne prosaisch zu werden; verstehe sich ja auch das, was von ihnen noch zu sagen wäre, von selbst. Die ganz real im Hofleben und mit Darstellung des äußern Lebens begonnene Geschichte ist eben da zu Ende, wo der fromme Glaube in höchster Glorie erscheint. Alles Mystische, was man in dieselbe hineingelegt hat, liegt ihr durchaus fern; der Dichter belehrt nicht, er stellt dar, er will diesen Glauben nicht als höchste Seligkeit preisen und alle auf diesen als das einzige Heil hinweisen, sondern er gibt eben nur ein menschlich anziehendes Bild jenes kindlichen Glaubens. Göschel hat in seinem Haschen nach einer mystischen Bedeutung und sittlich religiöser Belehrung sich so weit verirrt, daß er sogar in die rein zufällige Stellung der Novelle einen Sinn legt. Da sie nämlich auf die Unterhaltungen folge (das ist nicht einmal wahr, da „die guten Frauen“ vorhergehen), so fabelt er, sie „schließe nach einer Reihe betrübender Bilder heillosen Zerfalls aller Zucht und Ordnung, aller Sitte und Eintracht, sühnend den Cyclus, wie etwa auf viele gellende Mißtöne ein einziger reiner Accord folge, welcher die Auflösung enthalte“, worin er sich auch selbst dadurch nicht abhalten läßt, daß die Unterhaltungen mit dem Märchen schließen, welches doch nach seiner eigenen Deutung auf das neue verheißene Reich des

Segens geht. So rächt sich dieses Hineindeuteln durch einen doppelten thatsächlichen Irrthum. Solche religiöse und pietistische Verballhornungen eines Göschel, Giesebrecht und Vilmar gilt es von den frisch prangenden Blüthen vollendeter Dichtung als eine wahre Versündigung am Geiste des Wahren, Guten und Schönen kräftigst abzuwehren.

---

## Die guten Weiber.

Kaum dürfte eine der dichterischen Arbeiten Goethes mit größerer Gleichgültigkeit, ja Kälte und Achselzucken aufgenommen worden sein, als unsere meist in Gesprächform gekleidete Erzählung, obgleich der Dichter sie mit der ihm eigenen Kunsteinsicht entworfen und mit klarer Anschauung und lebendiger Entwicklung in seiner reifsten und zugleich noch frischen Zeit freilich ohne großen Aufwand schöpferischer Gestaltung und tiefen Gemüthslebens ausgeführt hat. Nicht besser ging es ihm freilich im folgenden Jahre mit seinem zweiten Theile der Zauberflöte, den er schon einige Jahre vorher bearbeitet hatte. Verlangte man ja von Goethe eben nur großartige Werke, wie sein Wilhelm Meister und seine hinreißenden oder kunstvollendeten Dramen gewesen, oder mindestens strahlende Liederperlen, kaum daß man der hohen Kunstanschauung seiner Propyläen gerecht wurde und sein liebliches Festspiel Paläophron und Neoterpe sich gefallen ließ. Freund Knebel, der freilich damals gegen Goethe gar bitter verstimmt war, bezeichnete unser Gespräch als „ein wahres caput mortuum aller Artigkeit und alles Witzes, von bleischwerer Leichtigkeit“, und er fand in diesem „Meisterwerk des gebildetsten Mannes des Jahrhunderts“, wie er von seinen Freunden genannt werde, einen auffallenden Beleg zu der Aeußerung der Frau von Staël, daß die Deutschen von Natur keinen Geschmack hätten.

Später hat man unsere Erzählung als leichte Waare kaum der Beachtung werth gehalten, und ist stumm an ihr vorübergegangen, die Gegner nicht weniger als die Verehrer Goethes; bot sie ja weder zu besondern Ausstellungen Anlaß, noch zeigte sie erhabenen Schwung oder geistige Tiefe, noch konnten die Mystiker ihre Weisheit hineinlegen.

Die Veranlassung zu unserer Erzählung, die Goethe in den Annalen als einen „geselligen Scherz" bezeichnet, bot die Aufforderung des Buchhändlers Cotta an Schiller und Goethe, ihm Beiträge zu seinem Taschenbuch für Damen auf das Jahr 1801 zu liefern, das größtentheils durch Erzählungen von Huber, Lafontaine und Pfeffel ausgefüllt war, die auch als Herausgeber auf dem Titel genannt waren. Da Cotta die zwölf Karrikaturkupfer, die auf sechs Blättern böse Weiber darstellten, eingeschickt hatte, so entschloß sich Goethe in seiner Erklärung derselben gerade gute Weiber im Gespräche über diese Zeichnungen darzustellen, welchen Plan er wohl mit Schiller näher besprach. Den Entwurf machte er am 22. Juni 1800, die Ausführung erfolgte den 25., 26. und 27. Am Morgen des letztern Tages sandte er die vollendete Erzählung an Schiller mit den Worten: „Ich entschließe mich gleich meinen ersten Entwurf Ihnen zur Beurtheilung zu übergeben. Da es nur drum zu thun ist, eine Arbeit los zu werden, so scheinen mir diese Bogen, wie ich sie wieder nachlese, zu ihrem Endzweck beinahe schon gut genug; doch erwarte ich Ihr Urtheil." Wahrscheinlich theilte ihm Schiller sein Urtheil mündlich schon denselben Abend mit. Am 10. Juli sandte er die Erzählung an Cotta zum Drucke ab. Schiller lieferte zu dem Taschenbuch seine Worte des Wahns, die er nach seiner eigenen Angabe im vorigen Jahre gedichtet, wahrscheinlich jetzt nur neu durchgesehen hatte. Das Taschenbuch brachte letztere unmittelbar

hinter Goethes Erzählung, die ursprünglich den Titel führte: „Die guten Frauen, als Gegenbilder der bösen Weiber, auf den Kupfern des diesjährigen Damenalmanachs. Hierzu 12 Kl.(eine) Kupfer." In die erste von 1806 bis 1808 erschienene Ausgabe von Goethes Werken fand das Gespräch keine Aufnahme; erst die zweite, 1815 begonnene, brachte es im dreizehnten Bande (1817) vor den Unterhaltungen, nach Cagliostros Stammbaum, unter dem einfachen Titel Die guten Weiber, mit einigen kleinen Veränderungen, aber auch leider manchen Druckfehlern, welche in der Ausgabe letzter Hand noch vermehrt wurden, die es im fünfzehnten Bande (1828) zwischen den Unterhaltungen und der Novelle gab.

Goethe hatte den glücklichen Gedanken, statt die Zerrbilder böser Weiber, die eigentlich am wenigsten in ein Damentaschenbuch passen, witzelnd zu erklären, wie es Lichtenberg bei Hogarths launigen Zeichnungen gethan hatte, ihnen Bilder guter Weiber entgegenzusetzen, die aber nichts weniger als Ideale sein sollten, sondern eben Frauen, wie sie das Leben zur Förderung des Familienlebens und heiterer Geselligkeit nicht gar selten bietet, dabei aber geschickt die Erklärung abzulehnen, ohne jedoch die Bilder ganz unberücksichtigt zu lassen, vielmehr wollte er auch des gewöhnlichen Gefallens an solchen Zerrbildern gedenken, und einige derselben ausdrücklich erwähnen, ja die Unverständlichkeit eines derselben hervorheben und seinen schwer zu errathenden Sinn andeuten. Ein zweiter nicht weniger glücklicher Gedanke war es, daß der Dichter von seinen guten Weibern keine Schilderungen gab, sondern diese sich selbst in lebhaftem Gespräche, und zwar gerade über die Kupfer, darstellen ließ, wobei er auch Bilder anderer Frauen einmischen und sich überhaupt über Frauencharaktere aussprechen konnte. Dadurch ward das Ganze ein Gespräch über

die Kupfer zwischen gebildeten Damen und Herren, und ein anziehendes einheitliches Gegenstück zu den zu erklärenden, aber durch die Erklärung zur Seite gedrängten Kupferbildchen.

Wir werden in einen Sommerklubb geführt, wie er auch in Weimar nicht fehlte. Dort war eben im vorigen October die Gesellschaft Resource entstanden, die später den Namen Erholung annahm. Der hier geschilderte Klubb steht gerade in seiner schönsten Zeit, wo das gute Verhältniß der Personen zu einander im Steigen ist, da die meisten Mitglieder „meist gebildete, wenigstens mäßige und leidliche Menschen" sind, die wechselseitig ihren Werth schätzen, woher „das allgemeine Gespräch oft von der Art ist, daß man gern dabei verweilen mag", da man hier nicht allein spielt und Zeitungen liest, sondern sich auch gern in heiterer Unterhaltung ergeht. Unter den Personen, die wir hier kennen lernen, ist nur ein Ehepaar, Herr und Frau Seyton, wobei gleich bemerkt sei, daß alle Personen, die der Dichter mit Zunamen vorführt, fremde Namen haben; nur bei einem deutet er an, der Name, unter dem er ihn einführt, Sinklair sei, nicht sein wahrer Name, wie es gleichfalls bei dem Laertes in den Lehrjahren der Fall ist, dessen Name mit Bezug auf den gleichnamigen Bruder der Ophelia in Shakespeares Hamlet gewählt ist. Woher der Freund des Herausgebers des Taschenbuches, der diesen geschickt hat, um ihm hier etwa eine Erklärung der Kupfer zu verschaffen, gerade den schottischen Namen Sinklair erhalten, weiß ich nicht; etwa aus einem englischen Roman oder Drama, in welchem dieser eine Vermittlerrolle spielt. Uebrigens vertritt Sinklair nichts weniger als des Dichters eigene Ansicht. Wenn Goethe seinen Personen fremde Namen gibt (außer den genannten den italienischen Armidoro und den französischen Arbon), so schienen ihm hier wohl die gewöhnlichen deutschen Zunamen, bei seiner sonst den gewöhnlichen

Ton der Unterhaltung anschlagenden Erzählung diese etwas zu sehr herabzudrücken. Auch sonst hat er in seinen Erzählungen und Romanen sich meist deutscher Zunamen enthalten und diese fast ganz vermieden, nur die Namen Meister und Werner hat er in den Lehrjahren gebraucht. Madame Seyton (ihr Vorname Meta [Margarethe] wird gelegentlich von ihrem Gatten erwähnt) wird als eine liebenswürdige Frau, eine gute, treue Gattin, die ganz das Vertrauen ihres Gatten genießt, eingeführt. Ihre lebhafte Sinnlichkeit will heiter beschäftigt sein, sie bedarf, um ihre häuslichen Tugenden gerne zu üben, Lustbarkeiten und Zerstreuungen; einen Hausfreund kann sie nicht entbehren, der sie zu diesen begleitet, da ihr Mann, obgleich von angenehmem Umgange, doch zur Unterhaltung in größern Kreisen wenig geneigt ist. Eine Madame Seyton ähnliche, aber geistig gewecktere Natur ist die von einer glücklich erwiederten Neigung zu Armidoro ergriffene Henriette, eine durchaus liebenswürdige Erscheinung, die vor allen durch ihre lebhafte Empfindung, ihr heiteres Aufnehmen der Welt von der besten Seite, ihre gutmüthige Theilnahme an allen Personen und Dingen hervorglänzt, eine jener muntern Naturen, die Goethe so einzig gelingen. Sie ist stets zum Reden bereit, im Ausfragen unermüdet, eine besondere Freundin von Räthseln und Charaden. Mit gleicher Freundlichkeit tritt sie allen entgegen, da ihr schönes Herz nur Freude und Lust verbreiten möchte. Einen scharfen Gegensatz zu ihr bildet die ernste, tiefer und feiner angelegte, aber auch etwas schwerere, weniger leichtlebige und freundliche, im Bewußtsein ihrer verständigen Natur oft in Bitterkeit und Hohn sich gefallende Amalie. Ihre Wißbegierde läßt sie manchen Abend bei „Journalen, Zeitungen und andern Neuigkeiten (neuen Büchern)“ am Lesetische zubringen, wo sie sich weder durch das Kommen und Gehen noch durch die

laute Unterhaltung und das Geräusch der Spieler hindern läßt. Sie ist nichts weniger als gesprächig, nur da, wo sie sich zum Widerspruche veranlaßt fühlt, hält sie nicht zurück, sondern mit Schärfe ihre Ueberzeugung ausspricht. Auch darin steht sie Henrietten entgegen, daß ihr die Hunde, als Zerrbilder der Menschen, zuwider sind, so daß sie zu der Behauptung sich hinreißen läßt, der Verstand stehe in Gegenwart der Hunde still.*) Goethe selbst hatte einen großen Widerwillen gegen Hunde, besonders wegen ihres Bellens, wenn er auch manche Hunde um sich dulden mußte, und er das Wort, das ihn Falk einmal, als er einen Hund auf der Straße bellen hörte, äußern läßt: „Larve, mich kriegst du nicht unter," nicht in dieser Weise gesagt haben mag. Wenn die ernste Amalie mit ihrem scharfen, etwas kühlen Verstande sich mit Litteratur und Geschichte gern beschäftigt, so tritt uns in Eulalien, bei deren Namen man nicht an den eigentlichen Wortsinn (Wohlredende) denken darf, eine glückliche Schriftstellerin entgegen, die durch ihren gebildeten Geist eine der schönsten Zierden dieses Klubbs ist, nichts weniger als aufdringlich und eingebildet, die sich auch nicht bereden läßt, das von Armidoro niedergeschriebene Gespräch zu bearbeiten, da sie nur dem Antriebe ihres eigenen Geistes folgt. Eben ist sie mit einem Märchen beschäftigt, und diese anspruchslose Dichtart scheint ihrer Natur am gemäßesten zu sein. Eben so wenig als Amalie hat sie ein Verhältniß zu einem der jungen Männer; freilich kommt sie nicht allein, wie die abgeschlossene Amalie, aber an Arbon, „einen denkenden Künstler", der sie begleitet, schließt sie keine Liebesneigung, sondern nur dessen künstlerische Begabung; ihre Natur scheint sie mehr zu

*) Bei Goethe lautet der „gemeine deutsche Ausdruck" dafür „die Vernunft steht still".

Frauen als zu Männern zu ziehen, obgleich sie die reichere Kenntniß derselben und ihren gebildeten Umgang gern genießt. Von den vier Männern ist Seyton ein munterer Lebemann, der auf seinen Reisen vieles erlebt und erfahren hat, Sinklair ein feiner Beobachter der Welt, der besonders dem Seelenleben seine Aufmerksamkeit schenkt, während der jüngere Armidoro eine mehr praktische Natur ist, die immer das Nützliche im Auge behält und so auch bei dem Uebergewicht, das die Frauen über die Männer gewinnen, den Vortheil und Nachtheil erwägt, den beide davon haben; Arbon erscheint nur von Seiten seiner künstlerischen Beurtheilungsgabe.

Die vier Frauen, deren verschiedener Charakter sich im Gespräche entwickelt, sind es, die den schroffen Zerrbildern der Kupfer entgegentreten, um die Damen, denen das Taschenbuch gewidmet ist, mit diesen auszusöhnen, da es gerade Bilder aus dem Leben, welche nicht von aller Schwäche frei sind, doch als edle Naturen unsern Antheil gewinnen. Ein paar andere Frauen lernen wir in den glücklich eingewobenen Geschichten kennen, doch ist unter diesen nur eine, deren Bild weiter ausgeführt ist, um in der Galerie der guten Frauen eine Stelle zu verdienen, diejenige, welcher der Dichter den Namen Margareta gibt. Die paar Hundegeschichten werden durch die Erzählung von Seyton und seiner Gattin veranlaßt, wie in dem gewöhnlichen Gespräche Geschichten ähnliche hervorzurufen pflegen, und was Eulalie von der wunderbaren Entstehung des Märchens ihrer Freundin berichtet, wodurch Seyton zu einer andern kleinen Erzählung veranlaßt wird, ist eigentlich ein Gegenbild zu ihr selbst, da sie nicht, wie jene, aus krankhafter innerer Unruhe, wie in einem beständigen Fiebertraum schwebend, sondern aus gesunder, frisch angeregter Einbildungskraft mit künstlerischem Bewußtsein ihre Märchen schöpft.

Die Stellung der vier Frauen gegen die Karikaturzeichner ist ihrem Charakter gemäß eine durchaus verschiedene. Während Madame Seyton denselben gar keine Beachtung schenkt, da sie überhaupt von allen Angelegenheiten der schönen Wissenschaften und Künste eben so wenig etwas wissen will, als sie davon versteht, läßt sich die heitere Henriette die Karikaturen gern gefallen, ja sie machen ihr Spaß. Amalia verwirft alle Zerrbilder mit dem heftigen Widerwillen ihrer edlen Natur, woher sie fordert, daß der Herausgeber sie aus dem Taschenbuche für Damen entferne. Eulalie äußert sich gar nicht darüber, gibt aber stillschweigend dem Vorwurfe recht, daß der Künstler sich damit an dem schönen Geschlechte versündigt habe, und wenn sie dem Wunsche Armidoros, im Gegensatze zu den dem Künstler diesmal beliebten bösen Frauen eine Anzahl guter Frauen zu schildern, nicht willfährt, so hält sie, außer dem Mangel an Zeit, die Betrachtung davon ab, daß keine Frau mit dem wahren Enthusiasmus für ihr eigenes Geschlecht eintreten und die Lichtseite der Frauen eigentlich nur von einem jungen feurigen Liebhaber dargestellt werden könne. Solche Gegenbilder der guten Frauen kommen auch eben so wenig als die von Sinklair gewünschte Erklärung der Kupferbildchen zu Stande, dagegen stellt sich Sinklair und Armidoro das heutige Gespräch selbst als genügendes Gegengewicht gegen die Zerrbilder böser Frauen dar, da die guten Frauen, welche in demselben erscheinen und sich aussprechen, die schönen Leserinnen mit dem Herausgeber versöhnen werden, und so wird es denn, freilich nur von Männerhänden bearbeitet, im Taschenbuche „den guten Frauen zu weiterer Beherzigung vorgelegt", wie jene Zerrbilder, welche der Künstler diesmal gewagt habe, zu nehmen seien, die erheitern, keineswegs verletzen sollen, da der Werth der Frauen dadurch

nichts weniger als in Frage gestellt, vielmehr die guten um so höher geschätzt werden.

Verfolgen wir die Erfindung unserer Erzählung, so haben wir den feinen Kunstsinn des nach einem klar gedachten Entwurfe arbeitenden Dichters und die glückliche Ausführung im einzelnen zu bewundern. Nachdem wir kurz von dem Verhältnisse Henrietens zu Armidoro gehört, die schon einige Zeit im Garten des Sommerklubbs auf- und abspaziert sind, eilt erstere ihrer aus der Ferne gesehenen Freundin Amalie nach, die sich bereits in das Lusthaus begeben und sich dort an den Lesetisch gesetzt hatte, an welchem sie häufig ganze Abende zubrachte. Der Gegensatz beider Naturen tritt schon hier bestimmt hervor. Ihre wirkliche gegenseitige Begrüßung übergeht der Dichter über ihrer kurzen Schilderung, und läßt sofort, ehe noch Armidoro Henrietten folgt, Sinklair zu ihnen treten, von dem die gesprächige, ihn mit der Frage, was er Neues bringe, empfangende Henriette erfährt, daß er die Kupfer zum neuen Damenkalender bei sich trage, auf denen in zwölf Abtheilungen Frauenzimmer vorgestellt seien. Die aufmerkende Amalie erkennt sogleich aus dem schweigenden Lächeln, mit welchem er Henriettens weitere Erkundigung aufnimmt, daß es sich um etwas die Frauen Herabsetzendes handle, und sie spricht ihre Entdeckung mit der feinen und höhnischen, ihr wohl stehenden Miene und dem Vorwurfe gegen die Männer aus, daß diese sich so viel wissen, wenn sie durch irgend etwas die Frauen heruntersetzen können. Sinklair will sich durch diesen harten Vorwurf abhalten lassen, mit seinen Karikaturen herauszurücken, aber Henriette, die lebhaft ihr Gefallen an Zerrbildern ausspricht und daß ihr auch Abbildungen böser Weiber nicht zuwider sind, überwindet durch ihr entschiedenes Verlangen, die Zeichnungen zu sehn, des Freundes Bedenken, während Amalie aus Widerwillen kein

Wort äußert. Henriette freut sich der recht lustigen und besonders hübsch gestochenen kleinen Kupfer, die sie rasch aus der gleich am Anfange von Sinklair hervorgezogenen Brieftasche herausnimmt und vor sich ausbreitet. Sogleich entdeckt sie auffallende Aehnlichkeiten mit bekannten Personen, sogar mit einer Dame des Klubbs und mit ihrer Großtante. Die Frau mit dem Schnupftabacksfinger unter der Nase befindet sich auf dem ersten, Café du beau monde unterschriebenen Bildchen, die mit der Katze auf dem dritten, als „Tischgespräch" bezeichneten, die Dame mit dem Knaul und dem Zwirnhalter auf dem sechsten, unter welchem das Wort aus Ifflands Hausfriede steht: „Die Männer müssen niemals müde werden", der gebückte Magister auf dem fünften mit der Unterschrift: „Und er soll dein Herr sein". Amalie, die sich durch das Auffinden der Aehnlichkeit mit wirklichen Personen unangenehm berührt fühlt, kann ihre Mißbilligung nicht zurückhalten. Nachdem sie, um sich von der Grundlosigkeit dieser Aehnlichkeit zu überzeugen, einen kalten, keinen Antheil verrathenden Blick auf die Bilder geworfen, bemerkt sie etwas spitz, die Aehnlichkeit bestehe nur in der Häßlichkeit, die dem menschlichen Geiste zuwider sei, während alles Schöne ihn anziehe. Sinklair hebt dagegen hervor, der Witz des Künstlers („Phantasie und Witz") finde gerade beim Häßlichen seine Rechnung, nicht bei dem Schönen. Armidoro, der gleich nach Sinklair eingetreten und ans Fenster getreten war, hebt dagegen hervor, wie hoch das Schöne über dem Häßlichen stehe; das eine erhebe uns, mache uns zu etwas, das andere bringe uns mit dem Gemeinen zusammen und vernichte uns. Auch er hat keine Lust an Karikaturen, wie er es hier kurz andeutet, worauf er sich entfernt, ohne auf die vorliegenden näher einzugehn. Wir erfahren im Folgenden, daß auch er ein Freund des Herausgebers ist, dem die Kupfer zu dessen Taschenbuche und

die Noth, welche dieser ihretwegen hat, wohlbekannt ist. Da er voraussieht, das begonnene Gespräch über die Kupfer werde einen anziehenden Verlauf nehmen, besonders wenn noch andere Mitglieder der Gesellschaft, wie er erwarten darf, dazu kommen, so hofft er, seinem Freunde auf einem ganz eigenthümlichen Wege aus der Noth zu helfen, wenn er dieses Gespräch aufzeichne und es dem Herausgeber als Beitrag zum Taschenbuche und als eine Art Erklärung seiner Kupfer übergebe. Deshalb begibt er sich in das anstoßende Kabinet, wo er die Unterhaltung hören und ungesehen aufschreiben kann.

Goethe benutzt diese Gelegenheit, uns über den damaligen Zustand des Klubbs nähern Aufschluß zu geben, ehe er ein neues Paar desselben einführt. Nachdem er dasselbe charakterisirt hat, entschuldigt er diese Art, den Leser kurz mit dem Charakter seiner Personen bekannt zu machen, statt, wie der Dichter, sie durch ihr Auftreten und Handeln sich selbst bezeichnen zu lassen, mit der Kürze, welche sich der Gesprächschreiber wohl gestatten dürfe. Wir müssen gestehn, daß wir diese Entschuldigung wenig zutreffend finden, und gern die ganze Stelle: „Der Dichter soll uns — weghelfen" gestrichen sähen. Vielleicht ist sie auch nur ein nachträglicher Zusatz, ja wir möchten dasselbe auch von dem vorhergehenden Absatze: „Alle Klubbgesellschaften — verweilen mag" vermuthen, der uns nicht durchaus nöthig, ja eher etwas störend scheint.

Seyton tritt mit seiner Frau und ihrem Hausfreunde ein. Er allein begibt sich an den Tisch, während die Frau, die sich um solche Dinge nicht kümmert, sich mit ihrem Hausfreunde unterhält. Die Begleitung des Hausfreundes und des Windspiels, das der Frau Seyton immer folgt, wird hier übergangen. Henriette fragt den an den Tisch tretenden Seyton sogleich in ihrer leb-

haften Weise, ob er nicht auch der Ansicht sei, daß jedes Zerrbild eine unwiderstehliche Anziehung und einen unauslöschlichen Eindruck übe, wogegen Amalie sich nicht entbrechen kann, scharf hervorzuheben, beides beweise noch nicht den Werth der Karikaturen, da ja auch jede üble Nachrede einen gewissen Reiz habe und auch das Ekelhafte sich unauslöschlich den Sinnen einpräge. Seyton, der sich endlich der Aeußerung seiner Ansicht auf Henriettens wiederholte Aufforderung nicht entziehen kann, nimmt sich der Karikaturzeichner an, da man, weil in allem Menschlichen sich ein Gegensatz zeige*), auch dem Zeichner nicht verwehren könne, sowohl das Häßliche als das Schöne dazustellen, ja er dürfe auch das Schöne in seinen Kreis ziehen, wie auch die Freunde der Verschönerungskunst das Häßliche zu sich herüberziehen. Amalie dagegen findet es unverantwortlich, wie man vorzügliche Männer durch Karikaturen so schändlich entstelle, daß man sie kaum anders sich noch vorstellen könne, was sie in Bezug auf die berühmten politischen Gegner Pitt und Fox ausführt, von denen der erstere damals noch mit starker Hand England lenkte, während der andere sich schon mehrere Jahre lang auf seinem Landsitze ländlichen und wissenschaftlichen Arbeiten hingab.**) Die Karikaturzeichner der englischen Opposition, Fores, Holland u. a., stellten die Minister gern unter Thiergestalten vor, während der geistvollste Karikaturzeichner James Gillray auf Seiten der Minister stand. Goethe hatte diese Karikaturen wahrscheinlich aus Böttigers seit

---

*) In dem Satze „Unser Geist scheint zwei Seiten zu haben" ist seit 1817 mit Recht das nach „scheint" stehende „auch" weggelassen, wogegen vorher in der Schilderung Seytons „riel" vor „gereist" eingeschoben wurde.

**) Bei der Bezeichnung der bekannten Karikaturen ist „wohlgesacktes" ein seit 1817 fortgepflanzter, erst neuerdings verbesserter Druckfehler statt „vollgesacktes".

1798 erscheinender Zeitschrift London und Paris kennen lernen oder etwa aus Posselts bei Cotta herauskommender allgemeiner Zeitung. Aber Henriette hat gerade an dieser Unauslöschlichkeit jener Fratzenbilder ihre wahre Freude, und sie gesteht, daß sie sich manchmal einen Spaß damit mache, solche wunderlichen Zerrbilder sich vorzuführen, ja sie in Gedanken noch immer mehr zu verzerren, wobei sie auf die übertriebene Behauptung Amaliens gar nicht eingeht, daß man bestimmte Personen sich am Ende nur unter ihrem Karikaturbilde denken könne. Natürlich liegen Pitt und Fox als Staatsmänner der heitern Henriette ganz fern, da sie an der Politik keinen Theil nimmt.

Sinklair aber sucht die Damen von ihrem Streite über die Berechtigung der Karikatur abzubringen und ihre Aufmerksamkeit wieder auf die vorliegenden Bildchen zu lenken, für die er gern einen Erklärer gewinnen möchte. Seytons Blick fällt hierbei gerade auf das zehnte Bild, eine echte Thierfreundin, die einen Hund auf dem Arme trägt, während zwei andere und eine Katze ihr folgen, noch andere von einem Bedienten nachgetragen werden. Amalie findet ausnahmsweise gegen diese Verspottung nichts einzuwenden, weil ihr gerade die Hunde als Zerrbilder der Menschen, denen sie durch so manche Fertigkeiten, ja durch eine Art von Verstand und treuer Anhänglichkeit ähnlich werden, besonders verhaßt sind. Es ist ein gar treffender Zug, daß ihr leidenschaftlicher Haß gegen die Hunde sie ihrem Grundsatze untreu werden läßt. Das ist glücklich aus dem Leben gegriffen. Seyton erinnert sich hierbei an die auffallende Bemerkung eines Reisenden, daß er in Grätz so viele Hunde und so viele stumme, halb alberne Menschen gefunden habe*), was fast auf einen bösen Einfluß der

*) Den hier gemeinten Reisenden (denn offenbar bezieht sich Seyton auf eine gedruckte Reisebeschreibung) kann ich nicht angeben. Bei Nicolai, Stol-

Hunde auf die Menschen schließen lasse, eine Vermuthung, wie sie dem bloß auf das Aeußerliche gerichteten Seyton ganz gemäß ist. Sinklair will nur im allgemeinen zugeben, daß Thiere unsere Neigungen und Leidenschaften ableiten, wogegen Amalie ihrem Widerwillen gegen die Hunde in der an Seytons Bemerkung anknüpfenden Aeußerung Luft machen muß, daß in Gegenwart von Hunden nach dem gemeinen Ausdruck, den sie hier mit Absicht braucht, der Verstand stille stehe. Sinklair aber will das allgemeine Gespräch wieder auf die gegenwärtigen Verhältnisse lenken, indem er der leidenschaftlichen Amalie gegenüber scherzend bemerkt, in ihrem Klubb bezeige nur Madame Seyton besondere Liebe zu einem Hunde, wobei er aber hervorhebt, daß deren Windspiel das sie auch diesmal begleitete, wirklich ein artiges Thier sei. Dadurch veranlaßt er ihren Gatten zu der Aeußerung, dieses Windspiel müsse ihm als ihrem Gemahle sehr lieb und wichtig sein. Seine Gattin, der nicht entgehn kann, daß er damit auf ihre Geschichte deutet, droht ihm deshalb scherzhaft mit dem Finger, wodurch er sich aber nicht abhalten läßt, weiter zu bemerken, dieses Geschöpf beweise gerade die Richtigkeit der frühern Behauptung Sinklairs, und er bittet seine Frau um die Erlaubniß, ihre Geschichte erzählen zu dürfen, welche diese dann durch einen freundlichen Wink gibt. Die Erzählung, welche zweimal durch eine heitere Zwischenbemerkung der dabei besonders betroffenen

---

berg u. a. finde ich keine darauf bezügliche Bemerkung. Sollten die „Zeichnungen auf einer Reise von Wien über Triest nach Venedig und von da zurück" von Joh. Hammer, die gerade in diesem Jahre zu Berlin erschienen, diese Bemerkung enthalten? An frühere Reisen, wie „Italien und Deutschland" von Moritz und Hirt (1789—1792), die „Durchflüge durch Deutschland" von L. v. Heß (1793—1796), Grimms „Bemerkungen eines Reisenden durch Deutschland, Frankreich u. s. w." (1775—1779), dürfte kaum zu denken sein.

Gattin glücklich unterbrochen, am Ende von dieser als im allgemeinen richtig bestätigt wird, zeigt eigentlich nicht, daß ein Hund die Neigungen ablenken könne, wenn das Windspiel auch die Veranlassung war, daß der zweite Liebhaber entfernt wurde, sondern daß der Hund durch die Macht der Ideenverbindung die Erinnerung an den Entfernten, dessen steter Begleiter er war, festhalten, ja auch die schwindende Erinnerung wieder frisch beleben könne. Freilich thut zuletzt ein kluger Freund des entfernten Liebhabers *) das Beste, aber dieser verläßt sich eben auf den Einfluß, welchen das neue Windspiel üben werde. Wenn die Anspielung auf die Geschichte des treuen Hundes des Ulyß (Odyssee XVIII, 291 ff.) etwas gelehrt, besonders für die Gattin, scheint, so darf man wohl annehmen, daß Seyton, als er bei seiner Abreise seinen Hund ihr zurückließ, schon darauf hingedeutet haben werde. Die Gattin macht nun, mit Bewilligung ihres Gatten am Arm des bisher noch nicht erwähnten Hausfreundes einen längern Spaziergang, da ihr Gatte sich doch wohl bald an den Lombretisch setzen werde. Seine Mahnung, auch den Hund mitzunehmen, der hier lästig sein würde, erregt bei der Gesellschaft ein Lächeln, da derselbe als ein Erinnerungsmittel sich bewährt hatte, und man eine Hindeutung darauf in das ohne weitere Nebenabsicht gesprochene Wort mit der geselligen Kreisen in solchen Fällen eigenen Schadenfreude hineinlegt. Die Schadenfreude bezieht sich darauf, daß Seyton, ohne es zu merken, ein Wort gesagt hatte, das darauf gedeutet werden konnte, als ob es einen solchen Erinnerungsmittels gegen den Hausfreund bedürfe. Daß

*) „Als stiller Menschenkenner und Herzenslenker", insofern er die Mittel kennt, wodurch er auf das Herz zu wirken weiß. Seit 1817 hatte sich Herzenskenner fortgepflanzt, was neben Menschenkenner kaum an der Stelle ist.

Seyton sich nun wirklich an den Lombretisch begab, wird hier ebenso wenig bemerkt, als daß Armidoro aus dem Kabinet wieder zur Gesellschaft trat, was wir erst weiter unten hören.

Wie eine Geschichte in der Gesellschaft andere ähnliche hervorzulocken pflegt, zeigt sich auch hier wieder. Sinklair bringt aus seiner eigenen Erfahrung die gerade umgekehrte Geschichte, wie ein Hund zur Trennung eines Verhältnisses geführt habe.*) Nach einer Vermuthung von Löpers würde Goethe hier auf sein Verhältniß zur Frau von Stein deuten, die in der hier bezeichneten Weise ihn nach seiner ersten Rückkehr aus Italien empfangen hätte; aber das, was sie trennte, war etwas ganz anderes, wenn es auch Frau von Stein an einem Lieblingshunde nicht fehlte, so daß freilich die Liebkosungen, mit welchen Frau von Stein in seiner Gegenwart sich gegen ihren Hund wandte, während sie gegen seine Mittheilungen sich kalt zeigte, dem Dichter hier vorgeschwebt haben könnten. Auch Armidoro, der auf den sittlichen Menschen besonders seine Aufmerksamkeit wendet, kann sich nicht enthalten, ein Beispiel zu erzählen von dem merkwürdigem Einflusse, den gesellige Thiere oft auf das Schicksal des Menschen üben. Hatte das Windspiel Seytons Geliebte an den Entfernten erinnert und ihre Treue bewahrt, ein anderer Hund ein sich entwickelndes Verhältniß gestört, so führt in seiner Geschichte ein Löwenhündchen zur Zerstörung des ehelichen Glückes und zur Zerrüttung des Hauswesens, da der Gatte in dem seiner Gattin geschenkten Hündchen den Beweis einer Verführung oder einer Verachtung seiner Frau von Seiten seines Freundes findet. Die Geschichte ist weniger eine Hundegeschichte, da auch

---

*) In den Worten: „Ich erzählte so manches andern" hat sich seit 1817 der Druckfehler „andere" fortgepflanzt.

jedes andere Geschenk unter gleichen Verhältnissen dieselbe Wirkung gehabt haben könnte; es tritt in ihr der leichtsinnige Uebermuth des treulosen Jugendfreundes hervor. Die fremden Namen, von denen der eine französisch, der andere italienisch ist, beide auch literarisch bekannt, sollen die Geschichte nur in die Ferne rücken, sonst wird jede nähere Bestimmung des Ortes absichtlich gemieden. Der Ausgang der Geschichte ist ganz knapp angedeutet, da es dem Erzähler nur um die Wirkung des geschenkten Löwenhündchens zu thun ist, wobei freilich das eigentlich Tragische zu kurz kommt. Fast sollte man glauben, Armidoro wolle damit alle weitere Hundegeschichten abwehren.*)

Jetzt tritt ein anderes Paar in die Gesellschaft, die Schriftstellerin Eulalie und der Zeichner oder Maler Arbon, von denen die erstere erst weiter unten besonders hereingezogen werden soll, der andere aber hier gleich verwandt wird, um über eines der Bilder vom künstlerischen Standpunkt sein Urtheil abzugeben und sich über Erklärung von Bildern auszusprechen. Daß Armidoro gleich nach dem Erscheinen des neuen Paares sich entfernt, wird übergangen, auch wie man Eulalien, deren Charakter vortheilhaft eingeführt wird, die Bilder vorgelegt, nur kurz bezeichnet Ohne Zweifel ist es Henriette, welche die Freundin heranzieht, was, statt des unbestimmten man, ausdrücklich bemerkt sein sollte. Eulalie, die mit Arbon die Bilder anschaut, äußert sich darüber nicht, da Amalie mit der bittern Bemerkung einfällt, es sei nicht genug, daß man die bösen Weiber bildlich darstelle, es werde nun auch wohl gar (sie erkennt wohl, was Sinklair im Sinne hat) ein witziger Schriftsteller darüber kommen, um die Sache weiter

*) Statt „des Sinnes" (des beleidigten Ehemanns) ist erst neuerdings das richtige „der Sinne" des ersten Druckes hergestellt worden.

auszuspinnen. Sinklair muß sich der Bilder im Auftrage seines Freundes annehmen*) und auch gestehn, daß freilich die Kupfer einer Erläuterung bedürfen würden. Zerrbilder, bemerkt er, bedürften alle einer Erklärung**), die sie erst belebe; Witz sei nicht das eigentliche Feld des bildenden Künstlers, dessen Kunst nicht dazu genüge, sondern die Sprache zu Hülfe nehmen müsse.***) Er vertheidigt die Sache seines Freundes, der eben eine Erklärung zu diesen Bildern haben muß, so gut, als ihm möglich ist. Die unzufriedene Amalie aber benutzt diese Gelegenheit, um auf die Unverständlichkeit eines der Bilder hinzuweisen, wodurch der Dichter nicht allein Sinklair Gelegenheit geben will, den Sinn desselben zu erklären, sondern auch Arbon veranlaßt, den Fehler des Künstlers zu bezeichnen und eine bessere Anordnung anzugeben.†) Das von Amalien beschriebene Bild ist das neunte der Reihe. Die lebhafte Henriette geht Arbon dringend an, eine kunstgemäßere Darstellung des von Sinklair bezeichneten Gegenstandes zu entwickeln. Hier spricht aus Arbon der Dichter selbst, der überall auf die anschaulichste Vergegenwärtigung des Gegenstandes drang.††) Arbon benimmt sich aber dabei nicht vornehm

*) In den Worten „die Bilder ganz fallen lassen" hatte sich seit 1817 der noch in die Ausgabe letzter Hand übergegangene Druckfehler ausfallen eingeschlichen.

**) Vor den Worten „daß ein Zerrbild" war seit 1817 das nöthige „ja" ausgefallen, wie am Anfange der folgenden Rede Sinklairs „doch" nach „So soll ich also".

***) Der Uebergang aus der abhängigen in die unabhängige Rede hätte hier angedeutet werden sollen.

†) In den Worten: „Lassen Sie uns vorher den Gegenstand genauer betrachten" liest man seit 1817 genau, was keineswegs zu verwerfen ist.

††) Er gedenkt hierbei der Großmutter Brantômes, welche der Königin Margaretha von Navarra, der Schwester Franz I., das Dintenfaß halten mußte, wenn diese in der Sänfte ihre Geschichten aufschrieb, deren vollständige

belehrend, sondern er läßt die schöne Henriette, die nicht bloß gern fragt, sondern auch räth, nachdem er das Unschickliche gezeigt, selbst das Gehörige aussprechen, die denn auch später, nachdem Arbon die bessere Anordnung im einzelnen bezeichnet hat, die weitere Ungehörigkeit hervorhebt, daß ein Dintenfaß schon auf dem Tische steht, wodurch jeder Gedanke, das, was das Mädchen hält, sei ein Dintenfaß, entfernt werde. Als aber Sinklair den Künstler entschuldigen will, der eben dem Erklärer Raum lassen wolle, besteht Arbon, nachdem er über die beiden im Bilde an den Wänden hängenden Männer ohne Kopf gespottet hat,*) entschieden darauf, daß jedes witzige Bild sich selbst erklären müsse; nur weil man wisse, daß es Erklärungen zu Kupferstichen gebe, mache man solche, die einer Erklärung bedürften. Freilich gibt er Sinklair zu, daß witzige Bilder, welche auf bestimmte Umstände und Verhältnisse, die nicht jedem bekannt seien, anspielen sollen, deshalb einer Erklärung ihres geistreichen Spieles bedürfen, aber diese Erklärungen müssen dann eben nur möglichst kurz und schlicht die nöthigen Angaben bieten, wie man ja auch zu fremden Dichtwerken, wie zu Rabelais und Butler (Goethe nennt einmal den Dichter, dann das Dichtwerk) solche Anmerkungen habe. So wenig eine witzige Erklärung eines witzigen Dichtwerkes gefallen würde, so wenig sei eine witzige Erklärung von witzigen Bildern zu billigen. Sinklair will auch hier wieder den allgemeinen Streit unterbrechen, um die Rede auf seine Bilder zurückzuführen, für

---

Sammlung unter dem Titel Heptaméron des nouvelles nach ihrem Tode (1559) erschien. Brantôme selbst erzählt dieses in seinen Mémoires, in welchen seine Großmutter Anne de Vivonne, die Frau des Seneschalls von Poitou, als eine sehr bedeutende Frau erscheint.

*) Sie sollen wohl auf die kopflosen Verehrer unserer Schriftstellerin deuten.

welche sein Freund eben eine Erklärung in herkömmlicher Weise verlange.

Eben kommt Armidoro, welcher einen besondern Vorschlag zu machen hat, wieder aus dem Kabinet. Durch seine Bemerkung, daraus, daß man noch immer mit den Bildern beschäftigt sei, ergebe sich, wie wenig man damit zufrieden sei, ruft er Amaliens Forderung hervor, endlich solle man doch über dieselben zur Tagesordnung übergehn, dem Herausgeber aber möge man aufgeben*), sie ja nicht in sein Taschenbuch für Damen aufzunehmen; müsse dieser ja selbst einsehn, daß er dadurch sein Unternehmen zu Grunde richte, da kein Liebhaber, kein Gatte, kein Vater es wagen werde, einen solchen Kalender als Geschenk auszuwählen.**) Armidoro aber erinnert daran, daß ja schon in andern zierlichen Almanachen ähnliche Zerrbilder sich fänden, deren bösen Eindruck man freilich dadurch abgeschwächt habe, daß man dem Widerwärtigen das Anziehende entgegenstellt habe, wie es besonders der noch in hohem Alter in Berlin lebende D. N. Chodowiecki gethan. Darauf gründet er den Vorschlag, in dem neuen Damenkalender möge nicht der Zeichner, sondern der Schriftsteller den Zerrbildern erfreuliche Bilder entgegenstellen, und er kann den Wunsch nicht unterdrücken, daß gerade Eulalie sich dieser Aufgabe unterziehe, sie mit dem Zauber ihrer Feder diese Kupfer nicht erkläre, sondern durch reizende Darstellungen guter Frauen vernichte. Sinklair findet dies so zweckmäßig, daß er sich dem Wunsche Armidoros aus voller Seele anschließt und die Freun-

*) Aufgelegt ist Druckfehler statt des im ersten Drucke stehenden auferlegt.

**) „Ein Dutzend und mehr häßliche, hassenswerthe Weiber!“ Auf einzelnen dieser Kupfer waren mehrere Personen, auch, wie wir schon sahen, männliche, abgebildet.

din dringend bittet, ihnen ja diesen Gefallen zu erzeigen. Doch Eulalie entschuldigt sich nicht allein damit, daß sie augenblicklich anderweitig zu sehr in Anspruch genommen sei *), sondern sie spricht auch die Ueberzeugung aus, solche Bilder guter Frauen müßten nicht von einer Frau, sondern von einem feurigen Liebhaber geliefert werden. Armidoro meint dagegen, nur mit Einsicht und Gerechtigkeit brauchten die guten Eigenschaften der Frauen ins Licht gesetzt werden, und vor allem müsse eine zarte Hand die Darstellung leiten. Als aber Sinklair bemerkt, das gestern von Eulalien vorgelesene entzückende Märchen errege den Wunsch, sie auch über gute Frauen zu hören, da überrascht sie die Gesellschaft durch die merkwürdige Mittheilung, daß dieses Märchen nicht von ihr, sondern von einer Freundin stamme, die in einem Zustande krankhafter Aufregung, um sich von den traurigen Gedanken **), die ihre ängstliche Lage in ihr erregten, zu befreien, das Märchen mit leidenschaftlicher Hast niedergeschrieben habe, wobei Amalie, welcher eine solche Erscheinung seltsam und widerwärtig ist, nicht unterlassen kann, sie durch eine launige Erinnerung an das unverständliche Kupfer der leidenschaftlichen Schreiberin zu unterbrechen.

Die laute Bezeigung der Verwunderung über eine so unglaubliche Entstehung des entzückend reizenden Märchens treibt den neugierigen Seyton, der erfahren möchte, wovon die Rede sei, vom Lombretische. Dieses wunderlich phantastische Tagebuch eines kränkelnden Gemüthes bringt ihn auf die früher so sehr in

---

*) In den Worten, womit Eulalie ihre Ablehnung beginnt: „Schriftsteller versprechen nur gar zu leicht", fehlte „nur" seit 1817.

**) „Von den kummervollen Gedanken". Der Druckfehler „dem" hatte sich seit 1817 fortgepflanzt. Im Folgenden war in „daß mir wirklich manchmal" das Wort „wirklich" des ersten Druckes ausgefallen.

der Mode gewesenen Tagebücher, und so kann er nicht unterlassen, eine Geschichte zu erzählen, wie ein solches nicht geheim gehaltenes Tagebuch einem Gatten die immer leidenschaftlicher sich entwickelnde Neigung seiner Frau zu einem Hausfreunde verrathen und ihn veranlaßt habe, der Sache noch zur rechten Zeit auf geschickte Weise ein Ende zu machen. Henriette, die sich ihrer reinen, unschuldigen Neigung bewußt und von der Treue eines wahrhaft liebenden Herzens durchdrungen ist, fühlt sich durch beide Geschichten, besonders durch die letztere, unangenehm berührt, da sie von der großen Schwäche der Frauen zeugen, und sie möchte, daß man, statt von solchen Frauen, die gerade nicht die besten seien, von guten spreche, wie ihr mit zarter Neigung geliebter Armidoro eben gewünscht hatte, als er Eulalien bat, eine Schilderung guter Frauen den bösen des Künstlers entgegenzustellen. Aber Seyton nimmt sich auch dieser Geschichten an; warum solle man immer nur von gut und böse sprechen, von denen nichts hören wollen, die in ihrer Art ganz wacker und tüchtig, aber doch von gewissen natürlichen Schwächen nicht frei seien? Müsse ja doch jeder mit sich selbst vorlieb nehmen, wie ihn die Natur geschaffen habe, nur darauf bedacht sein, sich selbst möglichst durch eigene Bildung zu bessern. Auch Henriettens Freund Armidoro nimmt sich solcher Geschichten, wie die zuletzt erzählte,*) an, und wünschte sehr, auch eine Sammlung solcher „leisen Züge, die den Menschen bezeichnen, ohne daß gerade merkwürdige Begebenheiten daraus ent-

*) Goethe sagt „wie sie bisher erzählt worden"; aber die Hundegeschichten, welche, wie er früher bemerkte, den Einfluß darstellen, den die geselligen Thiere auf den Menschen ausüben, kann er nicht darunter zählen. Wie er dort eine Sammlung solcher Geschichten wünscht, so hier eine von solchen menschlich bedeutenden, für den Kenner und theilnehmenden Freund des Menschenherzens merkwürdigen Fällen.

stehen", die weder der nur auf Bedeutsames ausgehende Roman noch der Witziges und Sonderbares verlangende Anekdotensammler brauchen könne, dagegen dem an der Bildung und Entwicklung der Seele ernsten Antheil nehmenden Beobachter willkommen*) seien. Sinklair bedauert jetzt, daß sie nicht früher daran gedacht hätten, solche Geschichten von Frauen zu erzählen, aus denen sie ein Dutzend von guten, wenn auch nicht ganz ausgezeichneten Frauen als Gegenbilder für das Taschenbuch hätten auswählen können. Amalie, die noch immer dem Zeichner der Karikaturen grollt, wünscht vor allem, daß man solche Fälle aufzeichne, in welchen der hohe Werth der Häuslichkeit der Frauen sich darstelle,**) als Gegenbilder zu dem Bildchen, auf welchem zum Nachtheil ihres Geschlechts eine theure d. h. kostspielige Frau bespottet werde. Es ist das letzte der Reihe, auf welchem ein Jude dem mit dieser spazierenden Gatten eine Rechnung, natürlich für ihren Putz, übergibt, ohne daß diese sich umwendet. Dem Wunsche Amaliens kann Seyton sogleich entsprechen, und so erzählt er seine Geschichte, nachdem er die Befürchtung dieser „schönen" Freundin, er werde nach der Unart der Männer doch am Ende mit einem Tadel der Frauen enden, als diesmal unbegründet bezeichnet hat. Die Geschichte von Margaretha, welche durch ihre Sorge für den Hausstand ihren in der Einnahme und Ausgabe etwas nachlässigen Mann von dem Nachtheile dieses Verhaltens überzeugt und ihn veranlaßt, in Zukunft die Kassengeschäfte ihr

*) In der zweiten Ausgabe und der letzter Hand steht der Druckfehler „vollkommen" statt „willkommen".

**) „Da eine Frau das Haus innen erhält." Seit 1817 stand durch einen leicht erklärlichen Irrthum „da wo".

anzuvertrauen, ist die ausgeführteste der ganzen Erzählung.*) Bemerkenswerth erscheint hier der Satz, daß ein wenig Geiz dem Weibe nichts schade, die Verschwendung ihm übel kleide; Festhalten sei die Tugend eines Weibes, wogegen dem Manne Freigebigkeit zieme. Man erinnert sich dabei der Aeußerung des Mephistopheles im Mummenschanz des Faust, wo er als Geiz erscheint: in der Zeit, wo die Frau noch den Herd versehen, habe es gut um das Haus gestanden („Nur viel herein, und nichts hinaus!"); damals habe er Avaritia geheißen, die man gar für ein Laster ausgeben wolle, jetzt aber, wo der Mann unter den Schulden seiner Frau zu leiden habe, sei er männlich geworden, der Geiz.

Wenn Seyton seinem Versprechen getreu bleibt, sich von jedem Vorwurf der Frauen frei zu halten, so läßt der Dichter dagegen, um einen leichten Uebergang zu gewinnen, Sinklair nach der Erzählung der Geschichte die Bemerkung machen, auch diese Geschichte spreche wieder für den Vorwurf, daß die Frauen herrschsüchtig seien, worin denn Amalie die Bestätigung ihrer Behauptung sieht, Männer müßten immer, wenn sie mit dem Lobe der Frauen begännen, mit einem Tadel enden. Armidoro aber ruft Eulalien auf, ihnen ihre Gedanken über die Herrschsucht der Frauen zu sagen, da sie in ihren Schriften eben nicht bemüht sei, diesen Vorwurf von ihrem Geschlecht abzulehnen, sondern eine gewisse Herrschaft der Frauen als berechtigt zu betrachten scheine. Diese erklärt, daß sie die Herrschsucht, insofern sie ein Fehler sei, an ihrem Geschlechte nicht billigen könne, wogegen die Frauen berechtigt seien,

*) Die Lesarten des Taschenbuchs nichts (statt nicht) verschwendete, endlich auf einmal (statt endlich einmal), nach Verlauf (statt nach dem Verlauf) sind erst neuerdings mit Recht hergestellt worden. Uebrigens hat Goethe im Jahre 1817 hier ein paar glückliche Aenderungen des Ausdrucks eintreten lassen.

eine Art Herrschaft zu üben, ohne welche ihnen jeder Genuß ihres Daseins verkümmert werde, und es sei ganz natürlich, daß das Streben nach einer gewissen Freiheit bei den Frauen lebhafter sei, da Herkommen und Gesetze ihnen diese verkümmerten.*) Aber Seyton bemerkt mit Recht dagegen, die Zeiten, wo die Frauen sich der Herrschaft des Mannes fügen mußten, seien längst vorüber,**) wobei er auf die schon oben erwähnte Unterschrift des fünften Kupfers: „Und er soll dein Herr sein" hindeutet; die Männer hätten, um sich selbst völlig auszubilden, ihnen gleiche Rechte mit ihnen selbst geben müssen, und da die Frauen bildungsfähiger seien als die Männer, hätten sie jetzt gerade das Uebergewicht über diese. Armidoro bestätigt diese Erfahrung vollkommen, und er sucht sie auf andere Weise als Seyton aus der Natur der Sache zu begründen; der Mann verliere nämlich dadurch,***) daß seine Kraft gemäßigt, er weiblicher werde,†) die Frau dagegen gewinne, wenn sie zu ihren übrigen natürlichen Vorzügen auch noch die Energie des Mannes erhalte. Wie anders lautet der Ausspruch der Prinzessin in Tasso, dieser reinen idealen Natur, der Mann strebe nach Freiheit, das Weib nach Sitte. Nach Schiller herrscht das Weib durch seine stille Weiblichkeit.

---

*) In den Worten „ebenso gut zu verkürzen" ist gut ein irriger Zusatz, der sich seit 1817 erhalten hat.

**) Launig hält sich Seyton hier an den Ausdruck Eulaliens: „Was man erringt, behauptet man hartnäckiger als das, was man ererbt hat", indem er ererbt haben im Sinne von besitzen braucht.

***) Vor den Worten „bei einem wechselseitigen Einfluß" hat sich 1817 ein „denn" eingeschlichen, das man erst ganz neuerdings getilgt hat.

†) Wenn er sagt, des Mannes Vorzug bestehe nicht in gemäßigter, sondern in gebändigter Kraft, so versteht er unter der letzteren die Selbstbezähmung der Leidenschaft, unter der andern die Verminderung der Thatkraft, die ihn seiner natürlichen Thatkraft beraube. Vgl. Schillers Würde der Frauen.

Vgl. Heft XV, 102. Dieser Armidoro darf nicht für den Vertreter der Meinung des Dichters gelten, es ist eben nur die Ansicht dieser besondern Persönlichkeit, die sich selbst durch ihre Neigung zu der anwesenden Henriette nicht abhalten läßt, sie zu äußern. Seyton will sich hierauf nicht weiter einlassen, ihm steht es fest, daß die Frau auf irgend eine Weise herrschen müsse, weshalb er denn bei jeder hier suche, worin sie herrsche. Amalie aber meint in ihrer scharfen Weise, weil er dies eben voraussetze, werde er es auch ohne Zweifel überall finden. Armidoro wird sich, eben als Amalie mit Seyton anbindet, ins Kabinet begeben Der gutmüthige Seyton läßt sich den Spott gefallen, ja er meint, es gehe ihm dann gerade nicht anders wie allen, die sich mit Erfahrungswissenschaften beschäftigen. Als er dann drei Klassen von Frauen, die thätige, die schöne, leicht und oberflächlich gebildete und die tiefer gebildete unterschieden, und den Kreis, in welchem jede derselben herrsche, bezeichnet hat, spottet Amalie, welche absichtlich Seyton den Gedanken unterschiebt, daß er alle Frauen habe klassifiziren wollen, somit seien sie denn alle glücklich in drei Klassen untergebracht. Sinklair aber nimmt sich Seytons an, indem er bemerkt, diese drei Klassen seien doch ehrenvoll genug; freilich gebe es daneben noch andere, fügt er nicht ohne eine schalkhafte Wendung gegen Amalien hinzu; so z. B. eine vierte, von welcher er aber jetzt nicht reden wolle, um nicht wieder Amaliens Vorwurf sich zuzuziehen. Doch die gern ausfragende Henriette läßt ihm keine Ruhe, und so bringt sie von ihm heraus, daß die Klasse, welche er im Sinne hat, durch Unthätigkeit herrsche, und da sie nicht begreifen will, wie man durch Unthätigkeit Herrschaft üben könne, erklärt er, daß er unter der Unthätigkeit ein beharrliches Verneinen, sei es aus Charakter, sei es aus Maxime, verstehe. Amalie aber spottet, sie würden nun bald in den ge-

wöhnlichen Ton der Männer fallen, den sie besonders anstimmten, wenn sie sich ganz gehn ließen.*) Wir sagt sie, indem sie sich als beim Gespräch betheiligt, einschließt; denn in den Ton fällt eigentlich nur der Redende selbst, und an Einstimmen in den Ton der Männer, die über die Frauen schonungslos herfallen, ist von Seiten der Frauen gar nicht zu denken. Aber die gutmüthige Henriette hält solche Meinungen, wie sie Sinklair geäußert, für ganz unschädlich, und will nur weitere Auskunft, was er mit seinen verneinenden Frauen eigentlich meine. Dieser glaubt nun nicht weiter zurückhalten zu dürfen, wenn er auch nur auf einem Umwege zur Sache kommt. Er spreche, bemerkt er, von den Charakteren, die in Deutschland selten, in Frankreich gar nicht sich finden sollen, weil man dort die Frauen nicht ängstlich auf das Haus beschränke, häufig dagegen seien sie da, wo sie unter dem Joche eines strengen äußerlichen Anstandes sich befänden und öffentliche Vergnügen selten**) stattfänden; in einem benachbarten Volke führten sie sogar einen bestimmten Namen nicht allein beim Volke, sondern auch bei den Menschenkennern und Aerzten. Endlich rückt er mit dem Namen Schalk heraus, und da sie sich darüber verwundert zeigt, weist er darauf hin, daß dieser Ausdruck in Lavaters physiognomischen Fragmenten, die sie auch einmal mit großem Antheil gelesen habe,***) von

*) „Wenn sie die Pfeife im Munde haben“. So steht richtig im ersten Drucke, nicht Pfeifen.

**) Selten hat richtig der erste Druck, nicht das durch das folgende häufiger veranlaßte seltener.

***) Es ist hier offenbar nicht von der Zeit des Erscheinens dieses Buches (1775—1778) die Rede, von dem ein Auszug 1783—1787 herauskam (denn so alt können wir Henriette nicht denken), sondern wir dürfen höchstens einige Jahre vor unserm Gespräche annehmen, wo Mitglieder des Klubbs eifrig die Fragmente lasen. Lavater starb nach langem Leiden erst im folgenden Jahre.

Frauen häufig vorkomme. Doch sie erinnert sich dessen nicht; sie müsse, meint sie, den Ausdruck damals im gewöhnlichen Sinne genommen haben. Sinklair gibt ihr die eigenthümliche Bedeutung an, welche das Wort in der Schweiz habe, wonach man damit ein Frauenzimmer bezeichne, das durch Gleichgültigkeit, Kälte und Zurückhaltung einem das Leben sauer mache, was oft eine Art Krankheit sei.*) Geßner bemerkt in Lavaters Leben II, 308, in der Schweiz bezeichne Schalkheit „boshafte, mit kalter Freude am Wehethum verbundene Laune". Der auf ihrem Willen bestehenden Amalie wird das Gespräch nun langweilig, da sie zu ihrem Zwecke, die Beseitigung der Kupfer zu erwirken, nicht gelangen kann, und so entfernt sie sich, um sich an den Lesetisch zu begeben, dem sie sich schon zu lange entzogen zu haben glaubt. Daß die Gesellschaft am Tische, auf dem die Kupfer liegen, Platz genommen, wenigstens die drei so lange sich unterredenden Personen, erfahren wir hier zuerst durch die Bemerkung, Amalie sei aufgestanden. Henriette, die Amaliens Entfernung im Eifer des Gesprächs nicht beachtet, findet es freilich etwas sonderbar, daß es solche Charaktere geben könne. Sinklair aber hat, wie er sagt, sich viel mit dieser theils geistigen theils rein körperlichen**) Krankheit abgegeben und manches über deren Erscheinungsarten zusammengestellt, in der Absicht, es einmal mit andern Bemerkungen über Seelenzustände ähnlicher Art mitzutheilen, bisher aber hat er nicht gewagt, damit hervorzutreten. Henriette fordert ihn auf, sie ihnen vorzutragen, besonders wenn er einige hübsche Geschichten über solche Schälke geben könne, die sie künftig einmal

*) So muß „halb moralisch, halb physisch" wohl verstanden werden. Die Anlage dazu ist oft physisch.

**) In den Worten „gegen den ich diese und jene Frau als schön pries" ward „als" seit 1817 durch Versehen ausgelassen.

in die Sammlung ihrer neuesten Novellen aufnehmen wollen. Eine solche Sammlung scheint die heiter lebhafte Henriette in Aussicht genommen zu haben, wonach sie, wie ihr Armidoro, eine Freude an Sammlungen hat; oder sollte auch diese Sammlung ein Gedanke ihres Armidoro sein?

Aber Sinklair kann nicht umhin, vor den beiden Damen (denn außer Henrietten ist nur noch Eulalie am Tische geblieben) sein Bedauern auszusprechen, daß seine Absicht, jemand in diesem Kreise zu einer Erklärung der Kupfer zu bestimmen oder wenigstens jemand sich dazu empfohlen zu sehn, vereitelt sei; habe man ihm ja statt dessen seine Kupfer fast ganz vernichtet. Eine Art Ersatz dafür würde es schon sein, meint er, wenn er ihr darüber gehaltenes Gespräch aufgeschrieben besäße. Bei diesen Worten tritt Armidoro wieder aus dem Kabinet*) und überrascht den Freund mit der Erklärung, daß er, da er selbst auch lebhaft gewünscht, dem Herausgeber einen Text zu den Kupfern zu verschaffen, das Gespräch durch Anwendung der Schnellschreibekunst in den Hauptzügen aufgezeichnet habe, so daß er es nur noch ins Reine zu bringen habe. Dabei kann er aber doch den Wunsch nicht unterdrücken, dasselbe von Eulalien, die es abgelehnt hatte, den Kupfern die Schilderungen guter Frauen entgegenzustellen, bearbeitet zu sehn, damit der anmuthige Geist, welchen sie über das Ganze gießen werde, die Frauen mit den schroffen Zügen des Künstlers aussöhne. Daß die in dem Gespräche auftretenden Frauen als gute natürliche Frauen und somit als Gegenbilder

*) Die Bemerkung „wohin er manchmal gegangen war“ kann nicht bezeichnen sollen, daß er nach seiner letzten Betheiligung am Gespräch ein paarmal wieder gekommen und dahin zurückgegangen sei, sondern es faßt das frühere Hin- und Hergehen zusammen, was freilich hier nicht bloß überflüssig, sondern störend ist, weshalb man diese Worte getilgt wünschte.

der Zerrbilder des Künstlers erscheinen, wagt er nicht bestimmt hervorzuheben, ja er macht, um Eulalien zur Bearbeitung zu veranlassen, eine leise Andeutung, daß der Inhalt allein nicht hinreichen würde, wobei er freilich daran denken kann, daß nicht bloß Frauen, sondern auch Männer am Gespräch sich betheiligt haben. Aber noch ehe Eulalie sich zu äußern vermag, muß die lebhafte Henriette, die am wenigsten sich zu scheuen braucht, ihre Betheiligung am Gespräche veröffentlicht zu sehn, ihre Mißbilligung gegen den geliebten Freund äußern, daß er aus Eifer, dem ihm befreundeten Herausgeber zu dienen, sich habe hinreißen lassen, das, was sie in freiem Gespräche geäußert, niederzuschreiben, was leicht ein böses Beispiel geben und ihre zutrauliche Unterhaltung stören könnte, da ja nichts hemmender wirke, als wenn man immer fürchten müsse, das, was man in vertraulichem Gespräch geäußert, gleich niedergeschrieben und veröffentlicht zu sehn, wobei man noch zu fürchten habe, daß die Unterhaltung nicht im vollen Flusse, sondern zerstückelt und verzerrt gegeben werde. Mit den Worten „wie jetzt gleich alles gedruckt wird", deutet sie wohl besonders auf die Unsitte hin, Unterredungen mit namhaften Personen zu veröffentlichen, wie es in Reisebeschreibungen und sonst geschah. Die Art, wie man Henrietten zu beruhigen sucht, sollte nicht so kurz abgethan sein; gern hätte man hier Sinklair für Armidoro eintreten und diesen selbst sich vertheidigen sehn. Etwas auffällig dürfte es auch sein, daß man sich vorbehält, „allenfalls über kleine Geschichten, die vorkommen (in der Unterhaltung erzählt werden) sollten, ein öffentliches Buch zu führen", da doch die heutige geheime Aufzeichnung durch ganz besondere Verhältnisse begründet ist und eine solche öffentliche Aufzeichnung, die von anderer Art ist, wohl einer vorausgehenden Genehmigung bedürfte. Auch Eulaliens Ablehnung, das Märchen zu bearbeiten, wird nur

kurz berichtet, und dann mit der Bemerkung geschlossen, daß keine weibliche Hand über das Protokoll gekommen, das nur von Männern, natürlich von den Theilnehmern am Gespräche, durchgesehen und ergänzt worden sei, und von ihnen nun den guten Frauen „zu weiterer Beherzigung“ vorgelegt werde. Auffallend bleibt es, wie hier unbemerkt gelassen wird, daß dieses Gespräch gerade einen Gegensatz zu den bösen Weibern des Künstlers bilden soll, was aber entschieden schon durch die Ueberschrift, besonders durch die im Taschenbuch gegebene, angedeutet wird. Auch an dem Ausdrucke „zu weiterer Beherzigung“ könnte man Anstoß nehmen, da Beherzigung auf ernstliche Erwägung deutet, hier doch nur das vorschweben kann, was in Bezug auf die Bestimmung der Kupfer gesagt ist, wobei freilich Amalie von ihrem strengen Standpunkte aus entschieden dagegen Partei nimmt, während sie der heitern Henriette Spaß machen, da sie weiß, wie wenig sie dadurch getroffen wird, und der Meinung ist, man müsse Spaß verstehn, und ein Gegengewicht darin findet, daß die Freunde des Herausgebers durch ein Gegenbild in der Darstellung guter Frauen den Damen die etwa gewünschte Genugthuung verschaffen. Sinklair, der mit der Absicht gekommen war, eine Erklärung der Karikaturen im gewöhnlichen Sinne zu erhalten, ist am Ende damit einverstanden, daß man, statt die Kupfer zu erklären, die Damen mit den schroffen Zügen auszusöhnen suche, mit denen der Zeichner sie etwa beleidigt haben könnte.

Die Erzählung stellt in einfach klarem Flusse die Unterhaltung über die Kupfer dar, wobei der Dichter sich nur erlaubt hat, das Auf- und Abtreten der einzelnen Personen nicht immer gleich zu erwähnen, sondern dasselbe erst später, wo es nöthig ist, als zwischenzeitlich erfolgt, zu bezeichnen. Der Hauptzweck, die Mittheilung des zweckmäßig eingeführten Gespräches, wird dadurch nicht

gestört, ja man kann sagen, das von den Redenden unbeachtet gebliebene Kommen und Gehen werde dadurch als wirklich unbeachtet geblieben bezeichnet, und fast könnte man meinen, auch das Entfernen Amaliens wäre besser unerwähnt geblieben, oder es hätte, wenn es als charakteristisch hätte bezeichnet werden sollen, nicht so ganz kurz abgethan werden, wenigstens hervorgehoben werden sollen, daß das Gespräch sie langweile und es sie schon lange zum Lesetische gezogen habe. Auch ein paar andere bloß angedeutete Züge der Unterhaltung hätte man, wie wir gelegentlich bemerkt haben, ausgeführt gewünscht. Sonst ist die Darstellung musterhaft und das kleine Gespräch dürfte als eine hübsche Kunstnovelle gelten dürfen, welche nicht allein die Stelle der Erklärung der Frauenzerrbilder des Taschenbuchs für Damen heiter ausfüllte, sondern auch durch Erfindung, Ausführung und Gehalt noch heute mehr Anspruch auf Beachtung macht, als ihm bisher zu Theil geworden; ist es ja die anspruchslose und daher um so gefälligere Vorläuferin aller spätern Kunstnovellen.

---

Druck von G. Reusche in Leipzig.

